<366371990400012

<366371990400012

Bayer. Staatsbibliothek S

Dr. BUSKEN-HUET

REMBRANDT'S HEIMATH.

AUTORISIRTE UEBERSETZUNG.

BEARBEITET

VON

Dr. GOSWIN FREIHERRN VON DER ROPP.

ERSTER BAND.

ERSTE HÄLFTE. — BOGEN 1—8.

LEIPZIG.

T. O. WEIGEL.

1885.

Bayerische

2 à 3 Rdm.

Art. 489 c 1,2

[Conrad]
K. BUSKEN-HUET,

REMBRANDT'S HEIMATH.

STUDIEN ZUR GESCHICHTE
DER
NORDNIEDERLÄNDISCHEN KULTUR IM SIEBZEHNTEN JAHRHUNDERT.

AUTORISIRTE ÜBERSETZUNG AUS DEM HOLLÄNDISCHEN
VON
MARIE MOHR.

HERAUSGEGEBEN
VON
G. FRHR. VON DER ROPP.

ERSTER BAND.

LEIPZIG.
T. O. WEIGEL.
1886.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN
Td 57/1132

Vorwort.

Angesichts der zu geringen Beachtung, die im allgemeinen den Erzeugnissen der niederländischen Literatur bei uns geschenkt wird, begrüsste ich mit Freuden den Antrag der Verlagshandlung, die Herausgabe einer Uebersetzung des vorliegenden Werkes zu übernehmen. Einer Rechtfertigung bedarf die deutsche Ausgabe nicht.

In seiner Heimath längst als ein Meister der literarischen Kritik anerkannt, hat der Verfasser es hier unternommen, den Bildungsstand seines Volkes in den verschiedenen Epochen seiner Entwicklung darzulegen. Und da nach ihm die niederländische Kultur, in allem was sie Eigenthümliches aufweist, am treffendsten durch Rembrandt vergegenwärtigt wird, führt er die Darstellung bis auf diesen hinab. Die einzelnen Zeiträume werden in einer Reihe von Abhandlungen besprochen, die scheinbar unzusammenhängend doch ein einheitliches Ganzes bilden und in diesem ersten Bande bis auf den letzten Abschnitt nach Persönlichkeiten bezeichnet sind, welche den Charakter der betreffenden Periode am geeignetsten wiederzuspiegeln im Stande sein sollen.

Die niederländische Kritik des Originals hat bereits wie an anderem so auch hieran Anstoss genommen und insbesondere die für die beiden ersten Kapitel getroffene Auswahl angefochten. Dasselbe wird auch bei der deutschen der Fall sein, welche zugleich darauf wird hinweisen können, dass der Verfasser zu einer Zeit eingesetzt hat, da von einem niederländischen Volke noch gar keine Rede sein kann. Dem gegenüber sei auch an dieser

Stelle auf die Vorrede des Verfassers aufmerksam gemacht und darf der Unterzeichnete seinerseits wohl hinzufügen, dass unfraglich manche schiefe oder falsche Auffassung wird constatirt werden können, ebenso unfraglich aber die Originalität des Verfassers nicht minder als anregend und fesselnd anzuerkennen ist wie die vielfach überraschende Beleuchtung, in welche er, ein Landsmann von Rembrandt, nicht nur die niederländische sondern auch die mittelalterliche Bildung überhaupt rückt und stellt.

Die Thätigkeit des Herausgebers bezog sich zumeist auf die ihm zur Verfügung gestellte Uebersetzung, für das Deutsch derselben trägt er die Verantwortung. Den sachlichen Inhalt des Werkes durchgreifender umzugestalten, hielt er sich nicht für berechtigt, nur augenscheinliche Versehen oder Irrthümer wurden stillschweigend zurechtgestellt, umfangreichere Kürzungen hauptsächlich bei den ersten Büchern vorgenommen, die ausgeprägte Individualität des Ganzen jedoch thunlichst gewahrt. Bei den Anmerkungen ist die holländische Literatur, soweit sie zugänglich, controlirt, die in den letzten Jahren hinzugekommene nachgetragen, bei den Quellencitaten die jeweils neueste Ausgabe herangezogen worden. Die Unbekanntschaft des Verfassers mit der einschlägigen deutschen Specialliteratur nöthigte hier und da zu Zusätzen, die in der Regel und zumal an solchen Stellen, welche dem vom Verfasser im Text Geäusserten widersprechen, durch Klammern kenntlich gemacht worden sind. Indessen ebensowenig als der Herausgeber es für nöthig erachtete, seinen Widerspruch zu den Anschauungen des Verfassers an jedem einzelnen Punkte zu bemerken, hat er für eine ängstliche Wahrung seines geistigen Eigenthums Sorge getragen.

Möge das Werk auch in dem deutschen Gewande dem Verfasser viele Freunde erwerben.

Giessen, Dec. 1885.

G. Frhr. von der Ropp.

Vorrede des Verfassers.

Dieser erste Theil enthält dasjenige, was ich für meinen Zweck über die Entwicklung der Niederlande bis zum 17. Jahrhundert zu sagen hatte, nicht dasjenige, was darüber von Männern gesagt werden könnte, welche ihr Leben der Erforschung der vaterländischen Geschichte zu weihen im Stande sind.

Ein zweiter Theil soll in derselben Weise das 17. Jahrhundert behandeln.

Die Erforschung und Bekanntmachung neuer Thatsachen oder Texte liegt mir fern. Ich mache dankbar Gebrauch von allem, was unsere besten Geschichtsschreiber der älteren wie neuesten Zeit zu Tage gefördert haben, und beabsichtige lediglich die bekannte niederländische Geschichte von dem Standpunkte der allgemeinen europäischen aus neu zu beleuchten.

Paris, d. 1. Aug. 1882.

Im Laufe der Jahrhunderte hat das Menschengeschlecht gleichsam einen Besitz erworben, der in dem materiellen und gesellschaftlichen Fortschritt, dessen es sich erfreut, besonders aber auch in seiner religiösen Entwicklung besteht. Einen Bestandtheil dieses Besitzes, so zu sagen das Juwel desselben, bilden die unsterblichen Werke des Genius in Poesie und Litteratur, Wissenschaft und Kunst, die, unter lokalen Bedingungen entstanden, doch das allgemein Menschliche repräsentiren. Dem gesellen sich, unzertrennbar von ihnen, die Erinnerungen an die Ereignisse, Gestaltungen und grossen Männer der Vorzeit bei. Eine Generation überliefert sie der anderen, und immer von Neuem mögen sie aufgefrischt in das allgemeine Gedächtniss zurückgerufen werden.

Leopold von Ranke, Weltgeschichte, 1881, I, Vorrede.

Inhalt.

		Seite
I.	Dreizehntes Jahrhundert. — Oliver von Köln	1
II.	Vierzehntes Jahrhundert. — Johann von Blois	41
III.	Fünfzehntes Jahrhundert. — Thomas von Kempen	79
IV.	Sechzehntes Jahrhundert. — Erasmus	118
V.	„ „ — Lukas von Leiden	189
VI.	Uebersicht der Literatur	255
	Anmerkungen	310

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erstes Buch.

Dreizehntes Jahrhundert. — Oliver von Köln.

1.

Als Einleitung zu den nachfolgenden Studien über die niederländische Kultur des 17. Jahrhunderts beabsichtige ich einige interessante Verhältnisse und merkwürdige Persönlichkeiten des 13. bis 16. Jahrhunderts zu schildern, um dem später zu Berichtenden eine feste Unterlage zu verleihen.

Eine specielle Kulturgeschichte von Holland kann nur für den Zeitraum von 1572—1713 geschrieben werden, eine sowohl das Mittelalter als auch die neuere Zeit umfassende wird durch den Charakter der holländischen Entwicklung ausgeschlossen. Denn bei Vergleichung der Geschichte der Niederlande mit der des übrigen Europa drängt sich die Wahrnehmung auf, dass unser Volk, nach dem Ausdruck eines vaterländischen Dichters, länger als andere Nationen auf dem Acker ausgeruht, und erst als die Sonne bereits ziemlich hoch am Himmel stand, die Hand an den Pflug gelegt hat.

Die Wiege des mittelalterlichen Mönchthums, welches die Kultur der europäischen Völker so kräftig gefördert, stand fern vom Nordseegestade. Niederlassungen der Herren vom deutschen Hause, vom Tempel, von S. Johann finden sich frühzeitig in den Niederlanden, allein kein einziger dieser drei grossen geistlichen Ritterorden ist in Holland oder durch Holländer ins Leben gerufen worden. An den Kreuzzügen begannen wir erst dann uns selbstständig zu betheiligen, als es sich herausgestellt hatte, dass sie keine praktischen Resultate zeitigen würden. Die Namen der mittelalterlichen Denker Johann Erigena, Anselm von Canterbury, Abälard,

Bernhard von Clairvaux, Thomas von Aquino, Duns Scotus u. a.: dem niederländischen Ohre klingen sie fremd. Das Christenthum erhielten wir aus England, nachdem der Glaubenseifer der Benediktiner es seit länger als einem Jahrhundert bereits daselbst verbreitet und zur Geltung gebracht hatte. Drei Jahrhunderte hindurch war die lernbegierige niederländische Jugend auf auswärtige Hochschulen angewiesen, da die Universität von Löwen, wiewohl sie die von Utrecht und Leiden an Alter um hundert und funfzig Jahre übertrifft, doch erst 1426 gestiftet wurde. Die ältesten friesischen Gesetze datiren nicht früher als 800, das älteste holländische Gesetzbuch nicht früher als 1400. Bis auf Karl V. oder Philipp von Burgund hat Niederland keine hervorragenden Herrscher besessen, hat es keine grossen Feldherren oder Admirale erzeugt, keine Kolonien begründet; selbst Wilhelm der Schweiger, der Stifter der Republik der Vereinigten Niederlande, war ein Fremdling. Die Entdeckung von Amerika verdanken wir den Genuesen, die Bekanntschaft mit dem Seewege nach Osten den Portugiesen; in der Erfindung der Gothik waren die Franzosen, der Malerei die Flamländer, der Buchdruckerkunst die Deutschen uns voraus, nicht anders als späterhin die Amerikaner und Engländer in der Erfindung der Dampfschiffe und Eisenbahnen, des Telegraphen, Gases und der Elektricität. Als die Renaissance in Holland zu später Blüthe gelangte, hatte sie in Italien bereits ausgeblüht; keinen der grossen Kirchenreformatoren können wir als unseren Landsmann bezeichnen. Die Republik der sieben Provinzen war nur eine Wiederholung der um zwei bis drei Jahrhunderte älteren italienischen und flämischen Handelsrepubliken, Amsterdam nur ein Nachbild von Venedig, Brügge, Gent und Antwerpen, während das Princip der konstitutionellen Staatsform wiederum in England und nicht bei uns entsprossen ist. England und Frankreich gaben die Anrege zu der Entwicklung der Philosophie im 18., Deutschland begründete die Freiheit der Wissenschaft im 19. Jahrhundert. England vermochte seine Kolonialpolitik neu zu gestalten — wir nicht. Den französischen Umwälzungen von 1789, 1830, 1848 standen wir als Widersacher oder als Thoren gegenüber, nicht als Theilnehmer oder gar Urheber. Und diese Abhängigkeit vom Auslande spiegelt nicht zuletzt auch unsere Literatur getreulich wieder, selbst zur Zeit ihrer höchsten Blüthe ahmte sie zum grossen Theil auswärtige Vorbilder nach.

Mit einem Worte, unser Vaterland hat allerdings im 17. Jahrhundert eine nicht geringe Anzahl bedeutender Geister erzeugt, welche auf den verschiedensten Gebieten, Handel und Wissenschaft, Kunst und Literatur, Politik und Kriegswesen, sich auszeichneten, gleichwie auch im 15. und 16. Jahrhundert gar mancher unserer Landsleute in hohem Maasse hervorragt, allein weder damals noch vorher ist unser Volk ein „europäisches Kulturvolk“ gewesen, wie man in Deutschland zu sagen pflegt. Eine allgemeine Geschichte unserer Kultur kann nicht geschrieben werden, denn unsere niederländischen Quellen sind nur „abgeleitete“ und alle Forschung nach den Anfängen der geistigen Entwicklungsreihen, welche über die Bedeutung eines Volkes entscheiden, führt uns unvermeidlich auf deren Ursprung bei anderen Völkern.

Mit um so grösserem Rechte halten wir dafür jenen Zeitraum in Ehren, den wir unser Heldenalter zu nennen gewohnt sind. — Kraftvoll rafften sich die Niederländer von 1572 auf aus ihrer angeborenen Trägheit, aus ihrer Gleichgültigkeit gegen das öffentliche Leben, aus ihrem Hange zu einem unbekümmerten selbstsüchtigen Dasein voll häuslichen Friedens und persönlicher Wohlfahrt. Ohne den Gang der europäischen Dinge beeinflussen zu wollen, ja ohne ihre gewohnte Zurückhaltung aufzugeben, bildeten sie in jener Epoche ein klassisches Ganzes, werth der Beachtung jedes Geschichtsschreibers. Das Streben, den neuen Staatsbau zu schirmen und zu festigen, veranlasste damals unser Volk die daheim fehlenden Mittel, Angesichts der Ungunst des Klimas wie der Bodenverhältnisse, auswärts in Ost und West aufzusuchen. Mehr und mehr ward Niederland ein handeltreibendes Volk, welches, zu kolonialer Macht gelangt, die Portugiesen aus dem malayischen Archipel verdrängte, die Engländer an der Alleinherrschaft über den dortigen Handel behinderte, zwischen sich und Spanien den westfälischen Frieden stellte. Die Sprache, bisher erfüllt von flämischen und auch deutschen Ausdrücken, gestaltete sich zu einem selbständigen Idiom, welches seine eigenen Dichter und Prosaiker erzeugte und sich in einer Bibelübersetzung ein nationales Denkmal errichtete. Das Studium mancher Wissenschaften — der reformirten Theologie, Geschichte, Physik, Medicin, Orientalia und namentlich des Völkerrechts, der Philologie und Philosophie — erblühte in epochemachender Weise. Einsichtigere Fürsten, scharfsinnigere Diplomaten, wissenschaftlich gebildetere

Feldherren und Staatsmänner, fähigere Admirale und Administratoren der Kolonien gab es im damaligen Europa nicht. Die Malerei endlich setzte allem die Krone auf und erhielt den Nachkommen die ruhmvollen Erinnerungen, indem sie eine nationale Schule der Farben und Linien begründete.

Eine deutliche Vorstellung jener geistigen Bedeutung, theils im Gegensatz zu der Landesart, theils als gelungene Erläuterung derselben, erhalten wir von Erasmus, der, unkundig des Aufschwungs, den seine Landsleute ein halbes Jahrhundert nach ihm nehmen sollten, ihnen in seinen *Adagia* einige Worte widmete.[1] — An Erasmus vor allem dachte ich bei Erwähnung der hervorragenden Niederländer des 16. Jahrhunderts und ich darf wohl voraussetzen, dass bei der Bemerkung, Niederland habe weder Luther noch Calvin oder Zwingli erzeugt, dem Leser sofort die Gestalt des Rotterdamers vor das geistige Auge getreten ist. Nach meiner Ueberzeugung sind wir von dem Geschick, welches uns den Erasmus zuwies, keineswegs schlechter bedacht worden.

Die Bemerkungen des Erasmus über die Niederlande sind durch eine unhöfliche Aeusserung des Martial über die Bataver veranlasst.[2] Der römische Dichter legt in einem Epigramm einem Freunde den geringschätzigen Ausdruck *batavische Ohren* als kurze Bezeichnung für Barbarei und Mangel an Begriffsvermögen in den Mund. Erasmus, der für ein europäisches, Martial kritiklos bewunderndes, Publikum schrieb, nahm jenen Ausspruch ernsthaft auf, identificirte die Niederländer von 1520 mit ihren Altvordern, den Batavern, ergriff ihre Partei und nahm das Wort zu einer persönlichen Bemerkung.

„Zugegeben, sagt er, dass es jetzt wie früher batavische Ohren giebt, so gereicht diese von Martial bespöttelte Ungeschliffenheit den Niederländern dennoch nicht nur nicht zur Schande sondern zur Ehre, waren doch auch Römer und Spartaner vor alters roh und ungeschliffen. Auch darf man überhaupt sich durch die Spässe der Epigrammendichter nicht verführen lassen. Blickt man auf das häusliche Leben der Niederländer, so zeigt kein Volk grössere Anlagen zu Wohlwollen und Zuvorkommenheit und geringere zu Grausamkeit und Härte. Sie tragen das Herz auf der Zunge, verstehen weder zu schmeicheln noch sich zu verstellen und besitzen keine besonders hervorragenden Untugenden, es sei denn, dass man ihnen ihren Hang zu allzureichlichen Genüssen

der Tafel als solche anrechnete. Doch auch dieser Zug erklärt sich leicht. Denn das Volk lebt inmitten eines unglaublichen Ueberflusses, welcher überall der Verweichlichung Vorschub zu leisten pflegt. Alles wird ihm bequem zugeführt; es wohnt an den Mündungen von zwei Strömen, des Rheines und der Maas, und ein Theil seines Landes wird obendrein von der See bespült. Der äusserst fruchtbare Boden ist von schiffbaren und fischreichen Gewässern durchschnitten und besitzt weitgestreckte gesegnete Weidelande, Wälder und Sümpfe endlich enthalten unerschöpfliche Vorräthe von Geflügel aller Art. Kein anderes Land vermag auf gleichem Flächenraum eine solche Fülle von Städten aufzuweisen, welche bei allerdings geringer Grösse sich durch ihre tüchtige Verwaltung auszeichnen. Kaufleute, welche die halbe Welt durchwandert, gestehen den Holländern den schönsten Hausrath zu und nirgends findet man eine grössere Durchschnittsbildung. Wenn nur Wenige unter ihnen bis zu der verfeinerten Kultur der Antike hindurchdringen, so ist es sowohl ihrer Vorliebe zum gemächlichen Wohlleben zuzuschreiben, als auch ihrer Neigung, einen lauteren Charakter dem grössten Verstande vorzuziehen. An natürlicher Begabung wenigstens fehlt es ihnen nicht, wie zahlreiche Beispiele beweisen.“

Erasmus urtheilte nicht immer so schonend über seine Landsleute. Mitunter gewinnt es sogar den Anschein, als ob er sich seiner rotterdamer Herkunft geschämt und seine Mitbürger, damals noch nicht die Einwohner der zweiten Handelsstadt einer unabhängigen und mächtigen Republik, dieses durchaus natürlich gefunden haben. Um so mehr contrastiren seine Aeusserungen in den Adagia mit dem Anblick, den die Niederlande nicht lange nachher gewährten: ein Geschlecht mit zähe haftenden Ueberzeugungen, bereit dafür Gut und Blut zu opfern, voll Liebe zum Vaterlande, allein noch mehr den Sieg einer Idee anstrebend, weder in Wohlleben erschlafft noch in häuslichen oder privaten Interessen aufgehend.

Es ist meine Absicht darzuthun, dass die Holländer mehr als einmal, wenn auch in langen Zwischenräumen, von heftiger, ja selbst von zu heftiger Leidenschaft ergriffen, von glühender Begeisterung erfasst worden sind, dass sie mit ganzer Seele sich dem Guten und Edeln hingegeben, höheren Zwecken gelebt, für ideale Güter bereitwillig Opfer gebracht haben.

Von unsern frühesten Zeiten zeugen nur rohe Steinblöcke, Bautrümmer, Sagen oder lateinische Schenkungsurkunden und bei dem Mangel einer nationalen Architektur, eines nationalen Rechtes, einer nationalen Wissenschaft oder sonst eigenartiger Institutionen, beginne ich erst mit dem 13. Jahrhundert, ausgehend von der Blüthezeit der Kreuzzüge, in welche die ersten Anfänge der niederländischen Literatur und die älteste bekannte niederländische Seefahrt hinaufreichen: der Zug nach Damiette.[3]

Zu Beginn des 13. Jahrhunderts besitzen wir eine Sprache, eine Flotte, eine Dynastie, eine Geistlichkeit, einen Adel, die Anfänge eines Bürgerstandes, nehmen wir selbständig Theil an einer europäischen Unternehmung, treten wir sozusagen in die Welt ein. Erst um 1200 haben wir unsere Flegeljahre überwunden und gleichsam zum Sinnbild dessen liess ein junger Niederländer unsere Fahne bei Eroberung einer egyptischen Stadt frei in die Luft flattern. Es erscheint hiernach angemessen, unsere Geschichte erst mit diesem Zeitraum beginnen zu lassen.

2.

Seit Wagenaar wird von allen holländischen Geschichtsschreibern bei Behandlung der Kreuzzüge und insbesondere gelegentlich des Zuges nach Damiette eine lateinische Chronik angezogen, welche von einem Theilnehmer jener Expedition herstammt. Ohne selbst Krieger zu sein, übte der Verfasser einen gewissen Einfluss auf die Kriegsführung aus und vor allem war er in der günstigen Lage, auf Grund genauer Kenntniss und aus eigener Anschauung Bericht zu erstatten. Dieser Zeitgenosse und Augenzeuge nennt sich Magister Oliver von Köln und aus seiner Darstellung hat vieles mit Recht längst in unsere Schulbücher Aufnahme gefunden.

Von Geburt ein Westfale und zum geistlichen Stande bestimmt, wurde Oliver, dessen unwestfälischer Name auf die Bekanntschaft seiner Eltern mit dem Rolandsliede schliessen lassen könnte, Kanonikus zu Paderborn, von wo er zu Beginn des 13. Jahrhunderts nach Köln übersiedelte. In Paris oder anderswo erwarb er sich den Grad eines Magisters und wenn man ihn Angesichts seines Auftretens bei der Belagerung von Damiette für einen dilettantischen Mechaniker mit den Anlagen eines wissenschaftlichen

Artillerieofficiers halten möchte, so lag ihm doch hauptsächlich die Heranbildung der theologischen Jugend ob: er bezeichnet sich in seinen Schriften stets als Domscholaster von Köln.[4]

Die ungewöhnliche Mannigfaltigkeit seiner Geistesgaben bezeugt auch die Thatsache, dass er nicht nur als Lehrer, Techniker und Chronist, sondern auch als volksthümlicher Redner in hohem Maasse hervorragte. Kein Geringerer als Papst Innocenz III. ernannte ihn 1207 zum Kreuzprediger gegen die Albigenser und nahm ihn in seinen persönlichen Schutz. Dass er ferner ein Mann von Charakter und Ehre sowie ein guter Hirte der ihm anvertrauten Heerde war, geht unverkennbar hervor aus dem Verschweigen seines Namens in Lagen, wo Selbstüberhebung leicht gewesen, aus dem Vertrauen, welches seine Deutschen und Friesen ihm während des Kreuzzuges von 1217 fünf Jahre hindurch bewahrten, aus seinem unparteiischen Urtheil über Andersdenkende, aus seiner edelmüthigen Anerkennung der Verdienste auch des Feindes.

Heutezutage würde Jemand, der nicht aus Friesland, Holland oder Flandern stammt, unter keinen Umständen als Niederländer bezeichnet werden können, dazumal unterschied man noch nicht so scharf. Die Friesen, welchen Willibrord und Bonifaz das Christenthum verkündeten, waren Niederländer, ihr König wohnte in Utrecht oder Medemblik, aber auch in Köln verkehrte Bonifaz mit Niederländern. Das Erzbisthum Köln, die Bisthümer Paderborn, Münster, Utrecht bildeten ein ethnographisches Ganzes und bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts bediente man sich in jenen Gegenden im allgemeinen derselben Sprache. Auf einer 1213 oder 1214 abgehaltenen Kirchenversammlung betrachtete man es denn auch als selbstverständlich, dass Magister Oliver, dessen feuriges Wort wenige Jahre zuvor die Gläubigen seiner Heimath nach Bézières und Toulouse gelockt hatte, zum zweiten Male im Verein mit seinem Freunde und Geistesverwandten Johann von Xanten die Bewohner von Brabant, Flandern und Friesland — so bezeichnete man alle zur Diöcese Utrecht gehörigen Lande, Holland, Zeeland, das Stiftsland und Friesland selbst — zu einem neuen Zuge nach dem heiligen Lande auffordern sollte. — Selbst die lateinischen Schriften von Oliver lassen sich von seiner Nationalität nicht völlig absondern. Seine *Historia Damiatina* (1217 bis 1222), welche er in Damiette selbst, inmitten seiner Landsleute, aus eigener Anschauung und auf Grund eigener Mitwirkung

durchaus original niederschrieb, gehört ungeachtet des Idioms der älteren niederländischen Literatur an und eröffnet in würdiger Weise die lange Folge der niederländischen Reisebeschreibungen des 16. und 17. Jahrhunderts.

Heimgekehrt aus Egypten wurde Oliver 1223 zum Bischof von Paderborn erwählt und durch Papst Honorius III. in dieser Würde bestätigt.[5] Vorher hatte ihn bereits P. Innocenz III. in Anerkennung seiner Verdienste um die Ausrottung der südfranzösischen Ketzerei mit einer Pfründe in der Diöcese von Grenoble beschenkt. Zwei Jahre nach seiner Wahl zum Bischof befand er sich zusammen mit Engelbert von Köln in Italien und war zu Monte Cassino Zeuge einer Schenkung Kaiser Friedrichs II. an jenen Erzbischof. Von hier berief Honorius III. ihn nach Rom und wies das paderborner Domkapitel an, sich einen andern Vorsteher zu wählen, weil es S. Heiligkeit behagt habe, den Meister Oliver zum Cardinal und Bischof von Sabina zu erheben. Als Cardinal ist Oliver 1227 in Rom oder dessen Umgebung aus dem Leben geschieden mit Hinterlassung des Rufes, ein *predicator famosissimus, ferventissimus et facundissimus sui seculi orator* gewesen zu sein. — Kein Edelmann von Geburt gleich seinem Zeitgenossen und höher gestellten Mitarbeiter in Südfrankreich, dem Vater der Dominikaner, aus dem Volke entsprossen, gelangte er, ohne eigentliches Genie zu besitzen, durch Fleiss, Begabung und Brauchbarkeit zu dem zweithöchsten Range innerhalb der kirchlichen Hierarchie und gab seinen Amtsbrüdern und Standesgenossen in einem an bedeutenden Geistern reichen Zeitalter das ermuthigende Beispiel einer glänzenden Laufbahn.

In dem Folgenden gedenke ich nur seine Theilnahme an dem Kreuzzuge von 1217 und seine Kreuzpredigt in Friesland und Groningen zu behandeln. Aus diesen Landstrichen stammen zugleich unsere besten Quellen für die Erkenntniss jener Zeit. Damit soll sich ein Ueberblick über den sittlichen Zustand des Landes im allgemeinen verbinden und dessen Entwicklung zu erklären versucht werden.

3.

Als Oliver von Köln im Juni 1214 in Dokkum eintraf, fand er an dem Platze, da fünfhundert Jahre zuvor Bonifaz mit fünfzig Genossen den Tod erlitten, einige tausende niederländischer Wall-

fahrer, welche dahin gepilgert waren, um für die Sünden ihrer Vorfahren zu büssen und des Märtyrers zu gedenken.

Ein halbes Jahrtausend war für unsere Altvordern keine zu lange Frist, um die Reste ihres germanischen Urzustandes abzustreifen, neben Jagd und Fischfang die ersten Anfänge des Handels zu schaffen, die Widrigkeiten von Klima und Boden zu überwinden und Niederland bewohnbar zu machen. Besässen wir nur die geringen Ueberbleibsel unserer einheimischen Historiographie[6], Niemand wäre im Stande zu erklären, auf welche Weise die Wildniss der Natur und die Roheit der Sitten, welche Tacitus schildert und selbst noch die Kämpfe zwischen Franken und Niederländern zu Beginn des 8. Jahrhunderts erkennen lassen, sich bis zum 13. Jahrhundert so erheblich gewandelt haben.

Die Urwälder sind verschwunden, von Dorf zu Dorf erstrecken sich Wiesen und Ackergelände, Wölfe und Bären haben dem Vieh den Platz geräumt, Bienen werden gezüchtet[7], Sümpfe sind eingedeicht und trocken gelegt, Dämme zur Abwehr der See aufgeworfen, Leuchtfeuer erstehen. Es giebt keine Sklaven mehr, die Jugend beiderlei Geschlechts wird mit Sorgfalt erzogen, die Menschlichkeit findet eine Heimstätte. Eine Gesellschaft hat sich gebildet und mit ihr eine sichtbare sittliche Macht, welche das Rechtsleben mitbestimmt.

Die Erklärung für diese Wandlung erhalten wir zum Theil durch die englisch-lateinische Literatur des 8. Jahrhunderts und im allgemeinen durch die Geschichte der Einführung des Christenthums bei den Angelsachsen.[8] Die Schriften von Beda und Aldhelm, die Briefe und Predigten von Bonifaz bezeugen, dass die ältesten niederländischen Mönche und Nonnen, deren Thätigkeit wir im einzelnen freilich nicht mehr zu beobachten vermögen, das Beispiel ihrer aus England herübergekommenen Berufsgenossen nachgeahmt haben. Die Nonnen widmeten sich dem Schulunterricht und der Handarbeit, die Mönche waren Baumeister und Werkführer, im Nothfall auch Holzhacker, Feldarbeiter, Viehhirten, Deichgräber.[9] Das Volk strömte ihnen zu, der Adel unterstützte sie. Die ersten Aebtissinnen entstammten dem königlichen Hause oder waren diesem verwandt und eigneten ihren Klöstern reiche Besitzungen zu. Die ersten Aebte wiederum vermehrten den nationalen Wohlstand und erwarben ihren Stiftungen Antheile desselben, kurz das Christenthum rechtfertigte sein

Eindringen durch die Förderung der allgemeinen Wohlfahrt, durch die Pflege milderer Sitten: *cruce et aratro*, Kreuz und Pflug eroberten vereint das Land.

Wenn wir diesen Fortschritt mit Vergnügen constatiren, so sind wir darum doch weit davon entfernt, ihn als nur dem Christenthume eigenthümlich anzusprechen. Zu derselben Zeit, da die Angelsachsen ihr Bekehrungswerk in den Niederlanden begannen, eroberten die Muhammedaner die spanische Halbinsel, um auf den verfallenen Trümmern der westgothisch-christlichen Kultur ein Reich zu errichten, welches Literatur, Kunst und Wissenschaft in einer Weise hegte und pflegte, dass dem gegenüber alles, was der Norden in derselben Hinsicht zu bieten vermochte, Jahrhunderte lang weit in den Schatten trat.[10] Lange bevor das christliche Europa die erste Universität begründete, blühten in Bagdad, Damaskus, Kairo, Jerusalem muhammedanische Schulen niedern und höhern Grades, deren Lehrer die mannigfaltigsten Wissenschaften fortbildeten und nach Hunderten zählten.[11]

Die Politik bewirkte, dass die Niederländer die erste Predigt der Angelsachsen mit Misstrauen anhörten. Die Missionare erschienen ihnen, wiewohl sie nur Bücher mitbrachten, als Bundesgenossen der bereits christlich gewordenen Franken. König Radbod sah ohnehin die Uebermacht der Franken stetig anwachsen und seine Befürchtungen wurden sowohl durch seinen eigenen Kampf mit Karl Martell als auch durch den der Sachsen mit Karl d. Gr. gerechtfertigt. Sachsen wie Niederländer stritten für ihre nationale Unabhängigkeit, die Annahme des Christenthums musste ihnen als Landesverrath erscheinen und erst als sie vollständig besiegt, haben sie dem Bade der Wiedergeburt sich unterzogen.

Gewiss besassen die Angelsachsen, bei gleich wildem und leidenschaftlichem Charakter, vielseitigere und reichere Anlagen als die Niederländer, indessen beide Völker waren Kinder einer Mutter und so muss auch die alttestamentliche Seite des Christenthums, welche der düsteren Strenge der germanischen Götterlehre so vielfach entspricht, auf beide Stämme eine gleiche Anziehungskraft ausgeübt haben. Wenn die von Hause aus konservativen Niederländer sich trotzdem zu Anfang gegen die Neuerung sträubten, so ist die Ursache lediglich in ihrem zähen Festhalten am Alten zu suchen, welches sie blind machte gegen die Vortheile des

Religionswechsels, während die praktischeren Angelsachsen den in Aussicht stehenden Gewinn sogleich erfassten.

Bald nachdem Papst Gregor das Christenthum durch italienische Benediktiner in England hatte predigen lassen [12], lebte (628) in Northumberland ein König Edwin, der, trotz allen Eifers seiner christlichen Gattin Edilberga, sich nicht entschliessen konnte, die neue Religion anzunehmen. Zuletzt willigte er ein, sich taufen zu lassen, berief jedoch zuvor seine vornehmsten Berather, um ihnen seine Absicht kund zu geben und sie zur Nachfolge zu bewegen. Bei dieser Gelegenheit gab zunächst der heidnische Oberpriester auf den Wunsch, vielleicht auch zur Genugthuung des Königs eine Erklärung ab, die allerdings recht platt und trivial klingt. „Niemand, versicherte er, hat unsern Göttern eifriger gedient als ich und dennoch bin ich keineswegs die an Ehren, Würden oder Gütern reichste Persönlichkeit im Lande; ich behaupte deshalb, dass unsere Götter machtlos sind.“ Er war denn auch der erste, der zuwider den Landesgesetzen, welche ihm das Waffentragen untersagten und nur auf Stuten zu reiten gestatteten, vom Könige einen Hengst und ein Schwert forderte, um ungeachtet der Volkswuth die Mauern und Altäre des so wenig einträglichen Gotteshauses zu schänden. — Sinnreicher war der Ausspruch eines vornehmen Kriegers. „Wenn Du, mein König, äusserte er, des Winters mit Deinen Grafen und Genossen an der Tafel sitzest, das Heerdfeuer flammt, die Halle gut erwärmt ist, während es draussen regnet, schneit oder stürmt, so geschieht es wohl, dass ein Vöglein zu der einen Thür hinein und wieder zur andern hinausflattert. So lange es in der Halle verweilt, geht es ihm wohl, weder Sturm noch Regen behelligen es, allein nur zu bald entschwindet es Deinen Augen und wie es aus dem Winter gekommen, so kehrt es wieder zum Winter zurück. Aehnlich verhält es sich mit unserm Leben. Wir wissen nicht, woher wir gekommen noch wohin wir gehen; giebt uns die neue Lehre hierüber besseren Aufschluss als die bisherige, so verdient sie es, dass wir sie annehmen.“ [13]

Diese vernünftige dichterische Sprache des Höflings steht unzweifelhaft in starkem Gegensatz zu dem ehrlichen aber von Kurzsichtigkeit zeugenden Ausruf König Radbods: „in eurem Himmel muss ich die Gesellschaft meiner Vorfahren missen“ und dennoch schliessen beide Anschauungen einander keineswegs aus.

Auch König Edwin empfand zu Beginn ähnliche Gewissensbedenken wie König Radbod; der Spruch „wer seinen Glauben verlässt, verlässt Gott“ wurzelte bei ihm eben so tief und die Beweggründe des heidnischen Oberpriesters wird er sicherlich verachtet haben. Er erlag schliesslich dem Einfluss eines geliebten Weibes, ihres Beichtvaters, eines klugen Benediktiners, und eines philosophischen Kriegers.

Wenn wir uns die Niederländer des 8. Jahrhunderts, die Mörder des wehrlosen Bonifaz, mit Recht als Barbaren vorstellen, als Menschen von argwöhnischem Charakter und leicht entzündlicher Leidenschaft, bereit gleich fanatische Christen zu werden wie sie Heiden gewesen, so finden wir darin eine starke Familienähnlichkeit zwischen ihnen und den um ein Jahrhundert älteren Angelsachsen. Und auch darin tritt sie zu Tage, dass bei beiden Völkern die grösste Habgier sich alsbald in kaum glaublich kurzer Frist des Christenthums zu bemächtigen wusste, um auf unerlaubte Weise sich zu bereichern oder unter dem Deckmantel der Religion ein zügel- und vaterlandsloses Leben zu verbergen. Ebenso erforderte es bei beiden unglaublich viel Zeit, um heftige heidnische Ausbrüche der Wildheit einzudämmen oder eingewurzelte Unsitten und erbliche Missbräuche auszurotten.

4.

Wenn wir hiernach uns wieder dem Zeitalter Olivers von Köln zuwenden und die Chronik seines Zeitgenossen Emo[14], der Oliver sogar einmal beherbergte, zur Hand nehmen, so vermögen wir uns kaum Rechenschaft darüber abzulegen, dass mehrere Jahrhunderte verflossen sind. Denn die Schriften von Emo und Bonifaz stimmen vielfach durchaus überein. Der Vorsteher und Mitstifter des Klosters Blumenhof in den groninger Landen behandelt dieselben Gegenstände und bedient sich desselben Lateins wie seine englischen Vorgänger im 8. Jahrhundert. Freilich war er als Jüngling nach Oxford gegangen, nachdem er daheim eine Benediktinerschule durchlaufen hatte.

In einem Punkte unterschied er sich jedoch sehr wesentlich von seinen Vorgängern, ihm mangelte jeder grossartige Zug. Der kräftige Hauch der älteren Zeit war einem sanfteren und schwächeren gewichen, auf ein Jahrhundert nicht ohne Poesie war das

Zeitalter der Prosa gefolgt. Bonifaz war noch halb ein Heidenapostel und wagte wiederholt sein Leben für seine Sache; Emo dagegen lebt in einem christlichen Lande, ist Mitglied einer christlichen Gemeinschaft und erinnert an einen gutgestellten Dorfpfarrer, der zugleich Grundherr ist. Wir finden bei ihm zuweilen Engherzigkeit und kleinlichen Sinn, der unsern Widerwillen oder auch ein Lächeln hervorruft, allein, wiewohl alles durch die Macht der Gewohnheit und Umstände ein mehr hausbackenes Aussehen erhalten hat, so glüht doch der alte Glaubenseifer unter der Asche des geistlichen Heerdes fort.

Im Januar 1219 wurde die Nordküste der Niederlande von einem heftigen Sturme heimgesucht. Eine gewaltige Ueberschwemmung verschlang Unmengen von Menschen, Vieh und Wohnungen und erzeugte sowohl Seuchen als Hungersnoth. Der von dem Unheil am wenigsten betroffene Theil der Bevölkerung, die Bewohner des waldreichen Binnenlandes, legte dem gegenüber eine wahrhaft ruchlose Gesinnung an den Tag: er verweigerte den flüchtigen Opfern der Meeresfluthen die Lebensmittel, trieb Strandraub, nachdem der Sturm sich gelegt, und versteckte die Beute, wenn die Bestohlenen darnach forschten.[15]

Emo erblickt in diesen Offenbarungen des Bösen im menschlichen Gemüthe lediglich die gerechte Strafe des Himmels für die Sünden der niederländischen Christen. „Es giebt Ehegatten, ruft er entrüstet aus, welche sich, Mann wie Frau, dem geistlichen Stande widmen, ihre Besitzungen aber, anstatt den Klöstern, ihren Kindern vermachen. Pfarrer und andere geistliche Herren verprassen wiederum nicht selten das von Gläubigen der Kirche Geschenkte in Gastmählern oder mit losen Weibern. Leute ohne gehörige Zeugnisse werden als Seelsorger angestellt, Priesterssöhne beanspruchen den erblichen Besitz der väterlichen Kirchen, Laien verfügen über Kirchengut, Geistliche lassen sich ihre Amtshandlungen bezahlen. Und was noch schlimmer, sie leisten dem heidnischen Aberglauben Vorschub und dulden es, dass die Probe mit glühendem Eisen in Uebung bleibt. In seinem Zorn über diese Entartung der Kirche hat Gott die Sturmfluth gesandt und sucht mit Pest und Hungersnoth alles heim, was die See verschonte.“

Bereits hundert Jahre vor Emo musste der höhere niederländische Klerus gegen ähnliche und ärgere Ketzereien einschreiten. Die Sünden, welche dem Haeretiker Tankhelm, der

Antwerpen in lebhafte Bewegung brachte, zugeschrieben werden, sind zum guten Theil gewiss der rechtgläubigen Gesinnung seiner Widersacher zur Last zu legen. Immerhin bleiben noch genug übrig, um seine Gefährlichkeit für die niederländische Kirche zu kennzeichnen. War er doch ein Mann aus dem Volke, ein Laie, der durch seine Predigt über die übernatürliche Bedeutung des Messopfers die Köpfe der Frauen und Mädchen verdrehte und sich einen kirchenfeindlichen Anhang gewann. Ein rechtgläubiger Priester schlug ihm die Hirnschale ein, allein das verhinderte nicht das Fortleben seines Andenkens als eines geheimnissvollen Wesens von höherer Art, welches umgeben von tausenden bewaffneten Genossen in königlichem Gewande, die Krone auf dem Haupt, seine Gegner, wenn nöthig, mit Gewalt aus dem Wege räume.[16]

Im Vergleich mit diesem Sünder erscheinen die Groninger als entschuldbare Missethäter und wir würden Emo Unrecht thun, wenn wir ihn als den geschworenen Ketzerjäger hinstellten. Selbst die Stedinger behandelt er glimpflich und tadelt sie nur insofern, als sie verschiedenen päpstlichen Befehlen den Gehorsam verweigerten und dadurch die Einheit der Kirche durchbrachen. Sie sind ihm nur Ketzer zufolge des Bibelspruches: Der Ungehorsame ist ein Götzendiener.

Trivial aber unterhaltend ist der Bericht des Emo über die Art und Weise, wie sein Oheim gleichen Namens, sein Vorgänger im Priorat wie in der Abtswürde, dazu gelangte, das Kloster Blumenhof zu stiften. Der Oheim war nach ihm ein wohlhabender Ehemann aus guter adliger Familie, von mittlerer Statur, einnehmenden Gesichtszügen, gesund, flink und rüstig. Seinen Eltern zu Liebe hatte er sich verheirathet, wiewohl sein Sinn von Jugend auf auf das Cölibat gerichtet war. Kinder besass er nicht und als er nach dem Tode von Vater und Mutter unabhängig geworden, erklärte er seiner Frau und zwei Schwestern, dass er sein Erbtheil zu einer Stiftung für Söhne und Töchter verwenden wolle. Die verheiratheten Schwestern meinten, dass er damit ihren Kindern das Recht einräume, ihn als Erbonkel zu betrachten; seine Frau, mit der er bisher keinen Umgang gepflogen, lachte und bezog den Ausspruch auf die Absicht, Vater werden zu wollen. Er jedoch hatte vor ein Doppelkloster für Männer und Frauen nach angelsächsischem Muster zu stiften und dahin war seine Erklärung zu verstehen. So entstand das Kloster Blumenhof und unweit

davon die Schwesterabtei Rosenfeld. Emo I. vergabte sein ganzes Vermögen an beide Stiftungen, der Bischof von Münster ertheilte 1209 die unerlässliche Genehmigung, der Vollzug des Baues endlich fiel Emo II. zu, dem ein reichbegabter Busenfreund als Architekt zur Seite stand.

5.

Emo II., der Chronist, berichtet ausdrücklich, dass Oliver von Köln 1214 in den Niederlanden das Kreuz gepredigt habe. Eine persönliche Begegnung zwischen beiden hat damals nicht stattgefunden, dafür erhielt aber Emo direkte Berichte aus dem heiligen Lande durch einen groninger Freund, der sich dem Zuge Olivers nach Palästina und Damiette anschloss und 1217 oder 1218 von Ptolemais aus einen langen Brief nach Hause sandte. Emo hat diesen angemessener Weise seiner Chronik einverleibt und dadurch manche anderswo nicht berührte Einzelheiten der Vergessenheit entrissen.

Bevor wir darauf eingehen, müssen wir einer allgemeineren Erscheinung gedenken. Der Volksglaube der Niederländer jener Tage, den auch die Fürsten theilten, erklärt allein die Wirksamkeit der Predigten Olivers. Die ehemaligen Heiden verehrten zu Beginn des 13. Jahrhunderts den römischen Papst als den wahren Gott auf Erden und wer auf ihre Unterthanentreue bauen wollte, musste in erster Linie auf ihren katholischen Glauben Rücksicht nehmen und ihn fördern.

Der damalige Graf von Friesland, Holland und Seeland, Wilhelm I., war mit dem Kirchenbann bedroht, weil er dem Könige von Frankreich gegen den vom Papste beschützten König von England beigestanden, und hauptsächlich um den Gefahren eines neuen Zwiespalts mit dem Papste vorzubeugen, nahm er das Kreuz.

Denn die Stellung einer jeden vom Bannfluch getroffenen Persönlichkeit war unhaltbar. Die kirchliche Fluchformel stiess den Verurtheilten wie einen Pestkranken aus der Gesellschaft aus und erklärte ihn für vogelfrei. „Kein Christ, so lautete sie, soll ihn grüssen oder sich gar unterstehen, ihm den Bruderkuss zu geben; kein Priester soll in seiner Gegenwart die Messe bedienen oder ihn zum heiligen Abendmahl zulassen. Niemand verkehre mit ihm, Niemand empfange ihn, Niemand speise mit ihm, Niemand

spreche ihn an, es sei denn, um ihn zu bekehren. Er sei verflucht von Gott dem Vater, der die Menschen geschaffen, von Gott dem Sohne, der für die Menschen gelitten, von Gott dem heiligen Geist, der sich bei der Taufe über die Menschen ergiesst, verflucht auch von allen Heiligen, die seit Anbeginn der Welt vor Gottes Augen Gnade gefunden. Er sei verflucht, wo er gehe und stehe, zu Hause und auf dem Felde, auf Strassen und Wegen, während der Arbeit wie während der Rast. Verflucht seien die Kräfte seines Leibes wie die einzelnen Gliedmaassen, vom Scheitel bis zur Sohle sei nichts Gesundes an ihm. Mit Dathan und Abiram und all denen, die zu dem Herren sprachen: Weiche von uns, sei er den ewigen Strafen überantwortet. Wie das Feuer durch Wasser erstickt wird, so sei auch sein Lebenslicht auf immerdar ausgelöscht, es sei denn, er thue Busse und bekehre sich. Amen."[17]

Das christliche Niederland des 13. Jahrhunderts vermochte nicht, sich über diesen Sturm von Verwünschungen wie über eine blos literarische Probe des hebräischen Kanzleistils hinwegzusetzen. Der Excommunicirte war ein verlorener Mann, es sei denn, er war ein Heiliger oder litt für seinen Glauben. Seine Angehörigen, Verwandten, Freunde, Amtsgenossen, alles mied seinen Umgang und wenn auch dieses Pariathum gleichsam nur künstlich erzeugt war, so hatten doch in der Regel so viele Personen ein lebhaftes Interesse, den Ruf des Verfluchten nicht wiederherstellen zu lassen und sich seiner Güter oder seines Amtes zu bemächtigen, dass sein Loos dem eines Ausgestossenen entsprach, auch wenn er nicht angespieen oder ermordet wurde.

Die hohe gesellschaftliche Stellung eines Fürsten vermochte die persönliche Excommunication zu entkräften, in diesem Falle trat jedoch das Interdict ergänzend hinzu. In dem vom Interdict betroffenen Lande durften nur Geistliche, Bettler, zufällig anwesende Fremde und Kinder unter zwei Jahren beerdigt werden. Der öffentliche Gottesdienst hörte auf, nur heimlich durften die Priester Taufen vornehmen, wenn die Eltern darum nachsuchten. Jeden Morgen um neun Uhr begannen die Kirchenglocken zu läuten, alsdann musste Jedermann gebeugten Hauptes Gott um Versöhnung anflehen. Sterbenden wurden allerdings im Nothfalle die kirchlichen Gnadenmittel zu Theil, die Kirchen aber wurden wie am Charfreitage ihres Schmuckes beraubt, die Altäre entblösst, die Kreuze entfernt; Messen durften nur in den sorgfältig abge-

schlossenen Vorhallen der Gotteshäuser gelesen werden. Trauungen waren während der Dauer des Interdicts nicht gestattet, der Genuss des Fleisches untersagt und blos Fastenspeise erlaubt, Geistlichen wie Laien endlich Haarschneiden und Bartscheeren verboten. [18]

Ein Fürst zweiten oder dritten Ranges konnte sich dem unsichtbaren Einfluss des Interdicts schwerlich entziehen, haben doch nicht nur Johann ohne Land sondern selbst Philipp August von Frankreich ihm nicht zu widerstehen vermocht. [19] Und Graf Wilhelm sass obendrein lange nicht so fest im Sattel wie jene. Die dreiste Art und Weise, mit der er seine Nichte Ada des Erbes beraubt, zwang ihn, auf die Stimmung seiner Unterthanen Rücksicht zu nehmen. Den Widerstand der in ihrem Gewerbe geschädigten Fleischhauer, Kleinhändler und Bartscheerer hätte er noch allenfalls zu brechen vermocht, wie aber waren die ungeduldigen Bräute und die noch ungeduldigeren Bräutigame zu beschwichtigen, wie die Söhne und Töchter zufrieden zu stellen, welche die entseelten Körper ihrer Eltern daheim oder auf dem Friedhof unbeerdigt stehen sahen, wie die in ihrem religiösen Gefühl verletzten Frauen und die durch jene zur Widersetzlichkeit angestachelten Ehemänner zu besänftigen, wie endlich eine Geistlichkeit zu gewinnen, welche, zahlreich wie der Sand am Meer, sich in ihrem Amte, in ihrer Freiheit, in ihren Einkünften bedroht sah?

Im Jünglingsalter hatte Graf Wilhelm seinen Vater nach dem heiligen Lande begleitet; ein Kreuzzug besass für ihn nicht mehr den Reiz der Neuheit, auch hatte ihn die eigene Anschauung entnüchtert. Er hoffte mit dem Abenteuerthum abgeschlossen zu haben. Allein die öffentliche Meinung zwang ihn, nochmals die Heimath zu verlassen; er musste, ob er wollte oder nicht, aufs neue die Fahrt nach Palästina antreten, denn dem Volkswillen Trotz bieten, hiess für ihn sein Fürstenthum wagen. [20]

6.

All die Wundergeschichten, welche Oliver und Emo oder die Lebensbeschreibungen der Aebte von S. Mariengarten in Anlass der Kreuzfahrt berichten, will ich übergehen. Sie sind zum Theil so kindischer Natur, dass meine Leser glauben würden, orientalische

Märchen und nicht christliche Legenden zu vernehmen. Nur ein Geschichtchen, wie wunderlich es auch sei, muss ich mittheilen. Es entstammt den Berichten über die Wunder des Stifters und ersten Vorstehers jenes friesischen Klosters, Friedrich, welche er nach seinem Tode verrichtete.

In Westerbintum lebte ein junger Ehemann, Jaricho mit Namen, der zu derselben Zeit, da Meister Oliver in jener Gegend das Kreuz predigte, zum grossen Leidwesen namentlich seiner jungen Frau an der Schwindsucht oder Auszehrung erkrankte. Er fiel schliesslich in eine todesähnliche Ohnmacht, so dass seine untröstliche Gattin bereits an die Anfertigung eines Wittwenkleides dachte. Da erwachte der Scheintodte plötzlich und richtete an seine Gattin die Frage: Frau, wieviel Hühner hast Du? Fünf, antwortete sie. Wenn das richtig ist und Du nicht mehr besitzest, replicirte Jaricho, so ist mein Ende noch nicht gekommen, denn Vater Friedrich, der mich aus den Händen derjenigen errettet, die mich zur Hölle schleppen wollten, hat es mir offenbart und ich habe mich dafür verpflichtet, fünf Hühner an sein Grab zu liefern sowie den Kreuzzug mitzumachen. Schafft nun die Hühner ins Kloster, damit ich auch das andere Gelübde erfüllen kann. Sobald jenes geschehen, schliesst der Bericht, genas Jaricho und zog mit den Kreuzfahrern nach Damiette. Gesund und heil kehrte er zurück, lebt noch heute (c. 1230) und verspürt nichts mehr von der Krankheit.[21]

Unsere Kreuzfahrer von 1217 wandten sich zunächst nach Akkon oder Ptolemais, um direkt auf Jerusalem zu marschiren; erst nachdem es sich herausgestellt, dass die Jahreszeit ungünstig, steuerten sie gen Damiette in der Absicht, von diesem Schlüssel Egyptens aus nach Syrien vorzudringen. — Unmittelbar nach ihrer Ankunft an den Nilmündungen trat eine fast vollständige Mondfinsterniss ein und gemäss dem Worte Christi: „Sonne und Mond werden Zeichen geben“ zauderte Oliver nicht, der Himmelserscheinung eine höhere Bedeutung beizulegen, wiewohl er die natürlichen Ursachen und die Häufigkeit des Vorkommnisses nicht in Abrede stellte. Er beruft sich überdies auf den Bericht des Quintus Curtius, dass Alexander d. Gr. in ähnlicher Weise durch die Erklärung einer Mondfinsterniss als Vorbedeutung der Niederlage der Perser seine entmuthigten Soldaten angespornt und zum glänzenden Siege über Darius geführt habe, und fügt

hinzu: die Saracenen betrachten den Mond als ihren Schutzpatron und legen seinem Zu- und Abnehmen besonderes Gewicht bei, so dass wir mit vollem Recht die Verfinsterung für ein Zeichen des bevorstehenden Unterganges jener ansehen durften.[22]

Auch in den Niederlanden wurden zu der Zeit, da Oliver predigte, an drei verschiedenen Orten bedeutungsvolle Luftphänomene beobachtet, welche miteinander in Zusammenhang standen. Das erste Mal erblickte man am Himmel drei Kreuze zu gleicher Zeit, je ein weisses in Nord und Süd und zwischen ihnen ein drittes von unbestimmter Farbe, an welchem eine menschliche Gestalt hing mit ausgebreiteten Armen, durchbohrten Händen und Füssen, das Haupt zur Brust geneigt. Dies geschah und wurde gesehen im Mai, am Sonnabend vor Pfingsten. Bald darauf wurde an einem andern Orte ebenfalls ein Kreuz von durchsichtiger blauer Farbe unweit von der Sonne befindlich wahrgenommen und endlich an dritter Stelle wiederum nach kurzer Zeit erschien abermals ein Kreuz, doch weit grösser, vollkommen weiss und so scharf umrissen, dass das künstliche Gefüge der Balken deutlich hervortrat. Das erste Zeichen wurde nur von Einzelnen gesehen, das zweite bereits von einer grösseren Anzahl, das letzte endlich von den Tausenden von Pilgern, die am 5. Juni zum Bonifaciusfeste in Dokkum zusammengeströmt waren. „Wir sind überzeugt, fügt Oliver hinzu, dass das erste und zweite Zeichen nur den Zweck hatte, jeden Zweifel über die Bedeutung der ersten Vision zu beseitigen, gleichwie der Apostel Paulus berichtet, dass Christus nach seiner Auferstehung erst dem Kephas, dann den eilf Aposteln und endlich den fünfhundert Gläubigen erschienen sei.“[23]

Dieses Anschauen aller möglichen Erscheinungen und Ereignisse in dem Lichte einer christlichen fixen Idee, dieser vollständige Mangel an historischer Kritik und Naturkunde war indessen bei Oliver wie bei so manchem seiner Zeitgenossen mit grosser Energie des Handelns gepaart und ihre unbestreitbare sittliche Ueberlegenheit lässt uns den Geistlichen jener Tage Aberglauben und Anmassung nachsehen. Blickt man auf die vielen halb wilden Thiere unter ihren Gemeindegliedern, so verdienen sie Menschenbändiger genannt zu werden.

Man lese nur, was ein gewisser Tithard nach Emo's Bericht sich unter den Augen Olivers herauszunehmen wagte, als dieser 1224 in Blumenhof eingekehrt war. Oliver hatte einen alten Streit

zwischen zwei Edelleuten, Tithard und Wiger, geschlichtet, wie es scheint zu Ungunsten von Tithard, der einen dritten Edelmann, Eltet, beargwohnte dass er sich bei Oliver für Wiger verwandt habe. Als nun wenige Tage darauf Tithard und Eltet mit vielen anderen Rittern, Geistlichen und Kreuzfahrern Oliver nach Groningen geleiteten, wusste Tithard den Oliver unter einem falschen Vorwande von der Gesellschaft zu entfernen, stürzte sich sodann auf den unbewaffneten und mit dem Kreuze bezeichneten Eltet, schlug ihm den Schädel ein und liess ihm zum Ueberfluss durch seine Begleiter Arme und Beine zerstückeln.[24]

Der Biograph des Abtes Friedrich erzählt von einem Bruder seines Grossvaters, dem natürlichen Sohne eines Edelmanns, Wybrand van Blytha, dass er durch den Stifter von S. Mariengarten bekehrt, aus einem Wolf zum Lamme wurde und noch zu seiner Zeit als Pfarrer zu Hallem fungirte. Dieser Wybrand war ein wüster Händelsucher und Todtschläger, der Schrecken der Umgegend, ein junger Geselle, der Niemand schonte und an den sich Niemand heranwagte. Wenn er vor Friedrich erschien, glaubte dieser seine letzte Stunde gekommen und befahl seine Seele Gott. Dennoch zog der unbändige Bursche später die Mönchskutte an und beschloss sein Leben als Klausner. Gepeinigt von seinem Gewissen verfolgte er die Priester jetzt bis an den Altar, damit sie für ihn Fürbitte einlegen, ihm die Beichte abnehmen, Vergebung erwirken sollten und wie ein grosses Kind liess er sich willenlos leiten und lenken.[25]

Eines Tages musste Friedrich einem Kapitel beiwohnen und verliess seine Gemeinde in scheinbar tiefstem Frieden. Die blutigen Raufereien der früheren Zeit hatten Dank der Mitwirkung einiger für die Kirche und sanftere Sitten gewonnenen Edelen, an deren Spitze Renicus van Marcellum stand, ein Ende genommen, die ebenso heftige wie kleinliche Händelsucht schien überwunden. Allein was muss Friedrich bei seiner Heimkehr wahrnehmen? Das erste seiner Gemeindeglieder, welches ihm begegnet, trägt das Schwert an der Seite und ist Niemand anders als Renicus! Die alten Zwiste waren sofort wieder ausgebrochen, sobald der Pfarrer dem Orte den Rücken gekehrt, wer nur ein Schwert besass, hatte die Gelegenheit benutzt und auch Renicus dem alten Zuge seines Herzens nicht zu widerstehen vermocht. — Friedrich nahm den Willkommsgruss des Mächtigen nicht an, schalt ihn

einen verfluchten Meineidigen, der alle heiligen Vorsätze muthwillig gebrochen und legte dem reuig zu Boden Sinkenden die Busse auf, sich in der Kirche vor der Gemeinde entblössten Leibes geisseln zu lassen. Und so geschah es. — Das Merkwürdige ist dabei weniger, dass der vielvermögende Edelmann sich dem Spruche unterwarf als der Umstand, dass die niedrige Herkunft Friedrichs Jedermann bekannt war. Als Sohn einer unbemittelten Wittwe hatte er als Knabe ein Dutzend Schafe, den gesammten Besitz seiner Familie, gehütet.[26]

Der Vorgänger des Abtes, der uns diese und andere Begebenheiten erzählt, hatte gleichfalls zahlreiche Zeugnisse für die Rohheit seiner Zeitgenossen, auch der Geistlichen, gesammelt. Ein Mönch von S. Mariengarten, erzählt Emo, drang des Nachts sogar in die Kammer des Abtes Siard ein, in der Absicht ihm die Nase abzuschneiden. Der Versuch gelang nur zum Theil, eine Narbe behielt der Abt zeitlebens. Der Schuldige musste zur Sühne nach Rom pilgern und starb daselbst, nachdem er in den neuen Orden der Bettelmönche eingetreten war.[27]

Erscheinen uns die Berichte der meisten Mirakel mystisch-träumerisch angehaucht, so überrascht uns die Geschichte des Prior Herdricus von S. Mariengnaden bei Schildwolde, welche uns die Biographie eines andern Abtes von S. Mariengarten, Ethelgerus, überliefert, angenehm durch die Lebenswahrheit, die in ihr sich offenbart. Herdricus war der Stifter von S. Mariengnaden. Die Aecker des Klosters hatte er selbst umgepflügt und besäet, die Bäume, welche es umgaben, selbst gepflanzt, die Klostergebäude selbst errichtet, die Wände der Kirche nach seinen Plänen aufführen lassen. Kein Wunder, dass er sich in Mariengnaden zu Hause und als Herr fühlte, wie nur ein Grundbesitzer auf dem selbsterbauten Hofe. Da erschienen eines Tages die Aebte von Mariengarten und Blumenhof, um ihm, dem unabhängigen Prior von Schildwolde, im Auftrage des Bischofs von Münster oder Utrecht anzukündigen, dass er sich gewissen für alle Klöster des Bisthums gültigen Vorschriften zu unterwerfen habe.[28] Diese Beeinträchtigung seiner Freiheit vermochte Herdricus nicht zu ertragen. Im Verlauf der Verhandlungen wurde er warm, runzelte die Stirn, gestikulirte eifrig und wandte sich schliesslich an Menko von Blumenhof mit den Worten: „Abt, seid heute mein Advokat, morgen und mein Lebenlang will ich der Eure sein; werfen wir

zusammen das über-lauwersche Joch ab*), welches wir nicht verpflichtet sind zu tragen, noch tragen wollen, noch tragen können.“ — Gleich fruchtlos hatte er kurz zuvor ausgerufen: „Abt von Blumenhof, hört mich an. Wo war der Abt von Mariengarten als der Grundstein zu dieser Kirche gelegt, die Kirchenmauern aufgeführt, diese Wohnungen erbaut, diese Bäume gepflanzt, diese Aecker fruchtbar gemacht wurden? Fürwahr, so lange jene leben, welche all dieses geschaffen, sollen sie sich dieses Besitzes erfreuen und kein Sterblicher soll ihnen ihr Eigenthum entwinden. Lasst ihn nur kommen, mit kräftiger Hand soll er empfangen werden. Ist das nicht unerhört, Abt Menko, ist so etwas je dagewesen? Wer hat jenen Abt darum ersucht, uns mit seiner Vaterschaft zu beglücken? Er sei und bleibe Abt von Mariengarten; ich, ich bleibe bis zum letzten Athemzuge Prior von Mariengnaden.“ [29]

7.

Ein so küsten- und wasserreiches Land wie Holland sah sich schon früh durch seine Lage genöthigt, den Wasserbauten aller Art eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Auf den in das Meer hinausragenden Landzungen musste seit jeher jeder Zoll Erde durch Deiche gegen Ueberfluthungen geschützt werden und fast jeder Bauernhof gehörte zu einem im Schweisse des Angesichts dem Wasser abgewonnenen Polder. Deichbeamte, Deichgrafen gab es nun freilich im 13. Jahrhundert dem Anschein nach noch nicht, allein das Polderwesen war im letzten Viertel desselben bereits so allgemein bekannt, dass Maerlant ihm ein Bild entlehnen konnte, um sein Verhältniss zur Dichtkunst und deren Verhältniss zum Publikum zu kennzeichnen. [30] Graf Wilhelm I. beurkundete 1212 oder 1213, dass ein Binnendeich zwischen Bergen und Alkmaar auf seine Kosten hergestellt worden, ja noch früher 1165 gab der Eifer eines holländischen Grafen, dessen Deichbauten unbeabsichtigte aber verderbliche Ueberschwemmungen am oberen Rhein verursacht hatten, Anlass zum Einschreiten des deutschen Kaisers. [31] In demselben 12. Jahrhundert, 1106, 1143, 1149

---

*) Die Lauwers trennte Groningen und Friesland; der groninger Prior wollte von dem friesischen Abte keine Befehle annehmen.

suchten schliesslich auch die Erzbischöfe von Hamburg-Bremen niederländische Deicharbeiter durch Geschenke und Vorrechte zu gewinnen und in ihren Landen anzusiedeln, und unter jenen Kolonisten befand sich auch ein niederländischer Priester. [32]

Die Geistlichkeit von Utrecht muss bereits im 8. Jahrhundert, zu einer Zeit da das Christenthum in den Niederlanden kaum dem Namen nach bestand, das Eindeichen der Küstenlande in Angriff genommen haben. Ein Zeitgenosse des Liudger (744—809), ein ungenannter Priester, machte ihr darob den Vorwurf, dass sie allzusehr um das Zeitliche besorgt sei und dem Meere den ungestörten Besitz seiner Gewässer nicht gönne. [33] Ja bereits Wilfrid von York soll 678 die Unterthanen König Adgils, des Vorgängers von Radbod, im Deichbau unterrichtet haben. [34]

Diese vereinzelten Notizen lassen uns freilich eine Geschichte des Ursprungs der niederländischen Seewehren vermissen, bezeugen aber dafür, dass die Niederländer bereits zu Beginn des 12. Jahrhunderts den Ruf besassen, die tüchtigsten Deicharbeiter des Festlandes zu sein.

Diese nationale Kunstfertigkeit auf ungewöhnlichem Gebiete, und die Verwendbarkeit derselben bei allerlei kriegerischen Unternehmungen, erwarb den Niederländern vor Damiette die Zuneigung Olivers von Köln. Er lobt ihre Unverzagtheit, als sie, höchstens zehn an der Zahl, Deutsche und Niederländer, sich ungeachtet eines heftigen Pfeilhagels einer Schiffbrücke bemächtigten; er gedenkt insbesondere eines jungen Edelmanns aus dem Lüttichschen, der einen Inselthurm, den Schlüssel der Stadtbefestigung, zuerst erstieg, und rühmt nicht minder einen friesischen Bauer, der mit seinem eisernen Dreschflegel einem Muselmann die gelbe Fahne des Sultan abgewann. Sein grösstes Wohlgefallen indessen hatte er an der Geduld, Freigebigkeit und Liebe, mit der Holländer und Deutsche den Bau der von ihm geplanten schwimmenden Festung ausführten, welche in der That die Uebergabe der Stadt herbeiführte; ebenso preist er die Geschicklichkeit, mit der jene das Fahrzeug an den Thurm heranbrachten, dessen Besetzung unbedingt erforderlich war.

Meister Oliver spricht bei dieser Gelegenheit von sich selbst mit solcher Bescheidenheit als von einem Werkmeister, dessen sich der Herr bedient habe, dass wir ihm die Bewunderung seiner eigenen Erfindung gern zu gute halten. Dass die Schiffs-

burg in der That ein merkwürdiges Kunstwerk war, müssen wir wohl annehmen, denn als die Oberbefehlshaber sie besichtigten, erklärten sie einmüthig, einen derartigen schwimmenden Holzbau noch niemals gesehen zu haben. Und auch wir glauben mit Oliver, dass der egyptische Thurm durch eine Beschiessung aus der Ferne nicht genommen werden konnte — man hatte es Tagelang vergeblich versucht —, dass er bei der Tiefe und Breite des Flusses nicht zu belagern, die Zufuhr der Lebensmittel aus der Stadt nicht zu verhindern, die Eröffnung von Laufgräben gegen die Insel unthunlich war: kurz wir sind mit Meister Oliver von der alleinseligmachenden Vortrefflichkeit seiner Erfindung überzeugt.

Daneben ist jedoch auch das warme Mitgefühl hervorzuheben, mit dem Oliver seiner fleissigen und tapferen Landsleute gedenkt, sobald er auf die ungleiche Vertheilung der Beute nach geschehener Eroberung und die Unterbringung derselben in den ärmlichsten Stadttheilen zu sprechen kommt. Aus eigenen Mitteln hatten sie die Kosten des berühmten Bauwerks bestritten — Niemand wusste das besser als der Meister selbst —, sie hatten ihr Leben gewagt, um es an den Feind zu bringen, ihre Bekanntschaft mit der See und ihre Unerschrockenheit hatte den Ausschlag gegeben. Aus ihren Schiffen waren die übrigen Kreuzfahrer mit Lebensmitteln versehen worden, sie hatten den Thurm erobert und dadurch den Uebergang auf das andere Ufer ermöglicht, sie hatten die Schiffsbrücken geschlagen, den Wartthurm erbaut, die Wälle des Lagers befestigt. Und trotz alledem wurde ihnen nicht die geringste Auszeichnung zuerkannt. Zu Olivers wie zu eigener Enttäuschung mussten sie erfahren, dass Undank der Welt Lohn und nur von Gott auf Anerkennung zu rechnen ist. Das Bewusstsein mehr Schiffe und Kriegsgeräthe, mehr Streiter und Waffen, mehr Geld und Lebensmittel geopfert zu haben als das gesammte übrige deutsche Reich musste ihnen zum einzigen Troste dienen. [35]

8.

Für die Kenntniss der Kriegsführung der Kreuzfahrer sind neben den römisch-katholischen, lateinisch oder altfranzösisch geschriebenen Berichten auch die gleichzeitigen byzantinischen, pro-

vençalischen und arabischen Geschichtsquellen in hohem Maasse beachtenswerth. Bei keinem dieser Schriftsteller finden wir die volle Wahrheit, ein jeder von ihnen blickt auf die Ereignisse durch die gefärbte Brille des persönlichen Glaubens, der Nationalität und der eigenen politischen Ueberzeugung. Villehardouin, Joinville, Oliver von Köln urtheilen von ihrem christlich-katholischen Standpunkte aus anders als die Prinzessin Anna Komnena und Niketas von ihrem christlich-byzantinischen; anders Wilhelm von Tudela von seinem christlich-provençalischen, anders Ibn-Haiyân und Achmed al Makrizi von ihrem muhammedanischen. Nur wenn wir so vielen sich widersprechenden Berichten gegenüber lediglich dasjenige berücksichtigen, was sich durch seine innere Wahrscheinlichkeit der Wahrheit am meisten nähert, erhalten wir einen festen historischen Boden.

Zunächst ist zu constatiren, dass die Niederländer, welche 1217 Santa Maria und Cadix plünderten und 1218 Damiette erobern halfen, ebensolche Diebe und Mörder waren, wie die Normannen des 11. Jahrhunderts oder die Bekämpfer der Albigenser oder die lateinischen Eroberer von Konstantinopel. Die anschaulichen und eingehenden Berichte des Ibn-Haiyân über die Einnahme und Plünderung des spanischen Barbastro durch die Normannen 1064 [36], des Wilhelm von Tudela über die Erstürmung und Vernichtung des ketzerischen Bézières durch die aus aller Herren Länder zusammengelaufenen Schaaren des Abtes Arnold von Citeaux 1209 [37], des Niketas über die Eroberung des christlichen Konstantinopel durch die christlichen Lateiner 1204 [38], sie thürmen übereinstimmend vor unsern Augen Berge von gestohlenem Gute und geraubtem Gelde auf. Wenn die Niederländer vielleicht etwas mehr Zurückhaltung an den Tag legten, so ist diese allein der mangelnden Gelegenheit zuzuschreiben.

Wie tief die Beutesucht und Zügellosigkeit bei den Kreuzfahrern wurzelte, lehrt der Zug des heiligen Ludwig nach Damiette, 1248. In seinem Lager herrschte eine musterhafte Zucht. Edelleute, welche auf unehrbaren Handlungen ertappt wurden, mussten entweder das Lager ehrlos unter Preisgabe von Pferd und Waffen räumen oder sich, blos mit dem Hemde bekleidet, einen Strick um den Hals von dem Weibsbilde, bei dem sie betroffen, durch das Lager rundum führen lassen. So geschah es zu Caesarea. Und dennoch wimmelte das Lager vor Damiette von schlechten

Häusern, die sich bis auf eines Steinwurfs Weite dem königlichen Zelte näherten und von den Kreuzfahrern geringeren Standes fleissig besucht wurden. Nach der Einnahme der Stadt dagegen murrten die habgierigen Ritter über die Verfügungen des Königs und um wenigstens ihren Beuteantheil thunlichst zu vergrössern, vermietheten sie die ihnen zugefallenen Häuser an Kaufleute zu solch unverschämten Preisen, dass nicht nur viele Händler abgeschreckt, sondern auch allerwärts Schmähungen laut wurden. Dabei gab es Schlemmereien sonder Ende, jeden Tag *grans mangiers et outrageuses viandes.* [39]

Villehardouin, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, der die wiederholte Plünderung von Konstantinopel mit erlebte, berichtet mit Wohlgefallen, dass der Graf von Saint-Paul eine grosse Anzahl von diebischen Kreuzfahrern zum Galgen verurtheilte, auch einen Ritter, dem man den Schild um den Hals hing. Das Vergehen dieses Edelmanns bestand jedoch nicht im Stehlen, sondern darin, dass er sich der Vertheilung des Gestohlenen widersetzt hatte. Das Stehlen an sich galt selbst Villehardouin als ein Recht des Siegers. [40]

Die Uebergabe von Damiette erfolgte, wie uns Oliver versichert, in friedlichster Weise, nachdem der die Stadt beherrschende Thurm genommen war; auch sollen die einziehenden Christen sich aller Gewaltthat und rohen Plünderung enthalten haben. Doch ergiebt seine Klage über die Zurücksetzung seiner Deutschen und Niederländer, dass die Kreuzfahrer in Damiette wie in Barbastro und Bézières von sämmtlichen Häusern Besitz ergriffen. [41]

Von der Erbitterung, mit der bis zur Uebergabe gestritten wurde, geben einige Zahlen eine Vorstellung. An einem Tage fielen, abgesehen von einer ungezählten Schaar egyptischer Mannschaften, sechs Kapitaine und über zweihundert kriegstüchtige Mamelukken, deren Leichen von den Christen auf dem Schlachtfelde gefunden wurden. Auch Kameele und Pferde wurden an diesem Tage in Menge getödtet, darunter ein Hengst, welchen der Sultan von Aleppo für 14 000 Drachmen erstanden und einem jener Kapitaine geschenkt hatte. [42] Ueber das Loos der Einwohner während und nach der Belagerung belehrt uns dagegen die weniger edelmüthige als fanatische Standrede Olivers an die Stadt: „Damiette, Du hast die Christen beraubt, schwer musst

Du nun büssen, denn abgesehen von denen, welche lebend in Gefangenschaft gerathen sind, hast Du seit dem Beginn der Belagerung mehr als 30 000 Männer und Frauen verloren. Sie sind gestorben nicht durch Feuer und Schwert, sondern getroffen vom Herrn, der Deine ekelerregende Unreinlichkeit nicht länger ertragen wollte.“ [43]

Diese Todtenziffer erklärt sich hauptsächlich durch eine dazumal herrschende Seuche, welche auch im christlichen Lager zahlreiche Opfer heischte. Die Genauigkeit und Wahrheitsliebe von Oliver dagegen erhellt aus der Thatsache, dass die alten arabischen Geschichtsschreiber, welche hinsichtlich der Belagerung von Damiette Ahmed al Makrizi ausschrieben, nur in einem Punkte von unserm Landsmann abweichen. Auch sie kennen die Pest und bestätigen auf Grund der Aussagen von Augenzeugen die Angaben Olivers über das Wüthen einer Hungersnoth unter den Belagerten: „auf allen Strassen lagen Leichen, selbst in den Häusern und Betten wurden Todte gefunden.“ Der Emir Abu Bekr, ein Gewährsmann des Makrizi, wusste es aus dem Munde der eigenen Schwester, dass die Noth gegen Ende der Belagerung aufs höchste gestiegen war. Die Zahl der Krieger betrug 20 000, allein es fehlte an Mehl, um Brot in genügender Menge zu backen; Hühnereier wurden mit Gold bezahlt, eine geschlachtete Kuh mit 80 Goldstücken. Die Beerdigung eines Todten kostete 40 Gold-, ein Eimer Wasser 40 Silberstücke. Für ein Pfund Zucker wurden zuletzt 140 Goldstücke geboten. — Die Schwester des Emirs, welche ausserhalb der Stadt unweit vom Flusse wohnte, ersann ein hübsche, von den Kreuzfahrern jedoch bald entdeckte List, um die Noth ihrer Freunde in der Stadt einigermassen zu lindern. Sie liess von Zeit zu Zeit ein Kameel tödten und ausweiden, worauf das Innere des Thieres mit Geflügel, Gemüsen und Früchten angefüllt, die Haut zugenäht und der Cadaver in den Nil geworfen wurde. [44] Allein was halfen dergleichen kleine Zufuhren gegenüber der hungernden Menge?

Der einzige Punkt, an dem Makrizi und Oliver sich widersprechen, bezieht sich auf den Einzug in Damiette. Nach Makrizi haben die Kreuzfahrer bei dieser Gelegenheit ein furchtbares Blutbad angerichtet und sich als Sieger grober Ausschreitungen schuldig gemacht. Eine Behauptung, welche der Italiäner Marino Sanuto scheinbar bestätigt, denn er erzählte im Jahre 1306, dass

Franciscus von Assisi 1218 Damiette und das Lager der Kreuzfahrer verlassen habe, um nicht länger Zeuge von so viel Todtschlag, Unzucht und Diebstahl bleiben zu müssen. Sanuto ist indessen kein Zeitgenosse, auch verlief der Einzug ihm zufolge verhältnissmässig unblutig, Makrizi scheint mithin durch Leidenschaft verführt, seine Darstellung mehr zu Ungunsten der Christen gefärbt zu haben, als er gethan hätte, wenn er selbst Christ gewesen.

Den wahren Charakter der niederländischen Kreuzfahrer von 1217 enthüllt uns indessen mit am besten jener oben erwähnte ungenannte Korrespondent des Abtes Emo. Er hatte sich der ausschliesslich niederländischen Abtheilung der Flotte Olivers angeschlossen und folgte jenem Theile der Mannschaft, der auf der Hinreise sich nicht in Lissabon aufhalten wollte sondern auf eigene Faust vorwärts eilte. [45]

Wir lernen diese Mannen und Frauen, auch Kinder befanden sich nach anderen Zeugnissen an Bord, als wackere Seeleute kennen, welche einen Nordweststurm nicht scheuten und geübter waren als ihre deutschen Bundesgenossen. Sie bewirkten, dass ihr Graf Wilhelm, der zu Beginn nur die Truppen befehligte, nach einem Sturme auch zum Führer der Flotte erwählt wurde. Dazumal waren nicht nur Geschick sondern auch Muskel von Eisen erforderlich, um die zwei bis dreihundert nur auf Küstenfahrt berechneten Nussschaalen [46] mit Pferden und Kriegsgeräthe, unbotmässigen Rittern, anspruchsvollem Fussvolk und dem Pfluge entlaufenen Freiwilligen von den Mündungen der Lauwers oder der Maas nach Palästina zu führen. Der Glaube ist gewiss ein mächtiger Hebel; ein Werkzeug, welches bei Abfahrt und Ankunft hin und wieder Wunder verrichtet, unterwegs leistet er nur geringe Dienste. Im Vergleich mit der Fahrt dieser nordischen Kreuzfahrer hatten es die Venetianer, welche 1204 Balduin von Flandern und den Markgrafen von Montferrat nach Konstantinopel brachten, recht bequem.

Ebenso wie der Muth ist auch die Unbekanntschaft der Niederländer mit allem, was Kriegszucht und Disciplin heisst, beachtenswerth. Den Grafen Wilhelm erkennen sie als ihr Oberhaupt an so lange es ihnen genehm ist. Wir hören nichts davon, dass der Graf in Lissabon versucht hätte, sie unter seinem Befehl zurückzuhalten; er wusste vermuthlich, dass die Mühe um-

sonst gewesen wäre. Auf die unverschämteste Weise, jedoch ohne sich dessen bewusst zu sein, kündigen sie ihm den Dienst auf, angeblich um ohne Verzug das heilige Grab aufzusuchen. Ohne Bedenken lassen sie den Grafen mit den Anderen zu Gunsten des Königs von Portugal eine Festung belagern, in der wohl Lorbeeren aber nicht die goldenen Früchte, von denen sie träumten, zu holen waren. Sie gönnen ihm die Ehre, den Emir und dessen Begleiter nach vollbrachter Eroberung zum Christenthum bekehren und dem Papste Honorius über die Tauffeierlichkeiten weitläufig berichten zu dürfen [47], sie gehen ihrerseits lieber südwärts, um einige wohlhabende muselmännische Städte zu plündern.

Diese improvisirten niederländischen Kreuz- und Seefahrer von 1217 sind bereits halbe Wassergeusen, die Stammväter jenes Geschlechts, welches dem grossen Peter und den Admiralen des Schweigers dereinst die besten aber zugleich auch grausamsten und habgierigsten Matrosen liefern sollte. Auf Wiedersehen! riefen sie dem Grafen Wilhelm zu und steuerten alsdann ohne einen anerkannten Führer wohlgemuth der Strasse von Gibraltar zu.

Ein Sturm trieb die Schiffe des Nachts auseinander, doch vereinigten sich des Morgens wieder ihrer fünfzig, um alsbald bei einem Platze vor Anker zu gehen, dessen muhammedanischer Name Hairin ihn in ihren Augen vogelfrei erscheinen liess. Will man ihnen Glauben schenken, so hatte die Stadt einst Santa Maria geheissen und war den Christen durch die Muselmänner entrissen worden. Die Kreuzfahrer landeten, überrumpelten die Besatzung und waren gegen Abend Herren der Stadt, deren Ausplünderung die ganze Nacht in Anspruch nahm. Trotz der starken Bewölkung des Himmels erschien während dessen am Firmament ein Bild der heiligen Jungfrau, welche mit Wohlgefallen auf die Züchtigung der Stadt herabblickte, die einst ihren Namen getragen. Am Morgen wurde Hairin in Brand gesteckt und eine reiche Beute an Bord gebracht. Der Schrecken in der Umgegend war so gross, dass kein muhammedanischer Bauer sich auf seinem Hofe sicher fühlte.

Die gröbste Probe ihrer Roheit legten sie jedoch wenige Tage später ab bei der Verwüstung von Cadix. Ein kleiner inzwischen ins Werk gesetzter Streifzug auf das platte Land, bei dem Unachtsamkeit und allzu grosse Hitze beim Rauben ihnen beinahe verhängnissvoll geworden wären, hatte die Gemüther vor

der Ankunft auf der Rhede von Cadix stark erregt. Das Gerücht ihrer Unthaten war ihnen vorausgeeilt, die Einwohnerschaft auf eine Insel geflüchtet, die Stadt lag verödet da. Doch waren sie darob mit nichten enttäuscht, im Gegentheil, sie empfingen den humoristischen Eindruck, dass sich das verlassene Cadix freue durch ihre Ankunft neu belebt zu werden. Sie fanden Gärten und Weinberge, Feigen und Olivenpflanzungen, Bauten mit reichem architektonischen Zierrath. Insbesondere war da eine Moschee, welche Schätze gekostet haben musste, so schön und prächtig gebaut, dass ihre Beschreibung keinen Glauben fand und der Berichterstatter das Ende seiner Erzählung vergass.

Um recht gemächlich alles ausrotten und zerstören zu können, verlängerten die Pilger ihren Aufenthalt um etliche Tage. Bäume und Gärten wurden bis zum letzten Halm niedergeschlagen und verwüstet; die Moschee geschleift und dem Erdboden gleichgemacht, ihr Holzschnitzwerk als Brennholz verwandt. Alle fahrende Habe wurde auf die Schiffe geschleppt und zuletzt, als sie des Raubens satt abzogen, die Stadt in Brand gesteckt, damit der Verwüstung nichts entgehe.

In diesem Bericht fällt zweierlei besonders auf: einmal das Interesse an den Denkmälern der arabischen Kunst und dann das kaltblütige Behagen am Zerstören. Das noch erhaltene unansehnliche Frontispice des Haupteinganges zur egmonder Kirche von 1143 beweist, dass die bildende Kunst in den Niederlanden dazumal noch keine hervorragende Arbeit zu Stande gebracht hatte. Der heilige Petrus ist eine ehrwürdige Reliquie und historische Denkwürdigkeit, allein sonst in jeder Hinsicht eine Karikatur byzantinischer Kunst von unsicherer und unbefugter Hand ausgeführt.[48] Auch die Grabdenkmäler und Siegel aus der Zeit Graf Wilhelm I. bezeugen, dass die Kunst noch in den ersten Windeln lag. Die menschlichen Figuren auf den Gräbern ähneln egyptischen Mumien, lassen aber den egyptischen Tiefsinn vermissen. Die Pferde auf den Siegeln, die Reiter und Reiterinnen, gleichen Figuren aus Binsengeflecht.[49] Heimische Handschriften und Zeichnungen aus dieser Zeit fehlen und nichts lässt darauf schliessen, dass die niederländische Kunst seit 977, dem vermuthlichen Entstehungsjahr der beiden egmonder Miniaturen[50], Fortschritte gemacht oder auch nur einen Ursprung genommen hätte.

Unsere Kreuzfahrer von 1217 begriffen halb und halb, wie weit ihre Landsleute und Mitchristen in dieser Hinsicht hinter den Muhammedanern zurückstanden. Nur bekannt mit den armseligen Bauten von Blumenhof oder Rosenfeld, erfüllte sie die maurische Architektur mit einer Bewunderung, für welche sie kaum Worte zu finden wissen. Allein noch waren sie zu sehr nordische Barbaren, um zu ehren was sie nicht begriffen. Ihr Christenthum und ihr Racenhass liess sie in den Kunsterzeugnissen der Muhammedaner Werke des Satan erblicken und ihrer Habsucht entsprach diese Auffassung viel zu sehr, als dass sie dieselbe hätten aufgeben mögen. Nicht einmal ein Versuch dazu wird unternommen. Je mehr sie niederreissen, zertrümmern, umstürzen, um so treuer glauben sie der heiligen Jungfrau zu dienen. Selbst Bauern glaubten sie den Satan wie einen mit Zahnschmerz behafteten Bauer lachen zu hören, als sie ihr Pökelfleisch an dem aufflammenden Holzwerk seiner Synagoge zubereiteten.

9.

Die wohlgebildeten, verweichlichten und wenig streitbaren „Römer des Ostens“, wie sich die griechischen Christen selbst bezeichneten, Männer von grossen Lastern, doch keine Schlemmer, blickten mit Verwunderung auf die rohen Speisen und die Gefrässigkeit der Kreuzfahrer. — Niketas tadelt überall die Feigheit, Habsucht, Treulosigkeit und Grausamkeit seiner Landsleute nach Gebühr und anerkennt ebenso den Muth und die höhere militärische Befähigung der Kreuzfahrer, allein trotzdem sind und bleiben sie ihm nur Barbaren. Ihre tagelangen Schwelgereien nach der Eroberung der schönen Bosporusstadt erregen nicht so sehr sein Erstaunen, als dass die Meisten die levantinischen Leckereien zu verschmähen schienen. „Nach dem Brauche ihres Landes assen sie nur gekochtes Rindfleisch, Speck oder Salzfleisch mit Knoblauch und zerriebenen Bohnen, alles mit starkgewürzter Sauce übergossen.“ [51]

Auch die äussere Erscheinung der Kreuzfahrer, und selbst der Geistlichen unter ihnen, entbehrte nach ihm der Würde. Das Auftreten des Patriarchen von Venedig, der in den Strassen von Konstantinopel „in einem so eng anschliessenden Gewande sich zeigte, dass es am Körper angeklebt zu sein schien und kaum an

den Pulsen und über der Brust ein wenig Raum freiliess, dazu mit so sorgfältig glatt geschorenem Kinn, dass er einem bartlosen Knaben glich“, erregte ihm gewaltigen Anstoss. [52]

„Wenn die Alten, phantasiert er weiter, einen entscheidenden Sieg davongetragen, vermieden sie den Hass der Völker gegeneinander zu schüren. Eingedenk der Vergänglichkeit alles Irdischen errichteten sie nur Holztrophäen, damit die Zeit sie um so schneller verzehre. Die Barbaren dagegen, deren sich Gott als Werkzeug bedient, um uns für unsere Missethaten zu züchtigen, verewigen ihre Siege durch dauerhaftere Zeichen: eingeäscherte Städte und zu Grunde gerichtete Provinzen.“ [53]

Niketas betrachtet das Zeitalter der Kreuzzüge als das der Soldatenherrschaft und erblickt in den Herren und Baronen des Westens ausschliesslich kriegerische Mannen, welche „die Tapferkeit für die erste aller Tugenden halten und es nicht dulden, dass andere deren Besitz ihnen streitig machen; Leute ohne Anmuth und ohne Kenntniss der Musen, ungebildet, plump, nur von Leidenschaften beherrscht.“ [54]

Widerwillig wohnte er ihren Fastnachtsspielen bei, als sie in kostümirten Schauaufzügen, die Pferde mit griechischem Kopfputz geschmückt, in griechische Spottgewänder gehüllt, mit Tintenflaschen, Pergamentrollen und anderweitigen dahin einschlägigen Gegenständen bewaffnet, die Byzantiner verhöhnten, weil sie in diesen nur Bücherwürmer und Tintenkleckser erblickten: selbst in ihren Spässen, meint er, verleugnen sie ihre Roheit nicht. [55]

An ihre Frömmigkeit glaubt er nicht, und wie sollte er auch? Mit eigenen Augen hatte er geschaut, wie diese „Auserwählten des Herrn“ in der Sophienkirche gehaust. Die Heiligenbilder wurden zerschlagen, die Reliquien der Märtyrer in die Gosse geworfen, die Altarkelche ihrer Juwelen beraubt, die Opferschaalen als Trinkgefässe entweiht, um den Rock Christi das Loos geworfen. Das Gestohlene wurde noch im Vorhof der Kirche auf Pferde und Maulthiere geladen, welche beim Ausgleiten auf dem Marmorboden mit dem Degen angetrieben werden mussten und durch ihr Blut das Heiligthum gleichfalls verunreinigten. Auch die Nonnen in den Klöstern blieben nicht verschont, ja sie gestatteten sogar, dass ein öffentliches Strassenweib von der Kanzel der Sophienkirche herab unzüchtige Lieder sang und hernach in der Kirche tanzte. [56]

10.

Gegenüber den bisher betrachteten Schattenseiten der Epoche Olivers von Köln muss ich zum Schluss auch der edlen Triebfedern gedenken, welche so viele Kreuzprediger und die Besten ihrer Gläubigen in Bewegung setzten.

Die niederländische Literatur besitzt eine Dichtung aus den letzten Jahren des 13. Jahrhunderts, als der Verlust von Ptolemais (1291) der längst wankenden Herrschaft der Christen den Gnadenstoss versetzte. Das Gedicht schliesst das Zeitalter der Kreuzzüge gewissermassen ab, obgleich es die Christenheit von neuem auffordert, das Schwert zur Eroberung des heiligen Grabes zu ziehen. Der greisenhafte Verfasser, der hier seine Stimme erhebt, ist indessen ein vertrockneter Stubengelehrter, sein Schlachtruf verhallt unter allgemeiner Stille. Die Herzen schlagen nicht mehr für eine Idee, welche bereits zwei Jahrhunderte ihre Wirkung geäussert hatte, die Kreuzprediger finden nur noch taube Ohren. Maerlants Sang *von dem überseeischen Lande* will als Weckruf wirken, muss aber den Zeitgenossen wie ein veraltetes Wiegenlied geklungen haben und macht auf uns den Eindruck einer Todtenlitanei. [57]

Der Kreuzzug Gottfrieds von Bouillon ist bei Maerlant eine fromme und ritterliche Legende geworden, wie die Zeit überhaupt alle Dornen und Distel der Kriegsfahrten nach dem heiligen Lande mit ihrer Staatskunst, ihrer Habsucht, ihrem Fanatismus zerstört und ausgerottet hat. Den Nachkommen ist nur die Erinnerung an eine überreiche Ernte makelloser Lorbeeren geblieben. Die ersten Kreuzfahrer waren ausnahmelos treue Paladine der heiligen Jungfrau. Der Raub von Konstantinopel durch die Lateiner wird verschwiegen. Die Landungen in Spanien und Afrika, welche in Wirklichkeit vom militärischen Standpunkte aus als Ableitung, Beschäftigung oder Schwächung des Feindes vertheidigt werden konnten, haben bei Maerlant lediglich den Zweck, die Taschen und Bäuche entarteter Christen zu füllen. Immer von neuem, so jammert er, haben diese Scheinchristen sich in Egypten, dem Lande der jüdischen Fleischtöpfe, gemästet, anstatt ohne Aufenthalt nach Jerusalem zu ziehen. [58] Wenn sie jetzt, da das letzte Bollwerk gefallen, wenigstens nach Egypten ziehen wollten, allein nun bleiben sie vollends lieber daheim! Trotzten die Kreuzfahrer

freudig allen Strapazen, so sind ihre Nachkommen entartet, verweichlicht, dem Wohlleben zugethan; die Väter hatten den blutigen Sühnetod Jesu zum Wahrzeichen erwählt und sich zum Kampfe gegürtet, die Söhne lassen gleichmüthig das heilige Kreuz durch die Strassen von Ptolemais schleifen, christliche Jungfrauen und barmherzige Schwestern durch unreine Muselmänner entehrt, Gläubige zu Tode gemartert werden. Was kümmert es sie, dass die christlichen Priester da drüben sei es wie Hühner gespiesst, sei es wie Spanferkel geröstet werden? Die Falkenjagd beansprucht sie zu sehr, als dass sie auf die Klagelieder der Kirche hören könnten. [59]

In diesem Tone pflegen mittelmässige Dichter verlorene Ideale zu besingen. Der Zwang der Verhältnisse wird den Menschen zur Last gelegt und ihnen verübelt, wenn sie, hie und da sogar mit dem Gefühl des Schmerzes, Gutes zu thun unterlassen um grösseres Unheil zu verhüten. Joinville, ein frommer Christ, treuer Lehnsmann und gehorsamer Unterthan, verweigerte mit vollem Rechte bereits dreissig Jahre vor Maerlant seine Betheiligung an dem zweiten Kreuzzuge Ludwig des Heiligen, und es ehrt sein Herz wie seinen Verstand, dass er nicht abermals die Angehörigen seiner französischen Besitzungen der Unordnung und Verwilderung preisgeben wollte zu Gunsten der Jagd nach einem wesenlosen Ziele in der Fremde. [60]

Der Kampf gegen die Muhammedaner in Syrien, Egypten, Spanien war Mönchsarbeit im eigentlichen und ungünstigen Sinne des Wortes. Aehnlich wie der Feldzug Napoleons nach Egypten zu Ausgang des 18. Jahrhunderts waren auch die kriegerischen und nicht-kriegerischen Züge der Christen nach dem heiligen Lande vom Ausgang des 11. bis zum Ausgang des 13. Jahrhunderts zwar heldenhaft und heroisch, wenn man will, aber nicht minder auch phantastisch, ziel- und erfolglos trotz aller Kühnheit. Von ferne betrachtet erwecken sie den unangenehmen Eindruck einer religiösen Krankheit. Die ersten Kreuzfahrer sind kaum von den ersten mittelalterlichen Flagellanten zu unterscheiden; ein epidemischer Wahnsinn befällt mit einem Male die Völker des Westens und lässt die Einen über die Leichen der Anderen hinweg nach Osten taumeln [61], der Strom ist unwiderstehlich. Die Päpste, die ihn weder entfesselt noch auch gehindert sondern nur ausgenutzt haben, sind nur im Stande, ihn in ein

gewisses Bette zu lenken und ihm ein bestimmtes Ziel anzuweisen. Sobald aber das Eingreifen kriegerischer anstatt kirchlicher Anführer etwas Ordnung in die unerklärliche Völkerwanderung bringt, so wird das Ganze durch die Ehr- und Eroberungssucht europäischer Kleinfürsten und erbeloser Königssöhne beherrscht, welche die Kreuzzüge zu benutzen suchen, um sich im Osten Throne zu ergattern und Dynastien zu stiften.

Später tritt die Handelspolitik der seefahrenden italienischen Republiken in den Vordergrund und alle Vortheile der unter dem Banner des Kreuzes unternommenen Eroberungszüge scheinen den Genuesen und Venetianern zufallen zu sollen.[62] Vergebens suchen die Päpste Venedig zur Befolgung einer christlichen Politik zu zwingen, vergebens brandmarkt Innocenz III. die Plünderung von Konstantinopel, der heilige Stuhl wird von den Ereignissen überflügelt.[63]

Und dennoch lag all jener Tollheit und all jenen unlauteren Nebenabsichten die edelste Empfindung zu Grunde, deren sich die europäischen Völker im Laufe der Jahrhunderte fähig gezeigt haben. Denn die Liebe zum Heiligthum des Glaubens war doch die eigentliche Triebfeder und sie wirkte stärker sogar als der herausgeforderte kriegerische Stolz, der in dem Kampfe der Rassen dem kriegstüchtigen Gegner nicht unterliegen wollte.

Lange bevor Jemand an Kreuzzüge dachte, hatten der Streit Karl Martells und noch mehr die durch das Rolandslied verherrlichten Kämpfe Karl des Grossen gegen die Mauren in Spanien den Charakter eines Religionskrieges gezeitigt. Die Frage, ob Christus oder Muhammed Europa das Gesetz vorschreiben sollte, stand zur Entscheidung und der feste Glaube an die unvergleichliche Vortrefflichkeit des Christenthums beherrschte alle Kreuzfahrer, auch die weltlich gesinnten und wüsten Elemente. Selbst die Renegaten machen keine Ausnahme davon. Unumwunden gesteht ein zum Islam übergetretener Christ, mit dem Joinville im Lager vor Damiette sich unterhielt, dass nur die Furcht vor Armuth und Mangel ihn in Egypten zurückhalte und zum Uebertritt bewogen habe, innerlich hänge er immer noch dem Christenthum an.[64]

Auf die Siege Karl des Grossen war ein Zeitalter gefolgt, welches die edleren Gefühle des Einzelnen schlummern liess. Selbstsüchtig stritten Fürsten und Völker in Europa um den Vorrang.

Deutschland erbte das Kaiserthum, war indessen nicht mächtig genug, um eine Alleinherrschaft aufzurichten. Der Angelsachse Harold musste Wilhelm dem Eroberer weichen, zumal der Papst dem normannischen Freibeuter verbündet war. Selbst die Scholastik hatte die Gemüther noch nicht erfasst. Aus diesem Rausch von Barbarei und Selbstsucht riss erst Bernhard von Clairvaux (1091—1153) die europäischen Völker empor. Die Furcht vor dem Islam, den man mit Unrecht besiegt wähnte, erwachte von neuem und erregte einen panischen Schrecken. Die Menschheit erinnerte sich plötzlich, dass alle ihre Erwartungen von der Gegenwart und Zukunft an einen zu lange vergessenen Namen geknüpft waren. Ihr Hass gegen Muhammed beruhte auf dem Wiederaufleben der Verehrung Christi.

Bei den Bekennern des Evangeliums pflegt sich dieses Gefühl, sobald es einmal geweckt, in Bildern, weit weniger in Begriffen, zu äussern, und dieses finden wir auch bei den Kreuzfahrern. Man kann es kaum besser als durch Ehrgefühl bezeichnen. Die Ehre der Kreuzfahrer ist dadurch verletzt, dass der Erdenfleck, auf dem Krippe und Kreuz des aus Liebe zu den Menschen gestorbenen Gottessohnes gestanden, sich in den Händen unreiner Teufelsdiener befinde. Nicht nur ihr Verstand lehnt sich gegen diese ungeheuerliche Vorstellung auf, sie empfinden die Thatsache wie einen Flecken auf ihrem Wappenschilde und suchen die Schande angelegentlichst zu tilgen. Sie meinen, undankbare Hunde genannt werden zu müssen, wenn sie nicht demjenigen ihre Liebe bezeugten, der die Welt so grenzenlos geliebt und für seine Aufopferung von seinen blinden Zeitgenossen mit so bejammernswürdigem Ausgange belohnt worden war.

Die Predigten Bernhards von Clairvaux, sowohl die französischen wie die lateinischen, lehren uns eine Auffassung vom Christenthum, welche den Anschauungen der Kreuzfahrer völlig entspricht. Ueberall steht die Person des schuld- und wehrlosen Christus, des Allen zugänglich gewordenen unnahbaren Gottes, der sich der Menschen erbarmt hat, im Mittelpunkte der Gedanken und Empfindungen.

„Heute, so lautet es in einer Predigt über die Weisen aus dem Morgenlande, heute sind die drei Könige erschienen, um die Sonne der Gerechtigkeit zu schauen, den Neugeborenen, von dem geschrieben steht: Aus dir Bethlehem soll mir kommen der Herzog,

der über mein Volk ein Herr sei. So folgten sie ihrem Leitstern und beteten an die Frucht der Jungfrau. Was ficht euch an, ihr Könige, was ficht euch an? Betet ihr an ein säugendes Kind in ärmlicher Wohnung in armselige Windeln gehüllt? ist dieses Kind Gott? Gott wohnt in seinem heiligen Tempel und thront im Himmel und ihr sucht ihn in einem verfallenen Stall auf den Knieen eines Weibes? Was sollen eure kostbaren Geschenke, ist er denn König? Wo ist sein Thronsaal, sein Hof, sein Hofstaat? Ist ein Stall ein Palast, ein Futtertrog ein Thron, bilden Joseph und Maria eine Hofhaltung? Wie können Weise so thöricht sein ein Kind anzubeten, unmündig an Jahren und von armen Eltern? — Geliebte Brüder, gewiss es lag nicht fern, dass sie Anstoss nehmen oder an einen schlechten Scherz hätten glauben können, als sie diese geringen Leute und deren bittere Armuth erblickten. Statt in eine Residenz, wo sie den König zu finden hofften, wurden sie nach Bethlehem geführt, in ein Dörflein, und hier angelangt in einen Stall gewiesen, in dem sie ein Kindlein fanden in dürftige Tücher gehüllt. Und dennoch ärgerten sie sich nicht, dennoch nahmen sie keinen Anstand an dem Stalle noch an den armseligen Hüllen noch an dem Säugling, vielmehr beugten sie die Kniee, huldigten ihm als König, beteten ihn an als ihren Gott. Denn der sie hingeleitet, war auch ihr Lehrmeister gewesen, und der ihr Herz erleuchtet, hatte ihnen in dem Stern einen Führer gewährt.“ [65]

Jahrhunderte waren vergangen, seitdem grosse Kirchenväter in ähnlicher Weise das Christenthum verkündigt hatten. Bernhard war der Erste, der wieder direkt Gewissen und Gefühl anregte und mit feinster Kenntniss der Gesetze der Einbildungskraft sämmtliche Empfindungen der europäischen Menschheit zu berühren verstand. — Es ehrt die Kreuzfahrer, dass sie seinem Aufruf Gehör schenkten, allein wenn wir auch begreifen, dass der heilige Bernhard sie mit Begeisterung erfüllt und trunken gemacht hat, so bleibt es doch verwunderlich, dass sie, nach dem öfteren Erwachen aus dem Rausche, sich nicht stets von neuem dem schönen Traume hingegeben haben. Die Lockrufe von Maerlant und den Seinigen waren neue Versuchungen, ihnen nicht erlegen zu sein ein neues Verdienst.

11.

Das Gedicht von dem überseeischen Lande bringt die Gefühle, welche die Christen in dem Zeitalter der Kreuzzüge beseelten, trefflich zum Ausdruck. Die neunzehn Strophen lassen gleichmässig ein und dasselbe Thema durchklingen: Die Liebe Christi treibt uns vorwärts. In der Chronik Olivers von Köln finden sich nun freilich entsprechend den Verhältnissen keine derartigen unmittelbaren Gefühlsäusserungen. Gleich seinem Zeitgenossen, dem ungenannten Korrespondenten des Emo, war auch Meister Oliver ein Mann der That, ein Augenzeuge, eine mitten in den Ereignissen stehende Persönlichkeit. Beide schrieben am Orte der Handlung selbst, siebzig Jahre vor Maerlant, und naturgemäss besitzt ihr Zeugniss ein grösseres Gewicht, dennoch scheinen beide von denselben Gefühlen beseelt zu sein.

Bei Oliver trifft Gemüth und Praxis zusammen. Derselbe Bericht, der uns über den Erfolg seiner Kreuzpredigt in den Niederlanden unterrichtet, erzählt auch von den Sammlungen in den Kirchen. Als ihm in Damiette bei dem Bau des schwimmenden Thurmes das Geld ausging, verstand er das Fehlende durch seine Untergebenen aufbringen zu lassen. Seine Entrüstung über die Nichtberücksichtigung des kirchlichen Zehntens bei Vertheilung der Beute in Damiette entspringt dem echten Gefühl eines Kreuzfahrers. „Ein jeder hat sein Theil erhalten, zürnt er, jede alte Frau ist bedacht worden, jeder zehn- oder zwölfjährige Knabe, nur Christus, der uns die Stadt in Händen gab, hat nichts bekommen.“ [66]

Das Gefühl, einem Religionskriege beizuwohnen, verlässt Oliver überhaupt keinen Augenblick. „Damiette, erzählt er, ist ohne Sturmlauf in unsere Hände gefallen, damit die Eroberung Niemandem zugeschrieben werden könne als allein dem Gottessohne.“ [67] Die Deutschen und Niederländer waren an und für sich zahlreich genug, um allein das schwimmende Bollwerk an den Feind zu führen, allein dieses würde bei ihnen Hochmuth, bei den übrigen Missgunst erzeugt haben und so wurde die Bemannung aus Angehörigen sämmtlicher beim Heere befindlichen Nationalitäten zusammengesetzt. [68] Bevor dann die Schiffsburg in Bewegung gesetzt wurde, hielt man einen gemeinschaftlichen Gottesdienst ab, ebenso begleiteten Oliver und seine Mitpriester barfuss und betend am

Ufer das Hinaufsegeln des Fahrzeugs. Einen Augenblick drohte die Mannschaft von Flammen verzehrt zu werden, denn der Feind entzündete den Thurm der Christen mit griechischem Feuer, da warf sich am Ufer alles in den Staub, selbst die Ritter stiegen von den Pferden und flehten zum Himmel um Abwendung des Unheils. Und ihr Gebet wurde erhört, die Flammen erloschen. *Extinxerunt ignem fidelium lacrymae,* die Thränen der Gläubigen erstickten das Feuer.[69]

Dieser Zug würde auch einem grösseren Dichter als Oliver zur Ehre gereichen und erinnert einigermassen an manchen ähnlichen bei Joinville, nur dass bei letzterem der Reiz durch den Gebrauch der Muttersprache unendlich erhöht wird.

Oliver beschreibt ziemlich eingehend eine Seuche, welche die Kreuzfahrer schwer plagte, ohne dass die Aerzte Abhülfe hätten schaffen können. Die Füsse der Erkrankten wurden von unheimlicher schwarzer Farbe überzogen und insofern darf man vielleicht an Pest oder Cholera denken. Neben empfindlichen Gliederschmerzen verursachte sie Anschwellung und Fäulniss des Zahnfleisches, so dass die Kranken ausser Stande waren, feste Speisen zu geniessen. Die Krankheit begann im Winter zu wüthen und nur diejenigen, deren Kräfte bis zum Frühjahr reichten, genasen; die Wärme liess sie sich erholen.[70]

Dieselbe Krankheit suchte fünfundzwanzig Jahre später auch das Heer Ludwig des Heiligen heim, bei dem sich Joinville befand, und einzelne Angaben des Letzteren stimmen fast wörtlich mit denen Olivers überein. Joinville selbst wurde von der Krankheit erfasst und kaum befand er sich auf dem Wege der Besserung, so befiel sie noch heftiger seinen Kaplan.

„Zu meinen Wunden, welche ich am Fastnachtsabend im Gefecht davongetragen, erzählt Joinville, bekam ich noch die Lagerkrankheit, Schmerzen im Munde und in den Füssen, dazu ein dreitägiges Wechselfieber und solch ein schweres Kopfweh, dass mein Gehirn mir in Brei verwandelt zu sein schien. So lag ich krank bis Mittfasten und mein Kaplan las mir während dieser Zeit die Messe vor meinem Bette im Zelte, bis auch er erkrankte. Als er an jenem Tage die Messe las und bis zur Consecration gelangt war, sah ich ihn schwanken und erbleichen. Mit einem Koller bekleidet aber barfuss sprang ich aus dem Bette, fing ihn in meinen Armen auf und bat ihn, die Messe zu vollenden, so

lange würde ich ihn halten. Er erholte sich denn auch und las die Messe bis zum letzten Worte. Wenige Tage später wurde er durch treulose Muselmänner, die ihn gefangen genommen, ungeachtet des Waffenstillstandes erschlagen, *ne oncques plus ne chanta* — und sang nicht mehr.[71]

Man könnte ein ganzes Gedicht „Die letzte Messe“ schreiben, ohne doch nur entfernt die Wirkung jener fünf einfachen Worte zu erzielen. Und sie wird um so grösser, wenn man zu dieser kurzen Leichenrede einen anderen Bericht von Joinville heranzieht, wonach derselbe Priester, der mit bläulichen Lippen die heilige Liturgie beendete, als unerschrockener Kriegsmann allein acht muhammedanische Offiziere zum Weichen gebracht hatte. Eine Waffenthat, welche den Namen des Johann de Voyssei im Lager bekannt machte. Wenn er umherging, riefen die Kreuzfahrer einander zu: Da geht der Kaplan des Sire de Joinville, der Mann der acht Sarazenen: *vezci le prestre mon signour de Joinville, qui a les huit Sarrasins desconfiz.*[72]

Die Eigenartigkeit der Kreuzzüge in ihrer Blüthezeit besteht darin, dass sie einen der schändlichsten und zugleich schönsten Abschnitte in der Geschichte des Christenthums bilden: eine Idylle inmitten eines Blutbades, ein Hirtenlied, angestimmt auf zertretenen Kornfeldern zwischen rauchenden Städten. Rang- und Standesunterschiede werden verwischt, es giebt weder Herren noch Knechte, weder Priester noch Laien, alle sind blos Wallfahrer zum heiligen Grabe. Ein einziger Schmerz giebt allen die Kraft die einzige Schmach zu tilgen. Seit dem Untergang des römischen Reiches hatte Europa einen solchen Aufschwung aller Gesellschaftsklassen, selbst der Kinder, nicht geschaut. Es war ein erhebendes und beneidenswerthes Zeitalter, als ein ganzer Welttheil einem Ideal zu Liebe jegliches Ungemach auf sich nahm.[73]

Zweites Buch.

Vierzehntes Jahrhundert. — Graf Johann von Blois.

1.

Die Gebrüder Johann und Guido, Grafen von Blois und Herren von Chatillon, gelangten als Enkel und Erben des Johann von Beaumont in den Besitz von Schoonhoven, Gouda, Texel, Tholen und verschiedenen anderen Ort- und Landschaften in Holland und Seeland. Sie ragen als niederländische Herren in keinerlei Weise hervor, und unter gewöhnlichen Verhältnissen würden beide es nicht verdienen, an die Spitze eines neuen Blattes in der Geschichte unseres Volkes gestellt zu werden.

Ihrer Abkunft nach gehörten sie dem hohen französischen Adel an, waren weder von mütterlicher noch von grossmütterlicher Seite mit einem niederländischen Geschlechte verwandt. Ihre Mutter war eine Erbtochter aus dem hennegauschen Hause, und wenn nicht diesem nach dem Aussterben des holländischen Grafengeschlechts mit dem Sohne Floris V. der holländische Fürstenhut zugefallen wäre, so dass Wilhelm III. seinen jüngeren Bruder nach Wohlgefallen mit Besitzungen in Holland und Seeland auszustatten vermochte, Johann und Guido würden niemals „deutsche Güter“, wie sie sie nannten, innegehabt, niemals Herrschaftsrechte in den Niederlanden ausgeübt haben.[1]

Ein glücklicher Zufall hat uns die sogenannten Blois'schen Rechnungen im niederländischen Reichsarchiv aufbewahrt, und diese setzen uns in den Stand, das Leben des Grafen Johann insbesondere, der die Niederlande nur selten verliess und ein ganzes Vierteljahrhundert über Gouda und Schoonhoven herrschte, ge-

nauer zu verfolgen als das irgend eines anderen mittelalterlichen niederländischen Grossen.

Wir vermögen nicht zu beurtheilen, ob der Gelehrte, der jene Papiere zu Beginn unseres Jahrhunderts in ausgedehntem Masse benutzte, den Stoff allseitig erschöpft hat, doch sind wir ihm jedenfalls für seine Mittheilungen lebhaften Dank schuldig. Sein Scharfsinn und sein Fleiss haben uns die vertraute Geschichte eines niederländischen Prinzen aus dem dritten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts enthüllt und treffliche Einblicke in die gesellschaftlichen, wirthschaftlichen und politischen Verhältnisse jener Tage eröffnet. Auch die Geschichte der Kunst und Wissenschaft würde bedacht worden sein, wenn diese dazumal in Holland geblüht hätten. [2]

Die Chronik von Melis Stoke unterrichtet uns ziemlich gut über einzelne Theile der Geschichte Floris V. und Wilhelm III.; die Chronik von Jan van Leiden gilt als beste Quelle für die holländische Geschichte in den Jahren 1355—1417, wiewohl sie erst mehr als hundert Jahre nach den Ereignissen niedergeschrieben wurde; Olivier de la Marche ist einzig in seiner Art hinsichtlich der persönlichen Verhältnisse Philipps von Burgund und Karl des Kühnen, ganz zu geschweigen des Froissart, dessen geniale Darstellung ein so überraschendes Licht über einen grossen Theil des 14. Jahrhunderts verbreitet.

Allein selbst Froissart, wiewohl er sein Werk im Dienste des Guido von Blois verfasste und ihn wiederholt in Holland besuchte, belehrt uns lange nicht so trefflich über die Einzelheiten des damaligen niederländischen Lebens wie jene Blois'schen Rechnungen. [3]

2.

Der durch die Kreuzzüge bedingte kosmopolitische Charakter der niederländischen Geschichte im 13. Jahrhundert erhielt im 14. ein nationales Gepräge. Ein niederländischer Staat existirte allerdings auch jetzt noch nicht und sollte auch noch nicht so bald in Erscheinung treten, dafür waren aber nunmehr niederländische Institutionen in Ueberfluss vorhanden.

Die alte Dynastie der holländischen Grafen und Gräfinnen war bereits erloschen, die zweite hennegausche nur noch durch die Kaiserin von Deutschland vertreten, die dritte bairische ge-

langte zur Herrschaft. Johann von Blois ist ein Zeitgenosse des bairischen Albrecht, er ist sein vornehmster Lehnsmann, sein Stellvertreter bei Abwesenheit des Herzogs, sein Busenfreund und Genosse auf der Jagd wie beim Spiel und Wein, beim Bethören des weiblichen Geschlechts wie beim Tragen auffällig bunter und enganschliessender Kleider.

Seit lange mussten die Bischöfe von Utrecht die Herrschaft über Niederland mit verschiedenen Grafen und Herzögen theilen, doch ist der Katholicismus noch als Staatsreligion anerkannt und mit ihm wird auch der Klerus geehrt. Herzog Albrecht unterstützte die Inquisition [4] und nicht minder gute Römlinge waren die Brüder von Blois.

Als letzte Vertreter des Geschlechts der Kreuzfahrer eilten sie, begleitet von niederländischen Edeln, an die preussischen Grenzen, um gegen die Lithauer zu fechten; Graf Guido förderte den Bau eines Hauses der Deutschordensherren zu Schoonhoven, Graf Johann erwies sich als eifriger und freigebiger Schirmherr eines Karmeliterklosters. [5]

Der regierende bairische Herzog war ein jüngerer Sohn des deutschen Kaisers und dieser übte demzufolge einen gewissen Einfluss auf die niederländischen Angelegenheiten aus. Dennoch war die Zeit, da die Landesfürsten nicht nur dem Namen sondern auch der That nach von ihren fränkischen, lothringischen oder deutschen Lehnsherren abhingen, so gut wie ganz geschwunden. Die Niederländer besassen jetzt ihre heimischen Staatsparteien und ihre eigenen Bürgerkriege: der Streit der Hoeks und Kabeljaus war ausgebrochen und sollte nicht sobald gesühnt werden.

Im 13. Jahrhundert gab es keine Sklaven mehr, dafür aber um so zahlreichere Leibeigene: 1214 tauschten der Graf von Holland und der Bischof von Utrecht vor dem Altare des utrechter Doms miteinander Leute gegen Leute aus in gleicher Weise wie man Land gegen Land, Vieh gegen Vieh verhandelte. Im 14. Jahrhundert dagegen bestand zwar das Lehnswesen noch fort, wiewohl es viel von seinem Ansehen eingebüsst hatte, die Leibeigenschaft dagegen ist so gut wie geschwunden und existirt nur noch in der Form von ablösbaren persönlichen Diensten oder Herrenfrohnden.

Früher durften selbst vornehme Städte nur grosse Dörfer

genannt werden, sie besassen blos Häuser von Holz mit Dächern von Rohrgeflecht, so dass die Bezeichnung „steinernes Haus“ Eigenname für vereinzelte Gebäude werden konnte; jetzt haben viele Ortschaften eigene Wälle und Thore, unabhängig von der benachbarten landesherrlichen Burg, und alle ihre eigene Gerichtsbarkeit, ihre eigenen gewählten Bürgermeister. Die gräfliche Gewalt wird nur noch durch den Bailli oder den Schultheiss vertreten.

Der allgemeine Zustand hat sich in anderthalbhundert Jahren so vielseitig gewandelt, dass das Staatsgebäude hätte für vollendet gelten können, wenn nicht die Entwicklung der allgemeinen Verwaltung des Landes weit hinter der der Städte zurückgeblieben wäre.

Der souveraine Graf oder Herzog ist allerdings von einem Rath von vertrauten Geistlichen und Rechtsgelehrten umgeben, allein sie sind mehr oder minder alle nur Höflinge, abhängig von der Gunst und dem Geldbeutel des Herrn, der sie nach Belieben anstellt und entlässt. Herzog Albrecht von Baiern beruft mitunter eine Versammlung seiner Lehnsmannen, beräth mit ihnen, wie er die Kennemer züchtigen, Delft belagern, einen widerspänstigen Herrn von Arkel zur Ruhe bringen soll, indessen schliesslich geben doch seine Befehle allein den Ausschlag. Vasallen, welche sich diesen widersetzen, haben nach seiner Anschauung ihre Pflicht versäumt und sind werth mit Verlust an Hab und Leben bestraft zu werden.

Obgleich die Gesellschaft bereits unverkennbare Zeichen ihrer Mündigwerdung gab, wurde sie immer noch wie eine Kleinkinderbewahranstalt geleitet, und zwar nicht durch geniale Herrscher, sondern durch provinciale Despoten und autokratische Dorfgrössen von meist mittelmässiger Begabung und um so grösserer Anmassung. Ihr Andenken kann noch glücklich gepriesen werden, wenn sie, wie z. B. Johann von Blois, trotz ihres unnützen Daseins auf Kosten des kleinen Mannes, trotz ihrer Schulden und ihrer Verschwendung, trotz der Vernachlässigung aller Interessen ihrer Unterthanen als gute Menschen und treue Freunde bezeichnet werden.

3.

Wenn wir in dem ersten Abschnitt den Zeitumständen gemäss der Religion eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden

mussten, so standen im 14. Jahrhundert andere Interessen im Vordergrund.

Eine geregelte Staatsverwaltung wurde in Holland erst 1428 durch Philipp von Burgund nach ausländischem Muster eingerichtet. Nachdem die Niederländer einige Jahrhunderte den Römern gedient, geriethen sie unter die Herrschaft der Franken und nachdem all die Merowinger und Karolinger mit der grössten Willkür über sie geschaltet, fielen sie den deutschen Kaisern anheim. Als hierauf ihre einheimischen Herren allmählich unabhängig wurden, erwuchs dem Volke daraus kein Heil. Rein persönliche Motive, Neid, Selbsterhaltungstrieb, veranlassten von Jahrhundert zu Jahrhundert stets neue Kämpfe der niederländischen Grafen und Herzöge, ohne dass es Einem gelungen wäre die Nebenbuhler zu unterwerfen. Viele hunderte von Jahren verflossen darüber ohne Nutzen für die Kultur unseres Volkes, bis endlich die burgundische Herrschaft den blutigen Schauspielen barbarischer Bürgerkriege ein Ende bereitete.

Gute Einrichtungen brauchen keineswegs nothwendig national zu sein, zum mindesten nicht in Zeiten von geringer Bildung. Zahllose Schaaren unserer Vorväter haben vierzehn Jahrhunderte lang sich unter der Herrschaft fremder Gesetze verhältnissmässig wohl befunden. Wiewohl aber die Rechtsaufzeichnungen ohne ihre Mitwirkung erfolgten, strichen sie doch bald hier etwas, bald fügten sie dort etwas hinzu, behielten auch daneben manches Hergebrachte heimlich bei, und auch diese fragmentarische Arbeit erweckt unser Interesse. Ich gestehe offen, die meiste Mühe bereitet mir nicht der Umstand, dass es im Mittelalter keinen niederländischen Staat gab, sondern dass uns so wenig sicheres von dem bekannt ist, was damals die Stelle des Staates vertrat.

Blicken wir auf die Sprache, so finden wir eine Unzahl von Worten, die fast unverändert aus dem Lateinischen herübergenommen sind: Acker, Butter, Joch, Unze, Pfund, Sichel, Spaten, (Dresch-)flegel, Wanne, Saat, um nur einige wenige auf Handel und Ackerbau bezügliche zu nennen. Wir entnehmen aus ihnen, dass Drusus den alten Niederländern nicht nur den nach ihm benannten Kanal als Erinnerung hinterlassen hat, dass die römischen Legionen sie in der römischen Lebensweise unterrichtet haben, dass die Bildungsstufe unseres Volkes noch recht gering gewesen sein muss, weil es selbst für solch einfache Dinge

keine einheimischen Bezeichnungen gab. Andrerseits nimmt kein einziger von diesen entlehnten Ausdrücken Bezug auf Schiffahrt und Jagd, und dürfen wir hieraus wohl schliessen, dass die damaligen Bewohner von Holland weder Bauern noch Kaufleute, wohl aber Jäger und Fischer waren. [6]

Auch ihr Münzsystem entlehnten sie von den Römern, denn so hoch wir auch in der Geschichte hinaufgehen, nirgends zeigt sich eine Spur einer heimischen originalen Münze. Als 625 die älteste bekannte Prägestätte in Duurstede errichtet wurde, war das römische Geld seit unvordenklichen Zeiten in Gebrauch, und nachdem jene Stadt durch die Normannen zerstört, bediente man sich zwei Jahrhunderte lang (850—1050) des in Köln, der alten römischen Kolonie, geschlagenen Geldes. [7] Die Niederlande haben niemals eine Provinz des römischen Reiches gebildet wie Gallien. Ihre Bewohner waren nur Bundesgenossen der Römer, nicht römische Bürger. Das Latein wurde indessen ihnen mit der Zeit so geläufig, sie bedienten sich desselben so viele Jahrhunderte lang bei allen privaten und öffentlichen Geschäften, dass wir ihre Ausschliessung doppelt bedauern müssen. Möglicher Weise besässen wir sonst jetzt eine batavo-römische Literatur wie die Franzosen ihre gallo-römische, und könnten daraus ein vollständiges Bild jenes Zeitalters gewinnen. Jetzt müssen wir uns mit den Berichten der römischen Historiker und in erster Linie mit den Angaben des Tacitus begnügen. Von den germanischen Völkerschaften in den Niederlanden, deren Tacitus gedenkt, war jedoch bei Beginn der fränkischen Herrschaft mit alleiniger Ausnahme der Friesen keine einzige mehr vorhanden. Waren sie ausgewandert, ausgerottet in den Vernichtungskämpfen unter einander, ausgestorben? Wir wissen nur, dass sie spurlos verschwunden waren und Niederland keinen einzigen Bataver zählte, als der Streit der Franken gegen die Friesen begann. [8]

Eine Privaturkunde von 855 mag dazu dienen, uns die damaligen öffentlichen Verhältnisse zu veranschaulichen. Sie giebt uns mehr als andere gleichzeitige niederländische Dokumente Aufschluss über die staatlichen, gesellschaftlichen und rechtlichen Zustände. [9]

Ein Niederländer, Folcker mit Namen, geboren um 800 und Eigenthümer verschiedener Landgüter im heutigen Geldern, Utrecht, Nordholland und Friesland, gedenkt sich in Anlass der

Unsicherheit des menschlichen Lebens überhaupt und insbesondere in Hinblick auf die unheilschwangere Zeit in ein Kloster zu begeben. Zu diesem Zweck vermacht er sein Eigenthum unter gewissen Bedingungen an die Abtei Werden.

Das Dokument erwähnt weder die Frau noch die Kinder noch die Verwandten von Folcker, so dass wir demselben nichts für das Erbrecht entnehmen können; der Schenker spricht nur von seinen Eltern, deren Seelenheil er noch nach deren Tode fördern will; er war mithin ein kinderloser Witwer oder was wahrscheinlicher ein Hagestolz.

Die Functionen eines Notars bei der Aufnahme der Schenkungsakte versieht ein Geistlicher, Hildrich, ein Subdiakon. Er schreibt die Urkunde, Folcker unterzeichnet sie in Gegenwart von Zeugen. Die lateinische Sprache, in der sie abgefasst, weist auf das zusammengebrochene römische Reich zurück, dessen Erbe das fränkische geworden, und obendrein wird der Fürst, in dessen fünfzehnten Regierungsjahre die Handlung vor sich geht, Ludwig der Jüngere, Urenkel Karl des Grossen, mit dem altrömischen Titel als unser Kaiser bezeichnet. Wir müssen annehmen, dass es dazumal in den Niederlanden noch keine genügend entwickelte Landessprache gab und man, um Missverständnissen vorzubeugen, sich bei solch wichtigen Sachen des durchgebildeteren Idioms der früheren Beherrscher bediente. Die Deutschen des 9. Jahrhunderts bezeichneten ihre eigene Sprache in ihrem Latein selbst als barbarisch.

Das Latein des Hildrich ist bis zu einem gewissen Grade wirklich Latein, doch bezweifeln wir sehr, ob ein Bürger des alten Rom diese *lingua franca* verstanden haben würde. Denn nicht nur ist die Sprache mit einer grossen Anzahl bastardlateinischer Rechtsformeln, welche auf einen germanischen Ursprung hinweisen, durchmischt, der Schenker stellt obendrein seine Schenkung unter den Schutz von drei verschiedenen Rechten, von welchen keines in Rom entstanden war: die Rechte der salischen und ripuarischen Franken sowie das der Friesen werden angezogen.

Ferner entnehmen wir der Urkunde, dass die Niederlande zu jener Zeit durch zwei Grafen im Namen des Kaisers selbständig verwaltet wurden: Graf Wigman und Graf Ansfried. Vielleicht waren sie Edele von Geburt, Verwandte des Fürsten, vielleicht

auch nur Glückssoldaten, Söhne von Freigelassenen oder gar Sklaven. Denn ein Graf brauchte zu jener Zeit so wenig adlig zu sein wie heute ein Deichgraf. Unzweifelhaft waren jedoch beide Grafen hauptsächlich beauftragt, die Raubzüge der Normannen abzuwehren, denn das waren die unheilvollen Ereignisse der Zeit, auf welche Folcker anspielte; sie hatten ihn bewogen, seine Besitzungen an Werden zu schenken. Er wurde dadurch Lehnsmann des Klosters und mochte darauf rechnen, dass seine Güter damit der wenn auch unsichern Immunität des Klosters theilhaftig würden.

Die Urkunde versetzt uns in eine Gesellschaft, welche in dem Jahrhundert, das seit dem Tode des Bonifaz verflossen, einen festen christlichen Typus gewonnen hat. Niederländische Laien, welche bis zum 15. Jahrhundert hin Klöster beschenkten, thaten dieses in demselben Gefühl und aus denselben Beweggründen wie Folcker im 9.; das Christenthum blieb haften und beeinflusst die Gesellschaft bis zum heutigen Tage.

Die Staatsform ist der des römischen Kaiserreichs, nicht der der Republik nachgeahmt. Zu Aachen thront ein Alleinherrscher, dessen Wille für das Reich Gesetz ist, der die Provinzen durch Grafen und Herzöge verwalten lässt wie einst die römischen Kaiser durch Proconsuln. Er vertritt die einzige öffentliche Macht im Staate, die kriegerische. Die christliche Geistlichkeit dagegen ist an die Stelle der römischen Defensoren getreten, deren Aufgabe es war, die Interessen des kleinen Mannes wahrzunehmen; zugleich dient sie als Vermittlerin bei allen möglichen Geschäften, verwahrt die Hypotheken, besorgt Notariat und Registratur.

Ein römisches Gesetz des 4. Jahrhunderts untersagte bereits, die auf einem Gute Angesessenen bei Verkauf oder Uebertragung desselben von der Scholle zu scheiden.[10] Demgemäss schenkte Karl Martell dem heil. Willibrord verschiedene Ländereien bei Echternach sammt den dazu gehörigen Familien, vermachte der Heilige selbst testamentarisch einige Besitzungen in Nordholland mit den darauf angesiedelten Leuten an Dritte, schenkten mehr als 130 Niederländer dem Kloster des heil. Bonifaz in Fulda umfassende Besitzungen mit Einschluss ihres Gesindes.[11] — Genau in derselben Weise verfuhr Folcker. Seine Eigenthumsrechte waren unverletzlich; er konnte seine Habe, mochte sie beweglich oder unbeweglich sein, schenken wem er wollte und wie er wollte.

nur musste er bei Ueberweisung seiner Ländereien an das Kloster zu Werden auch die dazu gehörigen Leibeigenen, Mannen, Frauen und Kinder, hingeben, sonst hätte der Abt von Werden die Schenkung nicht annehmen können.

Damals gab es, abgesehen von den Kriegsgefangenen oder von jüdischen Händlern erkauften Sklaven, drei Personenklassen in Niederland, deren zahlreichste aus den Leibeigenen bestand. Sie waren von den Römern an die Scholle gefesselt worden und die Franken hatten hieran nichts geändert. Die altgermanischen Rechte setzen diesen Zustand voraus, ohne ihn gesetzlich des näheren zu fixiren. Dafür gewähren uns indessen die skandinavischen Sagas Aufschluss darüber, welche Vorstellungen die grosse Menge davon hatte.[12]

„Die Göttin Edda, heisst es in der Saemundischen Edda, gebar einen Sohn von dunkler Farbe und man nannte ihn Thral; die Haut seiner Hände war schwielig, seine Finger plump, seine Gesichtszüge grob, sein Rücken krumm. Er und seine Brüder bauten Strassen, reinigten die Felder von Unkraut, hüteten Schweine, umpflügten die Aecker. Von ihm stammen die Dienstpflichtigen.“

„Die Göttin Emma gebar einen Sohn und man nannte ihn Karl. Dieser war blond und rosig. Er lehrte die Stiere zähmen, Pflüge schmieden, Häuser zimmern, Scheuern bauen. Von ihm stammen die freien Bauern.“

„Die Göttin Modir gebar einen Sohn und man nannte ihn Jarl. Seine Locken waren blond, glänzend seine Wangen, scharf sein Blick. Er lehrte das Werfen des Speers, das Zügeln des Rosses, den Gebrauch des Schwertes. Die Göttin unterwies ihn in der Kunde der heiligen Buchstaben und bestellte ihn zum Herrn über die Wohnungen und Lande der Vorfahren. Er verstand die Runen zu lesen und den Gesang der Vögel zu deuten.“

Unser Folcker war weder Jarl noch Thral, er war ein Karl, ein freier Bauer, gebildet genug, um sein Handzeichen unter die Urkunde malen zu können, und bereits insoweit Christ, dass er den Spruch Jesu über das Fliehen aus der Welt befolgte, allein daneben doch auch soweit Franke oder Niederländer, dass er den Besitz von Leibeigenen als eine natürliche, das Verschenken derselben mit Haus und Gut als eine pflichtgemässe Sache betrachtete.

4.

Die Niederländer durchlebten nach dem Tode Karl des Grossen zwei unheilvolle Jahrhunderte, welche sie aller Aussicht auf eine politische Selbständigkeit zu berauben schienen.

Sie hiessen fortan Lothringer, waren schutzlos den Raubzügen der Dänen und Normannen preisgegeben und unfreiwillig in die Kämpfe der Lothare und sonstigen Abkömmlinge Karl des Grossen gegen jene ungebetenen rohen Gäste, welche ihre Flüsse hinauffuhren und ihre Küsten heimsuchten, verwickelt. Bald wurden sie von ihren machtlosen oder berechnenden Herrschern gegen die Dänen geschützt, bald auf Grund rasch wechselnder Verträge unruhigen und grausamen normannischen Statthaltern unterstellt, endlich dem deutschen Könige übergeben, der von dem Geschenke wenig erbaut war. Kurz sie erduldeten in jeder Hinsicht das Geschick von Leuten, deren Leben, Hab und Gut alltäglich bedroht ist, ohne dass ihnen irgend ein Ersatz für den Mangel aller Kultur oder eines ruhigen patriarchalischen Daseins gewährt wurde. Die Armen gehörten weder sich selbst an, noch hatten die Fürsten, welchen sie zugewiesen waren, irgend ein Interesse, sich ihrer besonders anzunehmen.

In die Wende dieses und des nächstfolgenden Zeitalters fällt das Auftreten des ersten niederländischen Fürstenhauses. In einem lothringischen Geschlecht, dessen Ahnherrn, Dietrich I., Melis Stoke willkürlich zu einem Verwandten des Königshauses stempelt [13], vererbte sich die Grafenwürde lange Zeit von Vater auf Sohn. Zu Beginn Beamte erhielten diese Grafen durch die Gunst der Kaiser bald mehr oder minder ausgedehnte Ländereien zu Lehen, wurden Vasallen und beobachteten die Vorschriften des Lehnrechts bis zu dem Zeitpunkte, da sie, der Treue ihrer Unterthanen versichert, alle Herrschaftsrechte an sich zu reissen vermochten.

Die halb sagenhaften Berichte über Dietrich I. und seine unmittelbaren Nachfolger verbieten ein näheres Eingehen auf die Anfänge des holländischen Hauses. Als dessen eigentlicher Stifter ist Dietrich III., der Urenkel Dietrich I., anzusehen, obgleich auch dieser noch so wenig Graf von Holland im späteren Sinne des Wortes war, dass selbst sein Sohn und Nachfolger Dietrich IV.

1046 lediglich Markgraf von Vlaardingen heisst nach jenem die Maasmündungen umfassenden Gebiete von Südholland.

In seinen jungen Jahren bekämpfte Dietrich III. die nordholländischen Bauern, die einst seinen Vater Arnold todtgeschlagen hatten, und nachdem er diese „friesischen Bestien“, wie man sie nannte, bezwungen, besass er das Geschick, sie für sich zu gewinnen. Der Sitz seines Geschlechts befand sich in Kennemerland und er wurde dadurch der Wohlthäter der Abtei Egmond; ausserdem besass er Bodegraven an der Grenze von Utrecht als bischöfliches Lehen und verwaltete die vlaardinger Markgrafschaft.

Dieser kümmerliche Besitz würde indessen Dietrich III. schwerlich gestattet haben, ein Fürstenhaus zu stiften, wenn er nicht Haare auf den Zähnen besessen und die Gunst der Zeitverhältnisse auszunutzen verstanden hätte.

In seinem Geschlecht lebte die Erinnerung an jenen Stellingabund der Sachsen, den Kaiser Lothar ins Leben gerufen, um seine Brüder zu bezwingen. Gegen die sächsischen Thrale und Karle, welche ihre Jarle ermorden oder verjagen wollten, hatten einst die Ahnherren Dietrichs mitgekämpft und es ist leicht erklärlich, dass er, selbst ein Jarl, nicht daran dachte, seine Leibeigenen zu lösen oder die niederländischen freien Bauern in städtische Bürger zu verwandeln. Wenn er gleichwohl auf eigene Hand eine neue Handelsstadt anlegte und Dordrecht gründete, so war sein Zweck doch ein selbstsüchtiger und ging seine Menschenfreundlichkeit nicht weiter als bis zu dem Wunsche, seinen Unterthanen zu grösserer Wohlfahrt und sich selbst zu grösserer Macht zu verhelfen.

Weiteres hätte ein niederländischer Herrscher dazumal nicht wagen dürfen; bereits dieses Vorgehen verursachte Dietrich schwere Gefahren.

Sein vornehmster Gegner war ein in seiner Art guter, ja sogar trefflicher Mann, Bischof Adalbold von Utrecht, der zu den Zierden der altniederländischen Kirche im lothringischen Zeitalter gerechnet wird. Erst vor wenig Jahren ist eine lateinische Abhandlung von ihm aufgefunden worden, der befugte Richter einen literarischen Werth beilegen, auch sind noch anderweitige Schriften von ihm auf uns gelangt: eine Lebensbeschreibung Kaiser Heinrich II., sowie wissenschaftliche Arbeiten aus dem Gebiete der Mathematik. Er soll auch Sinn für Baukunst, Musik und

Poesie besessen haben, doch fehlt es einigermassen an Belegen dafür. [14]

Motley bezeichnet gewisse niederländische Kirchenhäupter des Mittelalters als „geweihte Seeräuber“. [15] Auf Bischof Adalbold ist diese Bezeichnung indessen nur theilweise anwendbar. Wir wissen von ihm blos, dass er der erste utrechter Bischof war, der zu den Waffen griff, um seine weltliche Gewalt zu behaupten, unzweifelhaft zu dem guten Zwecke, seine Unterthanen gegen nachbarliche Ueberfälle zu schützen.

Dietrich III. trat er jedoch zu unrechter Stunde gegenüber. Er verübelte es dem unansehnlichen Stifter von Dordrecht, der hier einen Zoll erhob, dass er ihm, dem Reichsfürsten, das Recht der freien Jagd und des freien Fischfangs in dem Merwedegebiet verwehren wollte, und um ihn dafür zu strafen, liess er ihm durch einen seiner Lehnsleute Bodegraven wegnehmen.

Die Sache wurde noch verwickelter, als die Bischöfe von Köln, Trier, Lüttich, Cambray, lauter Freunde des Utrechters, unterstützt von Kaufleuten aus Tiel, Dietrich beim Kaiser verklagten. Dordrecht nämlich machte dem älteren Tiel als neuer Stapelplatz und Zollstätte eine empfindliche und bald tödtliche Concurrenz. Das eben begründete Städtchen hatte sich über Nacht zur Rivalin der alten bereits in der Zeit vor Karl dem Grossen blühenden kaiserlichen Handelsstadt emporgeschwungen.

Streng genommen besass Dietrich keinen Schimmer eines Rechtes, von den Dordrecht vorbeifahrenden Schiffen ohne Vorwissen und Erlaubniss des Kaisers einen Zoll zu erheben; er trieb nach den damaligen staatsrechtlichen Begriffen Stromraub und die Wortführer der utrechter Bischöfe bezeichneten ihn mit vollem Rechte als Flusspiraten.

Man sieht hieraus, dass die städtische Eifersucht in der niederländischen Geschichte hoch hinaufreicht und bereits zu Beginn des 11. Jahrhunderts zwei benachbarte Weiler sich um die Handelsherrschaft stritten. Die Söhne derselben germanischen Mutter schienen keine andere Bestimmung zu haben, als sich aus warmer Ueberzeugung gegenseitig den Wohlstand zu untergraben. [16]

Der Zwist zwischen Dietrich und Adalbold wurde durch eine blutige Schlacht bei Dordrecht beendet. Der Graf trug einen glänzenden Sieg davon. Das von Herzog Gotfried von Lothringen befehligte kaiserliche Heer wurde von den Bauernschaaren Diet-

rich's vollständig geschlagen, der Herzog gefangen genommen, unter den Anhängern des Bischofs ein fürchterliches Blutbad angerichtet. Adalbold selbst entkam mit Mühe in einem Nachen. Seit den Tagen Karl des Grossen, erzählt ein Chronist, war solch eine Niederlage in Niederland nicht gesehen. Seitdem ging der Schrecken dem Grafen Dietrich vorauf.

Diese Ereignisse bezeichnen den Beginn des holländischen Grafenhauses. Dietrich III. griff zu, als die Auftheilung des karolingischen Nachlasses nicht mehr als Sünde betrachtet wurde. Mit neidischen Blicken nahm er wahr, wie die utrechter Bischöfe sich als die eigentlichen Herren von Niederland und Alleininhaber des niederländischen Handels gebärdeten, obgleich Jedermann wusste, dass sie nur Stellvertreter der deutschen Kaiser waren: Adalbold der von Heinrich II., Bernulf der von Konrad II. Er meinte, immer noch ein guter Christ zu bleiben, auch wenn er diesen Gesalbten des Herrn entgegentrat. Als die Normannen 1010 Utrecht abermals in Brand steckten, rührte er keinen Finger. Was ging ihn die Bedrängniss der Bauern des Bischofs an, er hatte genug für die Seinen zu sorgen. Er berief dafür diese aus Kennemerland nach dem vlaardinger Gebiet und eröffnete ihnen zu Dordrecht den Zugang zu neuen Erwerbszweigen. Sobald sie um ihre Existenz zu kämpfen hatten, war auch für Dietrich der Augenblick gekommen, sie gegen den Bischof zu führen. Mochte der Kaiser immerhin den Utrechter einmal unterstützen, eine Wiederholung war kaum zu befürchten, dazu hatte der Herrscher zu vielerlei an anderen Orten zu thun.

Bischof Adalbold wiederum handelte korrekt aber kurzsichtig, als er den Oberlehnsherrn bewog, gegen Dietrich III. zu kriegen. Hätte er die Beschaffenheit des Landes besser gekannt, er würde schwerlich den Gegner beim Kaiser angeklagt noch auch versucht haben, ihn mit einem Schlage zu vernichten. Die Zukunft gehörte Dietrich III. und den Seinen. Es war unausbleiblich, dass auch die kleineren unter den grossen Vasallen, fern vom kaiserlichen Mittelpunkt gelegen, sich unabhängig zu machen suchten, und es fragte sich nur, wer die erforderliche Unverschämtheit, Energie und Ueberlegung zu gleicher Zeit in sich vereine.

Dietrich's letzte That war eine ruhige, erbauliche Wallfahrt nach dem heiligen Grabe. Sein einziger Bruder Sikko ging ihm im Tode voraus. Dieser hatte ungeachtet seines hohen Ranges

eine nordholländische Bäuerin aus Liebe geheirathet, was Dietrich höchlichst übelnahm. Denn seine Adern durchströmte ein ehrgeiziges Blut; er glaubte offenbar an eine Mission seines Geschlechts. Dem Kaiser zu trotzen, Bischöfe zu demüthigen, Landsleute hinzuschlachten oder zu übervortheilen, eigenen Gewinn zu erstreben, das alles hielt er für erlaubt, unter dem Stande zu heirathen — nicht.[17]

5.

Der politische Zustand der Niederlande um 1350 unterscheidet sich so wesentlich von dem eben geschilderten, dass nichts der Stiftung der holländischen Grafendynastie Vorhergehendes damit verglichen werden kann. Nur eine zugleich politische und gesellschaftliche Umwälzung vermochte Menschen und Dinge in der Zeit vom Beginn des 11. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts derart zu wandeln.

Einerseits war das Vorauszusehende eingetreten. Nachdem Dietrich III. die Existenzfähigkeit einer unabhängigen Macht in den Niederlanden neben dem utrechter Bischof und dem Kaiser zum Trotz erwiesen hatte, erkannten bald andere altlothringische Edele von gleich freiheitsliebender Gesinnung aber geringeren Mitteln und minderem Glück — die Ahnherren der Egmonds, Brederodes, Teylingen, Borsselen — den Grafen als ihr Haupt an und stellten sich unter seinen Schutz. Dietrich und seine Nachfolger nahmen dieselben als Vasallen auf und halfen ihnen ihre Unabhängigkeit bewahren. Widerspänstige Nebenbuhler dagegen — die Vorfahren der Amstel, Woerden, Arkel — wurden unschädlich gemacht und ihre Besitzungen zu Gunsten der Grafschaft eingezogen. Es entstand derart auch in den Niederlanden die aristokratische Hierarchie des Lehnstaates, welcher Jahrhunderte lang die allgemein herrschende Staatsform Europas war und in dem Zeitalter der Kreuzzüge bewies, zu welcher Kraftentwickelung er unsern Welttheil befähigte. Wie die Glieder einer Kette hielten die Edelen untereinander zusammen und gemeinsam am örtlichen Lehnsherrn fest, während dieser schon aus Eigennutz Vasall eines noch höheren Lehnsherrn war.

Der kleine freie Mann schwebte freilich in der Gefahr, das Opfer dieser adligen Verschwörung zu werden, erblickte aber

dennoch anfangs in diesem Aneinanderschliessen der Edeln einen Vortheil für sich. Auch waren es nicht die Edeln, welche anfingen den Bauer zu unterdrücken und seiner Freiheit zu berauben, vielmehr begaben sich die Bauern, Angesichts einer Freiheit die keinen Schirm gewährte, aus eigenem Antriebe und in eigenstem Interesse in den Schutz der Edeln.

Was half es auch dem „Karl“ Bürger des lothringer Reiches zu heissen, wenn dessen Herrscher ihn die Beute in- und ausländischer Räuber werden liessen. In dem benachbarten Edelmann fand er seinen natürlichen Schutzherrn und er anerkannte ihn gern als solchen, obschon er darüber einen Theil seiner Unabhängigkeit einbüsste. Schoss zahlen, Zehnten aufbringen, Herrendienste verrichten, sein freies Eigen in Lehn verwandeln, die Burgen befestigen helfen, welche sein Land schützen sollten: all das war ihm zu Anfang eine willkommene Last, wenn er nur nicht länger sich von Gott und Menschen verlassen fühlte. Wohlgefällig sah er die adeligen Schlösser entstehen, welche er in damals noch ferner Zukunft mit nicht geringerem Behagen plündern, einäschern, dem Boden gleichmachen oder auf Abbruch versteigern lassen sollte. [18]

Das Interesse der Edeln und des Fürsten, auch des utrechter Bischofs, erforderte die Aufrechterhaltung dieser neuen Ordnung. Sie bildeten gemeinsam einen bevorrechteten Stand, der allein im Ueberfluss lebte, allein die Verwaltung in Händen hatte, allein über Menschen und Dinge nach Willkür zu verfügen in der Lage war.

Nachdem jedoch dieser Zustand einige Jahrhunderte gewährt, erkannten die Kleinen ihren Irrthum und die misslichen Folgen ihrer bedingungslosen Selbstübergabe an die Edeln. Freilich verdankten sie der ihnen verbürgten Sicherheit der Habe die Anfänge eines Wohlstandes, doch verdross es sie auf die Dauer und je mehr ihre Zahl anwuchs, dass sie diese Anfänge nicht weiter ausbilden konnten. Sie sahen ihre Dörfer zu Städten erwachsen, sich selbst aber nach wie vor in der Knechtschaft verharren. Es blieb ihnen kein Ausweg, als, bewusst oder unbewusst, der Brüderschaft des Adels eine andere gegenüberzustellen und zum Glück erstanden ihnen bei Ausführung dieser revolutionären That — revolutionär, weil das formale Recht sich auf Seiten des Adels befand — mächtige Bundesgenossen in den Päpsten. [19]

Die Gilden waren von Hause aus Genossenschaften, deren Mittelpunkt gesellige Zusammenkünfte und Trinkgelage bildeten. Ihre Mitglieder bezweckten, sich selbst Recht und ihren Genossen Ersatz für erlittene Unbill zu verschaffen. Bereits in den Gesetzen Karl des Grossen und seiner unmittelbaren Nachfolger finden sich Verbote derartiger Gesellschaften, welchen beizutreten Bauern am wenigsten gezieme. Im Jahre 1188 gestattete der Graf von Flandern, gezwungen oder freiwillig, der Stadt Aire, eine Gilde oder „Freundschaft“ zu errichten, welche mit der Leitung der kommunalen Angelegenheiten betraut wurde. So weit ist es nun in Nordniederland nie gekommen, sei es, weil die Nordniederländer die bürgerliche Unabhängigkeit weniger hochschätzten als ihre Stammesgenossen im Süden, sei es, weil die Klügeren unter ihnen von einer allzugrossen Ausdehnung der Macht der Gilden Unordnungen besorgten. Selbst in Utrecht, wo die Stadtfreiheit sich weiter entwickelte als in irgend einer anderen nordniederländischen Stadt, hat niemals eine gesetzlich anerkannte Gilde oder „Freundschaft“ bestanden.

Auch die Grafen von Holland und Seeland waren jeder uneingeschränkten Macht der städtischen Behörden abhold. Eine Erhebung der Kennemerländer gegen die Feudalherrschaft (1268) wurde von Floris V. blutig unterdrückt und mit der Einäscherung von Amsterdam gestraft. [20] Nicht minder aber haben auch die städtischen Magistrate selbst, sobald sie die Macht besassen, stets zu verhindern gesucht, dass die Gilden oder Brüderschaften ihren Einfluss über gewerbliche Angelegenheiten und eine beschränkte Mitwirkung bei der städtischen Verwaltung hinaus erstreckten. [21]

Der Verfasser einer Geschichte der niederländischen Städte müsste vor allem eine Grenzlinie zwischen der Zeit vor und nach Dietrich III. ziehen. Duurstede, Tiel, Nimwegen, Groningen, Stavoren und besonders Utrecht blühten Jahrhunderte lang vor dem Aufkommen von Dordrecht und erscheinen dem Rückblickenden wie eine in Verfall gerathene Aristokratie. Denn mit dem Gewaltstreiche Dietrich III. beginnt ein neues Zeitalter unserer Geschichte, und in diesem wird das östliche Niederland von der geographisch mehr begünstigten westlichen Hälfte allmählich überflügelt; Handel und Wohlstand verpflanzen sich vom Rhein, Yssel und Lauwers nach dem Y und an die Mündungen von Maas und Schelde. [22]

Die ältesten Rechtsquellen von Leiden, Amsterdam, Briel schweigen über die Umwälzung, setzen aber dafür einen Zustand voraus, der nur aus einer gesellschaftlichen Revolution hervorgegangen sein kann. In ähnlicher Weise, wie unsere gegenwärtigen staatlichen Verhältnisse durch die französische Revolution von 1789 bedingt und erzeugt worden sind, sind auch die Anfänge unserer städtischen Entwicklung im Mittelalter durch fremdländische Einwirkungen beeinflusst worden. [23]

6.

Der Landesherr residirte ursprünglich in Haarlem, verlegte sodann seinen Sitz nach Leiden und hielt um die Mitte des 14. Jahrhunderts in dem Haag Hof, nachdem der drittletzte Graf aus dem holländischen Hause hier einen wetterfesten aber plumpen Palast hatte aufführen und sein Sohn diesen um einen grossen vorspringenden Festsaal hatte vergrössern lassen. [24]

Die Bauart ist keineswegs zu tadeln. Bereits der Name Hof oder Palast bezeichnet einen Fortschritt, denn das Schloss im Haag war keine Feudalburg, hatte weder das Aussehen noch die Bestimmung einer Festung. Es sollte dem Landesherrn als ruhiger Aufenthaltsort dienen und, nach Ausweis der noch erhaltenen riesigen Küchengewölbe, zahlreichen Gästen Raum gewähren. Wenn Dietrich III. die fröhlichen Tage Wilhelm II. und Floris V. miterlebt hätte, er wäre mit seinen Nachkommen zufrieden gewesen.

Leiden behielt, wiewohl ungern, eine Eigenthümlichkeit. Auf der dortigen Burg wohnte und schaltete im Namen und Auftrag des Landesherrn ein Burggraf aus dem Geschlecht der Wassenaer, mit welchem die Stadt Jahrhunderte lang in Zwist lag, bevor es ihr gelang, von ihm erlöst zu werden. Noch 1575 pries Jan van Hout die Errettung der Stadt vom Burggrafenthum in einem Lobgesang. [25]

Auch in Gouda und Schoonhoven befanden sich Burgen, beide zur Zeit Herzog Albrecht's abwechselnd von Johann von Blois bewohnt. Doch war seine Stellung zu den Eingesessenen dieser Ortschaften eine andere als die der Wassenaers zu den von Leiden. Er war rechtmässiger Herr derselben, hatte die beim Grafen von Holland zu Lehn gehende Herrschaft von seinem Grossvater

geerbt und nur ein wesentlicher Missbrauch bestand hier wie dort, die Käuflichkeit der Aemter.

Allerdings gab es in allen Städten Schöffen, Schultheissen oder Baillis, welche die höchste Gewalt vertraten, Recht sprachen, der Verwaltung vorstanden; sie wurden jedoch von den Wahlkollegien der Magistrate nur vorgeschlagen, nicht ernannt. Das Recht der Ernennung stand dem Grafen zu, der es entweder selbst ausübte, wie in Amsterdam oder Briel, oder darin durch einen Lehnsmann vertreten wurde, wie zu Schoonhoven und Gouda, oder auch durch einen Burggraf wie zu Leiden. Ernennen war aber damals gleichbedeutend mit dem Meistbietenden verkaufen. Es bedurfte darum keineswegs eines direkten Handels. Der Graf oder sein Stellvertreter entlieh von den zu Ernennenden gewisse Summen gegen das Versprechen, den Gläubiger bis nach erfolgter Rückzahlung im Amte zu belassen. Da nun von einer Rückzahlung niemals die Rede war, es sei denn dass ein Liebhaber eine noch grössere Summe für jenes Amt aufwandte, so artete die Rechtspflege mit der Zeit in ein Verurtheilen zu Geldbussen aus, deren Ertrag zum Theil an Schultheiss und Schöffen fiel und diese schadlos hielt. „Wir sind gewohnt, uns das Mittelalter mit Recht als eine Zeit der rohen Gewalt vorzustellen, es war aber zugleich und namentlich in den späteren Jahrhunderten eine Zeit der Erpressung und des Betrugs.“ [26]

Ungeachtet dieser Missstände, deren Abstellung erst unter Philipp von Burgund angebahnt wurde, hatte das Bürgerthum um 1350 sich eine Stellung erworben, von der hundert Jahre zuvor Niemand hätte träumen dürfen. Das Verhältniss zum Landesherrn wurde nicht mehr als eine einseitige Unterthanenschaft, sondern wie ein beiderseitig beschworener Vertrag aufgefasst. In Uebereinstimmung damit beginnt das Rechtsbuch von Briel mit allgemeinen Betrachtungen über den Eid. Um die Verpflichtung des Landesherrn zur Ablegung des Schwures zu erklären, stellt Jan Matthijssen unumwunden den Satz auf: Treue und Glauben sind aus der Welt geschwunden und kein verständiger Mensch begnügt sich noch mit blossen Versprechungen, sie müssen durch Eide bekräftigt werden. [27]

Diese Betrachtung spricht für eine gewisse Einfalt, zugleich aber auch für eine tiefe Ehrfurcht vor der Religion. Die Unterthanen erachten sich durch den Treueid moralisch gebunden und

würden sich selbst verachten, wenn sie, abgesehen von Nothfällen, die einmal übernommenen Verpflichtungen nicht erfüllten. Ebenso sind sie überzeugt, dass auch dem Landesherrn nichts über die Religion gehe und sein Eid die beste Bürgschaft für sein Wohlverhalten sei. Selbst jenes verderbliche System der Geldbussen weist eine Lichtseite auf. In den älteren Volksrechten ist jedes menschliche Leben zu einem bestimmten Werthe veranschlagt. Das Tödten eines Sklaven oder eines Hörigen kostet weniger als das Todtschlagen eines Freien oder Freigelassenen; noch theurer ist das Umbringen eines Adligen, am kostspieligsten jedoch der Todtschlag eines königlichen Gefolgsgenossen aus adligem Geschlecht. Mehr als achtzig verschiedene Geldbussen endlich werden für ebensoviel Uebertretungen aller Art aufgeführt. [28]

Einige Jahrhunderte später war die gehässige Unterscheidung der einzelnen Personenklassen aus der Gesetzgebung geschwunden, geblieben aber die Sühne des Todtschlags durch Abkauf, sowie die Vertheilung der Lasten der Busse auf die Anverwandten des Thäters. [29] Und Angesichts dieser von so wilden Leidenschaften zerrissenen, aller Polizei in unserm Sinne entbehrenden Gesellschaft darf dieser Brauch für human gelten.

Die hauptsächlichsten Quellen der Wohlfahrt sind Handel, Gewerbe und Ackerbau. Die Städte gewähren noch den Anblick von Dörfern, auch wenn sie, wie etwa Schoonhoven, von Wall und Graben umgeben sind. Man beginnt mit dem Bau gothischer Kirchen, welche langsam vollendet werden oder auch unvollendet bleiben. In Leiden befindet sich nur ein Haus von Stein, alle übrigen sind von Holz, stehen weit auseinander, ähneln Bauerngehöften. Die Einwohner sind zum Theil bereits Gewerbtreibende, Tuchweber, Bierbrauer, zum Theil noch reine Ackerbauer, nur liegen ihre Ländereien nicht mehr in sondern vor der Stadt. [30]

Amsterdams Binnenhandel erwähnt zuerst der Freibrief des Grafen Floris von 1275, seinen Aussenhandel auf der Ostsee eine Urkunde von 1247. In Lübeck galt dazumal der Hafen der Herren von Amstel für ein Raubnest, welches ostfriesischen und dänischen Seeräubern Aufnahme und Absatz gewährte. Hundert Jahre später war dieses Vorurtheil geschwunden und eine Urkunde von Deventer von 1347 belehrt uns, dass Amsterdam Ausfuhrhafen für eine grosse Anzahl deutscher Handelsgüter geworden war. Zwanzig Jahre später, 1370, gehören mehr als fünfzehn niederländische

Städte aus Ost und West zum hansischen Bunde, ist in Amsterdam die „alte Kirche“ vollendet, sind drei Kapellen daneben vorhanden. Das Rathhaus fehlte noch oder war so unansehnlich, dass alle Erinnerung daran geschwunden ist, dafür waren aber öffentliche Aborte vorhanden. Die Stadt besass seit 1300 ein Zollsiegel, seit 1347 ein Secretsiegel, seit 1360 ein grosses Stadtsiegel und hatte sich 1342 zum ersten Male erweitert. Thore und Mauern giebt es noch nicht, der neue Stadttheil hat ein völlig ländliches Aussehen. Die Zünfte der Fischer, Tuchhändler, Krämer, Zimmerleute und Maurer bestanden bereits, doch mussten zum Bau der alten Kirche Werkleute aus Utrecht und Brabant herangezogen werden. Im Jahre 1342 bemächtigte sich die Stadt des Unterrichts der Knaben, welche so weit in der Musik unterrichtet wurden, dass sie in den Kirchen mitsingen konnten. Alle anderen Künste lagen noch brach und die Wissenschaften blieben den Priestern und Geistlichen überlassen. Dafür war das Schiessen nach Papageien die beliebteste körperliche Uebung, Würfeln das vornehmste Vergnügen, Biertrinken die häufigste Erquickung.

In Bezug auf Schoonhoven genügt es anzuführen, dass es mit Dordrecht erfolgreich wetteiferte, in Bezug auf Gouda, dass es mehr Einwohner besass als Amsterdam und grössere Kapitalien umsetzte.

7.

Jene wohlhabende und einflussreiche Kaufmannswelt des 14. Jahrhunderts kann als der Stramin bezeichnet werden, auf dem Adel und Fürsten ihr selbstsüchtiges, anspruchsvolles und meist zugleich vergnügliches Dasein einstickten.

In den letzten Jahren des Jahrhunderts unternahm Graf Guido von Blois, der jüngere Bruder, eine Vergnügungsreise nach den Niederlanden. Seine Vormünder hatten einst den heranwachsenden Jüngling aus dem Hennegau nach Holland entsandt und dem Herrn von Ijsselstein anvertraut, in dessen Hause zu Utrecht er in dem Gebrauch der Waffen unterrichtet und geübt worden war. Als er jetzt nach mehr als dreissig Jahren seine „deutschen Besitzungen“ wieder aufsuchte, 1389, war Graf Guido ein starkbeleibter Schwiegervater und Gemahl einer Dame, die ihm an Gewicht nichts nachgab. Ihn begleitete ausserdem Maria

von Dunois, die junge Witwe seines frühverstorbenen einzigen Sohnes.

Graf und Gräfin reisten jeder in einem Wagen, deren Spurweite entsprechend dem Umfang der Insassen so breit war, dass verschiedene Brücken zu schmal befunden wurden und die Fuhrwerke mühsam vom Gefolge und den Landleuten der Umgegend auf den Schultern hinübergeschafft werden mussten. So kam man über Antwerpen nach Schoonhoven, machte von hier verschiedene kleine Ausflüge nach dem Haag und Leiden und brachte die Wintermonate schliesslich zumeist in Heemstede zu. Die Beförderung der Gesellschaft auf den holländischen Binnengewässern erforderte bei diesen Gelegenheiten regelmässig acht bis zehn Fährschiffe. Die Gräfin führte dabei stets einen Papagei, der Graf vier Musikanten und einen Narren, Jaques le Sot, mit sich.

Die langen Abende auf Schloss Heemstede wurden mit Musik und Würfelspiel zu verkürzen gesucht, mitunter stellte sich auch ein Erzähler ein. Des Morgens dagegen jagte man in Begleitung der Damen Füchse im haarlemer Holz oder gab in Haarlem den Herren von S. Johann ein Essen, zu dem dann auch Schultheiss, Schöffen und sonstige angesehene Bürger geladen wurden. Im März wurde Kloster Egmond aufgesucht, dessen Abt, Johann Weent, die auf siebenunddreissig Wagen vertheilte Gesellschaft gastfrei aufnahm, doch erhielt er die Unkosten in Gestalt von reichen Geschenken ersetzt.

Wir würden es kaum glauben, dass junge französische Frauen in solch kalter Jahreszeit Seebäder nehmen könnten, allein es wird ausdrücklich berichtet, dass die Schwiegertochter Graf Guido's mit ihren Hofdamen am 2. März nach Zandvoort fuhr, um in der See zu baden. [31]) Die wohlbeleibte Gräfin blieb wohlweislich zu Haus.

Jean Froissart, damals ein Mann von fünfzig oder zweiundfünfzig Jahren, begleitete den Grafen auf dieser Reise nach Niederland und verlebte den Winter gleichfalls in Heemstede. Er verdankte Graf Guido die Mittel, seine Tage unbesorgt beschliessen und seine Chronik fortsetzen zu können, und das gereicht dem Grafen nicht minder zur Ehre, wie dass er den Herzog Albrecht von Baiern beim Eindeichen der nordholländischen Zijp kräftig unterstützte.

Der ältere Bruder, Graf Johann, begnügte sich nicht wie der

jüngere mit flüchtigen Besuchen der Niederlande. Er verbrachte vielmehr fast sein ganzes Leben im Norden und hielt von 1356 bis zu seinem Tode, 1380, fast ununterbrochen in Schoonhoven und Gouda Hof. Geboren um 1335, fast gleichzeitig mit dem Beginn der Zwiste zwischen Hoeks und Kabeljaus, konnte er, der vornehmste Lehnsmann der Landesherren von Holland und Seeland, sich der Theilnahme an jenen Kämpfen nicht entziehen. Nachdem er in Frankreich die Ausläufer der Jaquerie hatte bewältigen helfen, unternahm er auf eigene Rechnung und zum Schaden seiner Finanzen einen Feldzug nach Geldern und ergriff hierauf einer geldrischen Prinzessin zu Liebe, die ihm die Bischöfe von Utrecht und Köln als passende Gemahlin anempfohlen hatten, Partei in dem Streite der Heekeren und Bronkhorst.*) Die Geschichte von Tiel bewahrt noch heute das Andenken an den „schlimmen Ostertag“ des Jahres 1378, den ein gegenseitiger Bürgermord in Anlass jenes geldrischen Zuges des Grafen Johann schmählich entweihte.

Dennoch hat kaum ein niederländischer Edelmann des Mittelalters bei grosser persönlicher Tapferkeit ein solch geringes Feldherrntalent und solche Unlust am Kriege besessen wie Graf Johann. Ein vorzüglicher Reiter und trefflicher Turnierheld war er doch nur ungern Krieger und seiner Neigung nach ein Friedensstifter. Jagd, Bälle, Bankette, Ställe voll schöner Rosse, Verkehr mit vornehmen Frauen, Klosterschwestern und schönen Töchtern von Rittern, Knappen und Bürgern, darnach stand sein Sinn. Er vertrat in dem Jahrhundert der Brustharnische und lang herabfallenden Männergewandung die neue Zeit der enganschliessenden Wämser von buntem Tuch und goldgesticktem Sammet, der gleichfalls engen Beinkleider von Hirschleder oder weisser Seide, der Reitstiefel und verzierten Schuhe, der mit Juwelen besetzten Barette und verwegen aufs Ohr gedrückten Filzhüte. Spieler, Trinker, Tänzer, Reiter, Wild- und Frauenjäger, zugleich voll Ehrfurcht gegen die Kirche, wohlthätig, nicht ohne Kunstsinn aber ungebildet, gleich bereit einem natürlichen Töchterchen eine Handschrift mit Miniaturen zum Spielen, wie deren Freundin ein Reitpferd zu schenken: so erscheint uns Johann von Blois als sorg-

---

*) „Ainsi eu messire Jehan de Blois femme et guerre, qui moult lui cousta“ Froissart.

loser, froher, lebenslustiger, wohlerzogener Edelmann. Er war zu sehr Fremdling und stand dem Volke zu fern, um in allem als Niederländer gelten zu können, doch bürgerten Erziehung und Lebensgang ihn so weit in seiner neuen Heimath ein, dass wir ihn wohl als den Typus seines Standes zu bezeichnen vermögen. [32]

Seine Jugenderziehung fiel in die Jahre unmittelbar nach der Pest von 1348, als die Verzweiflung den widerwärtigen Fanatismus der Geissler und die scheusslichen Judenverfolgungen erzeugte und zu gleicher Zeit die Menschen zu jenem frivolen Leichtsinn verführte, dessen Andenken im Süden Bocaccio's Decamerone aufbewahrt. Allein auch im Norden traten die Folgen des schwarzen Todes merklich zu Tage. Zu keiner anderen Zeit hat Niederland eine solch plötzliche Entfaltung ungewöhnlichen Aufwandes in Lebensweise und Kleidung erblickt. Das allgemeine Sterben eröffnete unvermuthete Erbschaften und erzeugte eben solche Vermögensanhäufungen. In allen Ständen der Gesellschaft gab es mit einem Schlage überflüssige reichliche Geldmittel. Dementsprechend fielen zu Beginn die Preise der Lebensmittel, stellten Handwerker und Arbeiter die Arbeit ein, schlossen Kaufleute ihre Geschäfte, waren alle selbst mit auserlesenen Speisen und Getränken kaum zu befriedigen, während die Frauen von kleinen Bürgern sich mit Gewändern schmückten, welche vorher nur vermögende Edeldamen anzuschaffen im Stande gewesen. Man lebte lediglich dem Genusse — solange es ging. Denn das Volk büsste den kurzen Rausch mit um so empfindlicherer Armuth und musste mit um so grösserem Fleisse zur Arbeit zurückkehren, je schneller die Menschheit sich wieder ergänzte. Den bevorzugten Ständen dagegen untersagte die neue Lebensweise zum Theil die Rückkehr zur alten Einfachheit. Der Unterhalt eines glänzenden Hofhalts insbesondere wurde Vielen, welche nicht hinter Anderen zurückstehen wollten, zu einem künstlichen Bedürfniss.

Der schwarze Tod beschliesst in mancher Hinsicht die ältere Geschichte von Europa. Die Natur selbst räumte in jenen Tagen mit der Vergangenheit auf und deutete mit einem breiten dunklen Strich den Beginn eines neuen Zeitalters an.

8.

Das im 16. Jahrhundert zerstörte Schloss zu Gouda war seit alters ein feudaler, von Wasser umflossener Steinbau, älter sogar aber unansehnlicher als das Schloss zu Muiden. Als die Erbtochter der Herren van der Goude um 1280 Herrn Jan van Renesse heirathete, muss die Burg kaum bewohnbar für solch vornehme Leute und mehr zur Bewachung des Flussüberganges als zur Aufnahme eines adligen Haushalts geeignet gewesen sein. Johann von Beaumont änderte hieran nichts und lebte meist im Haag, Johann von Blois dagegen liess es beträchtlich vergrössern und wohnlich einrichten mit vielen Zimmern für eine zahlreiche Dienerschaft und weiten Ställen für Pferde. Nur von aussen behielt es seine unansehnliche Gestalt. Die spitzen Dächer der dicken Thürme waren mit Schiefer, Haupt- und Nebengebäude dagegen nur mit Schilfrohr gedeckt. Das Schloss hatte drei Stockwerke, davon das erste einen gewaltigen jedoch nur spärlich meublirten Speisesaal und ein grosses Schlafgemach mit beweglichem Himmelbett enthielt.[33] Johann von Blois kam öfter nach Gouda, hielt sich jedoch stets nur vorübergehend hier auf, stieg auch wohl mitunter bei wohlhabenden Bürgern der Stadt ab, denn seine eigentliche Hofhaltung befand sich in Schoonhoven.

Indessen auch das dortige Schloss entsprach nicht dem Rang und Vermögen noch auch der Lebensweise des Grafen: der Aufwand jener Zeit beschränkte sich noch auf die Kleidung und erstreckte sich noch nicht auf Bauart und Hausrath.

Näherte man sich dem Schlosse, soweit es Grachten und Ziehbrücken zuliessen, so wurde man zunächst überrascht durch den Anblick von zahllosen Weinstöcken, welche überall an den Mauern und Zäunen rankten. Eine zu Gouda angefertigte Presse bereitete aus den Trauben zwar keinen Wein wohl aber Weinessig, der zu Gunsten der Kasse des Grafen Johann in den Handel gelangte.

Ein Theil des Schlosses führte den Namen das hohe Haus und war mit lütticher Schiefer gedeckt; alle übrigen Dächer bestanden wie zu Gouda aus Rohrgeflecht, während die Firste aus Torfstücken hergestellt waren. Im Innern enthielt das Schloss eine beträchtliche Anzahl von Räumen, doch scheinen nur zwei davon Besonderheiten aufgewiesen zu haben.

Der eine war der Speisesaal, dessen Kuppelgewölbe Guido

von Blois 1386 mit Holz verschlagen und als Himmel ausmalen liess, nachdem Graf Johann den Vorraum zum Saale bereits 1379 mit Gemälden und Sprüchen verzieren und obendrein in demselben einen zu Utrecht angefertigten Mohrenkopf und ein Hirschgeweih hatte anbringen lassen. Die Bänke und Tafeln im Saale waren von Weidenholz, daneben enthielt er jedoch noch einen geschnitzten Anrichtetisch, dem zwei hübsche Sitzbänke am Fenster entsprachen. Das Fenster selbst mit seinem steinernen Kreuz war eine Neuerung, denn im Gegensatz zu den meist dunkeln Gemächern der Ritterburgen liess es reichliches Licht in den Speisesaal gelangen. Aus demselben Grunde hatte Graf Johann bereits 1366 ein anderes Zimmer mit einem ähnlichen Fenster versehen und in demselben verschiedene 1363 in Brügge angekaufte Gewebe von Valenciennes unterbringen lassen. Darunter befanden sich sowohl grosse und kleine Fusssteppiche von Garn oder Serge wie auch Bettvorhänge und Wandtapeten, letztere gleichfalls von Serge jedoch mit Goldfäden und Seide verziert und Darstellungen von Meeresgottheiten enthaltend. Auf anderen Tapeten, welche Graf Guido 1386 hinzukaufte, waren Schmetterlinge und Salamander eingestickt. Das merkwürdigste von allem, vom Standpunkt der heimischen Kunst, war indessen die kleine Schlosskapelle. Graf Johann erwirkte sich 1361 die Erlaubniss zur Errichtung derselben vom Bischof Johann von Utrecht und liess hierauf durch einen Schreiner Johann von Schoonhoven ein Altarpaneel schnitzen, welches Johann von St. Omer aus Utrecht bemalte. Bruder Rorich, ein Priester aus Herzogenbusch, der den ersten Zug des Grafen Johann nach Preussen als Dolmetsch mitgemacht und auf der Heimreise in Prag einen kleinen Altarstein erworben hatte, überwies diesen gegen Schadloshaltung dem neuen Heiligthum, welches schliesslich mit Kelchen und sonstigem Geräthe hinlänglich versehen wurde. [34]

Die Verdienste des utrechter Malers können wir nicht mehr beurtheilen, sein Werk ist untergegangen; seine Arbeit muss jedoch einen nicht geringen Umfang gehabt haben. Er gebrauchte zur Ausmalung der Kapelle ein volles halbes Jahr, wiewohl ihn bald drei, bald vier Gehülfen unterstützten.

Alles in Allem finden wir wenig Bequemlichkeiten des Lebens, wenig Kunst, wenig Kunstindustrie. Um so besser befand sich dagegen der innere Mensch hinsichtlich der Nahrung. Zwei bis

drei Mal des Tages wurden reichliche und nahrhafte Mahlzeiten an grossen Holz- und noch grösseren Torffeuern bereitet. Man frühstückte warm Grütze, Hammelbraten, Fische, gesalzenes Rinder- oder Schaffleisch, dazu trank man in- und ausländische Biere. Zu den späteren Mahlzeiten gab es viel Geflügel und Wild, dazu Wein und nach französischer Weise viel Brod. Reiher und Pfauen sowie Seehundsspeck galten als Leckerbissen. Zum Nachtisch wurden englische und französische Käse genossen; waren Damen zugegen so wurden Kastanien, Feigen, Ingwer, eingemachte Quitten und allerlei Zuckerwaaren aufgetischt, dazu süsser Wein aus Kreta oder Malaga, rother Burgunder oder weisser Poitouer. Namentlich der letztere galt als besonders wohlschmeckend.[35] — Die Männer genossen französische und rheinische Roth- und Weissweine, welche Graf Johann in Dordrecht in grossen Quantitäten aufkaufen liess. Er versorgte hier und da auch seinen älteren Bruder Ludwig damit und sandte diesem dann auch wohl Proben seines schoonhovener Weinessigs, sowie Fischwaaren, namentlich marinirten Stör, den Kampen ihm als Herrn von Texel zu verehren pflegte.

Die kräftigen Gerichte erzeugten einen nicht minder kräftigen Durst, den man durch Beimischung von Salzwasser zum Weine noch zu steigern suchte. Graf Johann z. B. hatte stets einige silberne Löffel auf dem Tische, welche ausschliesslich bei Herstellung jener Mischung gebraucht wurden.

War Geld vorhanden — und das war bei Graf Johann häufiger der Fall als bei Graf Guido — so wurde die Dienerschaft gut bezahlt, gut gekleidet, gut genährt und anständig unterhalten; besser genährt jedenfalls als die Mehrzahl der Städter und Landbewohner. Denn nur zu häufig mussten diese sich begnügen mit Fischsorten, welche die Seeanwohner verschmähten, oder mit Resten von Thieren, deren edle Theile die Grossen vorwegnahmen. Doch dürfen wir den kleinen Mann Angesichts der barbarischen Leckereien der Grossen und ihrer Fress- und Saufgelage nicht allzusehr beklagen, geschweige denn ihn um seiner Nahrung willen verachten.

9.

Chaucer, der neben und mit Petrarka, Bocaccio und Froissart die grosse europäische Literatur jener Zeit vergegenwärtigt, be-

tont in der berühmten Einleitung zu seinen Canterbury-Geschichten vor allem, dass der zu den fünfundzwanzig bis dreissig Reisegenossen gehörige Ritter ein Ritter von echtem Schrot und Korn gewesen sei. Er habe in Spanien, Algier, Griechenland gegen die Muhammedaner gekämpft, 1365 der Eroberung von Alexandrien beigewohnt, nicht minder aber sich an den preussischen Kreuzzügen gegen die Lithauer betheiligt und einen Ehrenplatz am Tische des Hochmeisters errungen. [36]

Diese Angaben sind überaus bezeichnend, denn die Nachahmung der früheren Kreuzzüge gegen die Muhammedaner war im 14. Jahrhundert noch ungemein volksthümlich. Der sonst unbedeutende Graf Wilhelm IV. von Holland erwarb sich durch seine drei Preussenfahrten (1329, 1334, 1344) einen gewissen Namen. Johann von Beaumont erhielt den Ritterschlag auf einem Zuge gegen die spanischen Mauren (1331); Johann von Blois, sein Enkel, führte 1362 ein sogenanntes „Geschrei“, eine kleine Schaar von Rittern und Knappen, von Schoonhoven nach Lithauen und wiederholte diesen Zug sechs Jahre später zu Gunsten seines Bruders Guido, den er gleichfalls in Beziehungen zum Hochmeister des deutschen Ordens bringen wollte. [37]

Die Bezeichnung „Geschrei“ weist bereits darauf hin, dass die Züge gegen die Lithauer, mochten sie auch zu Anfang den Charakter wirklicher Kriege gehabt haben, zu blossen Streifereien ausgeartet waren. Dann und wann sammelte sich in Königsberg ein kleines Heer, welches die Grenze überschritt, einige lithauische Wohnungen anzündete, ein halb Hundert Männer und Frauen tödtete oder gefangen nahm und nach wenig Tagen triumphirend heimkehrte. Der Anführer schlug bei dieser Gelegenheit nicht selten noch auf den rauchenden Trümmern des sogenannten Schlachtfeldes einige Ritter. Es waren im Grunde weniger Kreuzzüge als Hetz- und Treibjagden, bei welchen die unglücklichen Lithauer das Wild darstellten, weil sie noch Heiden waren und Heiden bleiben wollten. Von jenem ernsten Ringen, welches die Unterwerfung Preussens bewirkt und den Ruhm des deutschen Ordens begründet hatte, war keine Rede mehr.

Die Furcht vor der Herrschaft der Ungläubigen über Europa war schon lange geschwunden, wer sie jetzt noch bekämpfen wollte, den trieb ehrgeizige oder dichterische Schwärmerei. Obendrein musste er beträchtliche Mittel besitzen und nur Edele wie die

Herren von Blois konnten sich, auf Kosten ihrer Unterthanen, den Aufwand gestatten, auf diese Weise die Rittersporen zu verdienen. In ihrem Gefolge gelang dieses dann auch minder Bemittelten, wie denn Graf Johann aus Preussen sieben Ritter mehr heimbrachte als er hingeführt: sieben niederländische Adlige, die auf seine Kosten gelebt hatten.

Der Zug des Grafen Johann und Guido nach Preussen beanspruchte ungefähr acht Monate und wurde mit einem Gefolge von 70 Personen und gegen 60 Pferden angetreten. Die Hinreise ging über Aachen, wo dem Küster für das Vorzeigen des Domschatzes ein ansehnliches Geldgeschenk zu Theil wurde, nach Köln. Hier wurden die Gebeine der 11 000 Jungfrauen besichtigt, worauf der Zug nach Bielefeld weiter rückte. Zufällig befand sich in dieser Stadt viel Kriegsvolk, die Herbergen waren übervoll, die Wirthe forderten deshalb unverschämte Preise. In Minden wurden die geleerten Weinflaschen und Krüge aus den mitgenommenen Weinfässern neu gefüllt und die Fahrt mit frischen Kräften über die Elbe bis nach Lübeck fortgesetzt. An diesem Orte traf man Herren aus Frankreich, Hennegau, Flandern, für welche Graf Johann eine kostspielige musikalische Abendunterhaltung veranstaltete. Durch den Hinzutritt dieser Kreuzfahrer schwoll die Zahl der Pferde auf 108 an, mit welchen Graf Johann über Rostock und durch Pommern ohne längeren Aufenthalt bis nach Danzig gelangte. Hier verweilte er zwei Tage und gab den Damen der Stadt und den Herren seines Gefolges jeden Abend bei sich einen Ball. Darüber war das Geld ausgegangen, doch wurden in Danzig und Elbing einige Anleihen ohne Schwierigkeiten abgeschlossen. Denn Graf Johann war als Herr von Texel und als billigdenkender Mann bekannt; er hatte erst das Jahr zuvor den Eigenthümern einiger an seiner Küste gestrandeten Schiffe aus Elbing und Danzig den Werth der Ladung ersetzen lassen. So erreichte er mit gefüllter Börse, nur mit dem gewöhnlichen Zinse von $3^1/_2$ Proc. monatlich belastet, zu Anfang Januar 1369 Königsberg, miethete und meublirte sogleich ein Haus, empfing die Besuche von Hochmeister, Bischof, Komthuren und Domherren, hielt offene Tafel für die anwesenden Kreuzfahrer aus allen möglichen Landen und hatte die Genugthuung, unter so vielen ansehnlichen Fremdlingen als der angesehenste zu gelten.

Drei Monate währte das vergnügliche Leben, bevor die Kreuz-

fahrt nach Lithauen ohne den Grafen Johann, der derartiges bereits kannte, angetreten wurde. Sie verlief so glücklich für die Christen, dass, abgesehen von einem französischen Koch, Goswin Dufour, der eines natürlichen Todes verblich, kein einziger das Leben einbüsste, während andererseits die Löcher im Geldbeutel der Herren von Blois zweifelsohne grösser waren als die in den Köpfen der geschlagenen Lithauer.

Nach wenig Wochen befand sich die kleine Schaar wieder in Königsberg und wurde Graf Guido nunmehr als Vorkämpfer des Glaubens und Vertheidiger der bedrängten Unschuld zum Ritter geschlagen, was auch mancher Flasche den Hals kostete. Sodann erforderte es einige Zeit, bis alle die Schilde der Theilnehmer am Zuge zuerst auf Pergament für das Archiv des Ordens und sodann mit Oelfarbe auf Tafeln, welche in dem Dom aufgehängt wurden, abgemalt waren. Gleichzeitig wurde das grüne Tuch, welches den Speisesaal und die Schlafkammer des Grafen Johann geziert hatte, zur Erneuerung der Kleidung der Dienerschaft verwandt. Auch die Weigerung eines Goldschmieds, eine grosse silberne mit den Wappen des Grafen und seiner Genossen geschmückte Platte anders als gegen Baarzahlung auszuhändigen, verursachte einige Verzögerung. Die Edeln hatten zwar versprochen, die Kosten mit zu tragen, überliessen jedoch die Berichtigung derselben dem Grafen.

Die Erledigung all dieser Geschäfte erforderte einen vollen Monat und erst nachdem aus Elbing eine zweite beträchtliche Sendung Rheinwein eingetroffen, wurde die Heimreise angetreten.[38]

10.

Diese Reiseaufzeichnungen werfen auf die mittelalterlichen Zustände manch freundliches Licht, doch vermögen wir uns nicht des Bedenkens zu entschlagen, dass der grosse Leichtsinn des Adels jener Zeit den Gang der Ereignisse über kurz oder lang nachtheilig beeinflussen musste.

Als Graf Johann Königsberg verliess, gaben ihm Hochmeister und Komthure des Ordens sowie alle anwesenden edeln Fremden auf seine Kosten das Geleite bis zu einer neuerbauten nahebelegenen Burg. In dem Städtchen bei der Burg miethete der Graf einen Saal, liess Bänke und Tische hineinstellen und gab

eine Reihe von Abschiedsfesten, welche die Heranziehung von 60 neuen Dienern erforderten. Erst am Sonnabend nach Pfingsten begab man sich wirklich auf die Heimreise, doch erforderten Marienburg, Brandenburg, Braunsberg und Graudenz einigen Aufenthalt, und erst Mitte Juni langte man in Thorn an. Hier fröhnte der Graf wiederum seinem Lieblingsvergnügen und veranstaltete in seinem Absteigequartier einen Tanz für die Herren und Damen der Stadt. Ueber Breslau, Erfurt, Gotha, wo die Kirche besichtigt wurde, ging es sodann nach Köln, Aachen und Schoonhoven, stets begleitet von vier Proviantwagen und sechzig Pferden.

Die grossen Kosten, welche dieses Mitsichführen eines vollständigen Hofhalts und die Veranstaltung so vieler Feste verursachte, wurden noch gesteigert durch andere Umstände. Ein Theil der Edelleute des Gefolges erhielt festen Sold, um ihren und ihrer Dienerschaft Unterhalt davon zu bestreiten. Allein in Königsberg vermochten sie damit nicht auszukommen und der Graf musste Zulagen gewähren. Unterwegs starben zwar mehr Pferde als Menschen, der Ersatz der ersteren kostete jedoch mehr als das Begraben der letzteren erfordert hätte. Beim Anbringen der neuen Wappentafel im Dom zu Königsberg bemerkte man, dass die sechs Jahre zuvor vom Grafen Johann dort aufgehängte von Engländern beschädigt worden war und neu hergestellt werden musste. Die Dienerschaft des Grafen ging hier und da mit dem niederen Volk etwas roh um, so dass wiederholt Schadenersatz geleistet werden musste, sei es an zerschlagene Stallknechte oder an misshandelte Frauen oder an beleidigte Fährschiffer. Die preussische Winterkälte veranlasste die Anschaffung eines kostbaren russischen Pelzes und zweier mit Rauchwerk gefütterter Mäntel für den Grafen. Endlich bedurfte dieser, als religiöser Mann, eines Hausaltars für seine Schlafkammer und liess daher durch Bruder Rorich, der zugleich als Dolmetsch fungirte, in Königsberg einen besonders künstlich hergestellten Altar kaufen, welcher auf- und zugeschlagen werden konnte.

Obendrein war Graf Johann freigebig und höflich. Kurz vor seiner Ankunft in Danzig war seinem Gastwirth ein Kind geboren worden; Graf Johann stattete daher der Wöchnerin einen Besuch ab und beschenkte die Wartefrau fürstlich. Ein ähnliches Geschenk erhielt der Bediente einer jungen Elbingerin, welcher ihm

zwei weisse maurische Hunde im Auftrage seiner Herrin überbrachte. Für einen Herrn van Putten liess er in Königsberg einen Gürtel mit silbervergoldetem Beschlage anfertigen; einen zweiten noch kostbareren und mit einem Spruch versehenen erhielt ein Herr aus dem Hennegau, der gleichzeitig mit Graf Guido Ritter geworden war. Für sich selbst bestellte er ein grosses silbervergoldetes S, welches er an einem schmalen, silberbeschlagenen Bande am Halse trug. Auf dem Bande befand sich ein Spruch, in dem S dagegen eine Jungfrau abgebildet.*) — In Königsberg zog er lithauische Kriegsgefangene kameradschaftlich an seine Tafel und stand sogar Gevatter bei einer jugendlichen Lithauerin, welche der Bischof von Samland taufte. Bereits auf der Hinreise liess er in einem Städtchen zwischen Minden und Lübeck am 6. December dem heil. Nikolaus zu Ehren die Schuljugend speisen. Nicht minder aber wurden überall die Künstler aller Art belohnt: Pfeifer und Trompeter in Aachen; ein Fiedler in Köln; ein Dudelsackpfeifer in Lüneburg; Lautenschläger in Rostock und Greifswald; englische Flötisten, ein Taschenspieler aus Poitou, ein Narr des Herzogs von Sachsen, der ein silbernes Ehrenzeichen um den Hals trug, endlich der Zwerg des Hochmeisters, Thomas, in Königsberg; allerhand Sänger und Erzähler in Lübeck wie in Erfurt; ein Akrobat in Marburg, Pfeifer des Herrn von Nassau in Siegen.

Die Sitte forderte diese Gaben und wir begegnen ihnen auch daheim, wenn Graf Johann z. B. im Haag die Löwen des Herzog Albrecht oder dessen gelehrtes Kameel besichtigte, doch häuften sie sich naturgemäss auf der Preussenfahrt ungemein an und verschlangen nicht geringe Summen.

Die üblen Folgen blieben nicht aus. Johann von Blois verfügte bis zu dem Tode seines älteren Bruders Ludwig, 1372, über Einnahmen, die gerade hinreichten, um seinen gewöhnlichen Hofhalt zu bestreiten. Die achtmonatliche Reise erforderte daher Anleihen bei Lombarden und Andern, deren Tilgung nach der Heimkehr nur durch eine erhöhte Besteuerung des kleinen Mannes bewirkt werden konnte. Denn die Edelen und die Poorters in

---

*) Item ene grote S vergout, die mijn here an sinen hals droech mit enen gordelkine beslagen, daer ene sproke op stont, en in die S stont ene joncfrouwe.

den Städten, deren Murren der Landesherr scheute, wussten sich der aussergewöhnlichen Belastung sehr wohl zu entziehen, der kleine Mann dagegen war *taillable et corvéable à merci.* So wies denn auch Graf Johann nach seiner Rückkehr seine Schultheissen und Baillis an, alle ausstehenden Gelder einzutreiben und zugleich eine „Ritterbede“ zu erheben in Anlass seiner Ritterfahrt. In Wahrheit war es weder eine Bitte, noch hatte diese Bitte etwas ritterliches an sich, sie glich einer asiatischen Gelderpressung.

Diese Ausartung der lithauischen Feldzüge des deutschen Ordens darf uns jedoch das Verdienst der ersten Eroberung von Preussen nicht übersehen lassen. Manche Einzelheiten der alten Ordenschroniken erinnern an die Schilderungen der altgermanischen Denk- und Lebensweise bei Tacitus, sie lehren uns aber auch erkennen, für welche Völker das Christenthum bestimmt war. Die höhere Kultur der provençalischen Ketzer in Südfrankreich und die noch höhere der Mauren in Spanien konnte nur vernichtet werden durch eine Fülle verbrecherischer Gewaltthaten, welche zwar die grössere physische Lebenskraft des Christenthums bezeugten, zugleich aber die örtlichen Grenzen seiner Mission offenbarten. Syrien verblieb dem Islam, Konstantinopel wurde türkisch. Nur in Nordosteuropa gelang es den Christen zugleich ihrer Habsucht zu fröhnen und ein nützliches Werk zu stiften. Erwies sich auch die neue Religion den Preussen nicht gnädiger als einst Karl der Grosse den Sachsen, so gereichte das Christenthum diesen Volksstämmen doch zur Wohlthat und ungeachtet aller Gewalt und allen Unrechtes haben die Brüder, Priester und Ritter des deutschen Hauses der Kultur durch die Bezwingung dieser Heiden einen Dienst erwiesen. Das Böse hat hier Gutes erzeugt und die Ballei von Utrecht bemüht sich mit Recht, die Erinnerung an eine ehrenvolle Vergangenheit wach zu erhalten.

11.

Die Thatsache, dass ein so nichtiges Dasein, wie das der Grafen von Blois, vom Volke ertragen, vom Bürgerthum begünstigt, vom Adel freudig begrüsst wurde, müsste billig unser Erstaunen erregen, wenn es nicht so wahrheitsgetreu Jahrhundert und Landesart wiedergespiegelt hätte.

Selbst unsere besten einheimischen Herrscher und Kirchen-

fürsten haben die Grenze der Mittelmässigkeit niemals überschritten; keiner von ihnen hat seinen Namen durch selbständige Gedanken unsterblich gemacht. Waren sie ehrgeizig, so mangelte es ihnen an Mitteln, um den zum Ziele führenden Pfad einschlagen zu können; erstrebten sie Gutes, so glichen sie Schafen in einer von Wölfen erfüllten Welt. Als kleine Seelen stritten sie für kleinliche Interessen. Eine Menge von Beamtengenerationen haben während der Grafenzeit die Niederlande verwaltet, allein kein einziger Staatsmann erstand. Die Einen waren gewissenhaft, die Anderen nicht, eigene Gedanken besass Niemand und Keiner von ihnen hat einen Geschichtsschreiber zum Aufzeichnen seiner Thaten begeistert.

Die römisch-katholische Geistlichkeit der alten Niederlande war sich ihrer geistigen Unbedeutendheit so sehr bewusst, dass sie eine fast kindische Freude bezeigte, als 1522 endlich einer ihrer Angehörigen zum Papst erwählt wurde. Die Ursachen der Erwählung Hadrian VI. blieben dabei unberücksichtigt. Man dachte nicht daran, dass der Neuerwählte der Erzieher Karl V. war, man sah in ihm nur den früheren Kanonikus von S. Marien in Utrecht und fühlte sich persönlich geehrt. Bürgermeister und Schöffen sicherten demjenigen eine Belohnung zu, der bei dem Freudenfeuer die grösste Theertonne anzündete; ein wegen Misshandlung seiner Eltern zum Galgen Verurtheilter wurde begnadigt; Wilhelm Hermans, der die frohe Kunde zuerst überbracht, erhielt vom utrechter Kapitel eine Leibrente.[39] Es schien, als habe die Erhebung von Adrian Florissen die Schmach der Mittelmässigkeit getilgt, welche schon zu lange der niederländischen Geistlichkeit angehaftet. Kein utrechter Bischof des 13. bis 15. Jahrhunderts hat das Herz des niederländischen Volkes höher schlagen lassen.

Und dasselbe gilt auch von den Grafen von Holland. Floris V. war noch der volksthümlichste unter allen niederländischen Fürsten bis auf Karl V., worin jedoch seine Vorzüge bestanden, muss noch aufgedeckt werden. Denn das Lob, mit dem Melis Stoke ihn überschüttet, beweist nur, dass die politische Einsicht von Stoke nicht seiner literarischen Begabung entsprach. Geschichtlich steht nur fest, dass Floris sein Land an England beinahe verkaufte, um sich hierauf mit derselben Kopflosigkeit mit Frankreich zu verbünden und schliesslich in unbegreiflicher Weise dem

erbitterten Adel auszuliefern. Wie es scheint, war er ein liebenswürdiger Herr aber unklarer Kopf, der seinem Volk lediglich den Bürgerkrieg als Erbe hinterliess. [40]

Das Talent der Regierungskunst haben weder die holländischen Grafen noch die utrechter Bischöfe besessen. Sie lebten in den Niederlanden von einem Tage zum andern dahin wie heute die englischen Colonisten in Australien; zu unbedeutend um ihre äussere Stellung wagen oder sich den Ueberfluss einer eigenen Politik erlauben zu können. Auf keinem Blatte der Jahrbücher all jener Regierungen finden wir das Bewusstsein einer Mission oder überhaupt nur etwas, welches über den Selbsterhaltungstrieb hinausginge.

Und nicht besser verhält es sich mit dem Adel, denn was haben all die Borssele, Brederode, Arkel, Amstel, Wassenaer zu bedeuten? Sie kämpfen, oft ohne recht zu wissen warum und wofür, von Geschlecht zu Geschlecht mit grösserer oder geringerer Tapferkeit, sei es daheim, sei es als Kreuzfahrer gegen Araber oder Preussen. Viele werden Templer, Johanniter oder Deutschordensritter, viele bleiben zu Hause und ehelichen die Töchter ihrer Freunde.

Nur ein einziger unter den Edeln der Grafenzeit kann trotz seiner Fehler als ein Staatsmann bezeichnet werden: Wolfert van Borssele, Besitzer der Herrschaften Veere und Vlissingen in Seeland. Den Reichthum seines Hauses lehrt uns das Verzeichniss der Juwelen kennen, welche Frank van Borssele an Jakoba von Baiern verehrte. Selbst Königin Viktoria, die Kaiserin von Indien, dürfte kaum so viel Perlen ihr Eigenthum nennen.

Wolfert war insgeheim Mitanstifter des Attentates gegen Floris V., doch blieb seine Mitschuld dem Volke Dank seiner Vorsicht so gut verborgen, dass der gleichfalls mitwissende König von England ihm den in London zur Erziehung befindlichen Sohn und Erben des Ermordeten zusandte und allgemein die Ansicht verbreitet war, Wolfert nehme allen Ernstes die Partei des Landesherrn. Seine Absicht ging indessen dahin, entweder die holländische Grafschaft seinem eigenen Hause zu erwerben oder sich zum mindesten die Leitung der Geschäfte auf Lebenszeit zu sichern. Die Gegnerschaft seiner früheren Freunde behelligte ihn wenig, einen Brederode, einen Renesse drängte er gewaltsam bei Seite, während er den jungen Grafen wie ein willenloses Werkzeug

überallhin mit sich führte und durch ihn seine Verfügungen bestätigen liess.

Wir erblicken in Wolfert das Muster eines mittelalterlichen Vasallen und Grossen, der sich zum ersten Minister geboren fühlt. Er verstand es, sich zu verstellen und zu beherrschen; seine Freunde opferte er wie man alte Kleider wechselt, sittliche Bedenken waren ihm fremd: seine zweite Frau hatte als junges Mädchen oder als Wittwe ein Kind vom Grafen Floris. Sein Ehrgeiz erstickte alle edleren Gefühle, liess ihn aber auch zu Macht gelangen. Seine Feste Sandenburg auf Walcheren war grösser als irgend eine Burg der holländischen Grafen; die Hälfte von Voorne erheirathete er und gab seine Tochter dem Besitzer der anderen Hälfte zur Ehe. Als aber sein Schwiegersohn, der zugleich sein Stiefsohn war, sich ihm widersetzte, bedrohte er ihn mit dem Tode. Rücksichtslos gegen Alle kannte er keine Verantwortlichkeit.

Und dennoch war auch dieser Borssele genau genommen nur eine mittelmässige Erscheinung. Der Versuch, ihn zu einem Oldenbarneveld oder Jan de Witt zu stempeln, ist aussichtslos.[41] Jedes Volk ist bereit, einen Staatsmann, der gute Gesetze schafft, Niederlagen rächt, Kunst und Wissenschaft beschirmt, Handel und Gewerbe neue Absatzwege eröffnet und die allgemeine Wohlfahrt fördert, Vieles zu verzeihen, selbst Verbrechen. Stellt es sich aber heraus, dass er nur auf seine eigene Machtstellung bedacht ist, so schlägt die Stimmung bei der geringsten Veranlassung um. Als Borssele den jungen Grafen nach Seeland entführen wollte, warf das Volk von Delft ihn zum Fenster seiner Wohnung hinaus auf die Spiesse seiner Wächter.

Man wird uns zugeben müssen, dass der unbedeutende Johann von Blois inmitten seiner gleich unbedeutenden Standesgenossen nicht den ungünstigsten Eindruck macht. Seine Ritter und Knappen leben mit derselben Ungeniertheit auf seine Kosten, wie er auf Kosten des Volkes. Edele und Bediente sind gewohnt, dass er mit ihren Töchtern nähere Beziehungen unterhält; Kaufleute und Lombarden sind zufrieden, dass er ihnen Wucherzinsen gewährt. Er kleidete sich wie ein Narr, spielte und würfelte mit seinen Untergebenen, ass wie ein Bettelmönch, trank wie ein Templer und verbrachte im übrigen sein Leben im Sattel und auf der Jagd. Doch verabscheute er Kuppelei und Blutvergiessen

und mehr als ein Zwist der Hoeks und Kabeljaus wurde durch ihn beigelegt. Das Französische war seine Muttersprache, doch verstand er die seiner Unterthanen bis zu dem Grade, dass er dem Gericht vorsitzen konnte. Bis auf einen französischen Läufer, Perceval, und einen deutschen Kaplan, Bruder Rorich, bestand seine Umgebung aus lauter Niederländern, auch seine Rechnungen wurden ihm niederländisch vorgelesen, denn selbst zu lesen lag ihm fern. Nur hier und da erstand er gelegentlich seiner Reisen nach Frankreich Kostbarkeiten in Paris, weitaus die meisten Geschenke für Damen und Taufkinder sowie auch das Tafelsilber lieferten Utrecht und Dordrecht. Nicht minder aber stammten auch Waffen und Kleidung von niederländischen Händen ebenso wie alle seine bekannten Bastarde, zwölf an der Zahl, niederländische Mütter hatten. Kurz wenn er nicht zu Valenciennes neben seinem Grossvater beerdigt wäre, könnte man sagen, die Niederlande, wo er das Waffenhandwerk erlernt, sein Leben verbracht und schliesslich gestorben ist, hätten ihm in allem das Vaterland ersetzt.

Die Gräfin von Holland erhielt noch kurz vor ihrem Tode von ihm etwas Malagawein zum Geschenk. Bei ihren Lebzeiten pflegte er sie in Rijnsburg zu besuchen und nach der Jagd die Klosterschwestern von Heemstede zum Essen zu laden. Die Damen sandten ihm dann wohl zum Danke ein Körbchen mit selbstgebackenen Fleischpastetchen: unbedeutende aber liebenswürdige Züge, welche sein Wesen vielleicht am besten schildern.

12.

Wenn man nach der Lektüre von Froissart die gleichzeitige holländische Geschichte betrachtet, fällt es schwer zu glauben, dass die Menschen, welche Froissart schildert, und diejenigen, welche in unserer Geschichte handelnd auftreten, zu ein und derselben Generation gehören. — Froissart, wiewohl ein Kind des Volkes, schildert weniger das bürgerliche als das ritterliche Leben. Er erzählt nur was sich bei seinen Lebzeiten und in Gegenden, die er selbst besucht, zugetragen hat; viele seiner Helden und und Heldinnen sind ihm persönlich bekannt. Dennoch versteht er das Ungewöhnliche im Alltäglichen so fein zu beobachten, das Platte so geschickt zu vermeiden, das Bedeutende so treffend zu

beleuchten, das Zarte und Tragische so massvoll hervorzuheben, dass seiner Chronik, oder wie man seine Aufzeichnungen nennen mag, ein epischer Charakter nicht abzusprechen ist. Seinen Schilderungen, welche von einer vollkommenen Menschenkenntniss zeugen, haucht er eine beneidenswerthe Wärme ein, wenn auch die Ausdrucksweise in ihrer kindlichen Unfertigkeit bisweilen Naives mit Grossartigem verbindet.

Hat nun Froissart's Künstlerblick alle Dinge in poetischem Lichte geschaut oder haben die Niederlande allen ritterlichen Lebens im 14. Jahrhundert entbehrt? Gewiss nicht. Spuren des jenem anhaftenden poetischen Elements sind auch bei uns reichlich vorhanden, nur sind dieselben bei unseren Geschichtsschreibern, wie Melis Stoke z. B., mit einer solchen Schicht von Gemeinheit, Grausamkeit und Barbarei überdeckt, dass es der Kritik vorbehalten blieb, die Perlen aus dem Kehricht hervorzusuchen.

Die Geschichte des Albert oder Allaert Beilinc mag das Gesagte erhärten. Der älteste Bastard des Johann von Blois hatte Beilinc gegen Bezahlung zum Schultheissen von Gouda ernannt. Als dieser hierauf 1425 in Gefangenschaft gerieth, wurde er auf Ehrenwort entlassen, um ein Lösegeld zusammen zu bringen. Ungeachtet vielfacher Fürsprache gelang es ihm nicht, die geforderte Summe binnen der bestimmten Frist zn erhalten und er, der einfache Bürger, begab sich in ehrenhafter Gesinnung rechtzeitig wieder in Haft. Zum Lohn dafür wurde er von Gerhard van Poelgeest, mit oder ohne Beobachtung der Processformen, zum Tode verurtheilt und in Gegenwart seines Beichtvaters nächtlicher Weile lebendig begraben. [42]

Hier fehlt weder ein ritterliches noch ein malerisches Element, aber die Gemeinheit überwuchert. Die besseren Empfindungen werden noch durch die Heftigkeit der Bürgerkriege zurückgedrängt.

Auch von diesem Standpunkt aus verdient Graf Johann von Blois unsere Beachtung. Seine guten Eigenschaften offenbarten sich allerdings fast nur im gesellschaftlichen Leben, sein Andenken weist jedoch keine hässlichen Flecken auf. In einem würdelosen Zeitalter taucht seine Erscheinung fast wie eine Idylle auf, ohne unsern Widerwillen zu erzeugen.

Wiewohl es noch nicht an der Zeit, die Umrisse unserer

älteren Kunstgeschichte zu zeichnen, so bemerke ich doch, dass unter der Regierung von Herzog Albrecht und Graf Johann Klaus Sluter geboren wurde, der erste niederländische Künstler, der sich einen europäischen Ruf erwarb.

Der Bürgerkrieg der Hoeks und Kabeljaus, die Kreuzfahrten gegen die Lithauer, die Turniere, Gastmähler, Tanzereien und Falkenjagden des Grafen Johann, sie sind alle vergangen; Sluter's Bildhauerwerke sind geblieben. Sie verkünden noch heute, dass die Niederländer seit alters eine künstlerische Anlage besassen, welche nur der Gelegenheit zur Entwicklung harrte und sie alsdann günstiger und charakteristischer als durch ihre sonstigen Gaben sich von den übrigen Nationen Europas unterscheiden lassen sollte.

Drittes Buch.

Fünfzehntes Jahrhundert. — Thomas von Kempen.

1.

Selbst das Genie Karl des Grossen war ausser Stande, es zu verhindern, dass die abendländische Welt von etwa 800 bis um 1200 in ziemlich barbarischen Zuständen verharrte. Erst im 13. Jahrhundert begannen die Europäer die Herrschaft der thierischen Leidenschaften abzuschütteln und selbständig zu denken.

Franzosen und Italiener gingen in diesem Streben nach Menschwerdung allen übrigen Völkern des Abendlandes voran; von ihnen haben wir zu lernen, auf welche Weise unsere Vorfahren verhältnissmässig früh zu grosser materieller Wohlfahrt und auch zur Wissenschaft gelangt sind.

Aus Italien stammt die mittelalterliche Mystik, welche dereinst in einer niederländischen Schrift ihren derart volksthümlichen Ausdruck finden sollte, dass wir berechtigt sind, einen eigenen Abschnitt unserer Entwicklungsgeschichte nach Thomas von Kempen zu bezeichnen.[1] Nun ist zwar die Mystik keine Wissenschaft, doch zeugt auch sie von geistiger Unabhängigkeit, hat auch sie neben dem Denken als Gegengewicht gegen die Kirchenlehre gedient.

In erster Linie haben wir jedoch ihre Zwillingsschwester, die Scholastik, ins Auge zu fassen, deren Wiege in Frankreich stand. Denn während die Mystik, ihrer Natur gemäss, sich nur in engen Kreisen bewegte und nur sehr allmählich nach aussen zu wirken begann, gedieh die Scholastik rasch zu herrschender Stellung und beschäftigte alsbald alle Geister.

2.

Treffend ist von der Scholastik behauptet worden, sie habe bei ihrer Geburt Falten an der Stirn gehabt, doch seien diese Zeichen des Alters um so mehr geschwunden je älter sie geworden.[2] In einem Jahrhundert, welches weder historische Studien kannte noch ursprüngliche Texte besass und demzufolge zunächst das Gegebene und Vorhandene hätte sammeln und prüfen müssen, erörterte man das Wesen der Dinge, das Weltall, das Sein, den Werth des menschlichen Erkenntnissvermögens.

In demselben Augenblicke, da man sich willig von der Kirchenlehre gängeln liess, warf man nach Art begabter Schüler die abstraktesten Fragen der Logik auf. Man schützte sich mit dem Ansehen eines griechischen Weisen, kannte aber dessen Schriften nur aus zweiter und dritter Hand. Die Ordnung, welche eine wissenschaftliche Methode vorgeschrieben hätte, kehrte man um, begann mit dem Ende und setzte den Kopf eines Greises auf den Rumpf eines Säuglings.[3]

Dante und die wenig jüngeren italienischen Freskomaler belehren uns indessen, dass diese scheinbaren Haarspaltereien einst Lebensfragen waren und damals die Gemüther mit nicht geringerem Recht erfüllt haben als in unseren Tagen die philosophische Bewegung von Kant bis auf Schopenhauer.

Das Louvremuseum zu Paris besitzt ein jüngeres Gemälde von mittlerer Grösse und mittelmässigem Werthe, welches den Triumph oder die Apotheose des Thomas von Aquino darstellt.*) Vom Himmel schiessen Lichtstrahlen auf das Haupt des mittelalterlichen Theologen herab, andere entsteigen einem auf Thomas Knien ruhenden Buche — seine Werke darstellend — und umleuchten die Häupter der Mitglieder einer 1265 abgehaltenen Synode. Zu den Füssen von Thomas liegt ein überwundener Feind hingestreckt, dessen Bart und Kleidung den Fremdling verrathen: es ist der maurische Philosoph Averroës (Ibn Roschd, 1120—1198), der im Mittelalter auf Grund einer sonderbaren Begriffsverwirrung als das Haupt aller Ketzer galt.

Blicken wir diesem gegenüber auf die unehrerbietigen Zeich-

---

*) Abtheilung für altitalienische Kunst; das Gemälde wird für ein Werk von Benozzo Gozzoli (1424—1497) gehalten, ist aber vermuthlich eine Copie.

nungen von Holbein zu des Erasmus Lob der Narrheit, auf jene lächerlichen Karrikaturen mittelalterlicher Universitätsprofessoren, welche vom unnahbaren Katheder herab aus unmöglichen Handbüchern Systeme logischer Hieroglyphen vortragen, so drängt sich uns die Frage auf, ob es wirklich eine Zeit gegeben, in der ein derartiger Unterricht die Kunst beseelte und Meister ersten Ranges zum Pinsel greifen liess?

Und doch war das der Fall. Schon jenes Gemälde im Louvre, welches einem Schüler von Fra Angelico zugeschrieben wird, ist nur eine verkleinerte Wiederholung eines um mehr als hundert Jahre älteren Fresko in der S. Katharinenkirche zu Pisa und vollends sprechen dafür die Darstellungen im pisanischen Campo Santo sowie in der florentiner Maria Novella-Kirche, sämmtlich aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts (1335—1340).[4] Das mittelalterliche Denken bestand in einem Wettstreit verschiedener philosophischer Systeme, aus dem die mit dem Namen des Thomas von Aquino gestempelte Kirchenlehre siegreich hervorging. Mit der Feder in der Faust wurde was man damals Wahrheit nannte dem kühnsten Unglauben gegenüber behauptet. Die Sieger in diesem Kampfe der Geister wurden aber nicht nur mit Lorbeer gekrönt, sondern auch mit Heiligenschein geschmückt.

3.

Die Poesie dieses Zeitalters, durch Dante vertreten, bezeugt dasselbe wie die Kunst. Vier Gesänge des Paradieses (10—13) huldigen ununterbrochen der Scholastik als der Führerin zu den edelsten Formen des geistigen Lebens, zu welchen das menschliche Gemüth sich durch das Denken erheben könne. Was wir als das Wesen der mittelalterlichen Philosophie betrachten, was Erasmus bereits verurtheilen und verspotten sollte, das war in den Augen von Dante nur der obere Schaum im Schmelztiegel, der weggeschöpft das reine Gold bloslegte. Scholastik und göttliche Wahrheit bedeuten für Dante ein und dasselbe, und die von Thomas von Aquino erreichte Erkenntniss ist ihm der Höhepunkt, den der menschliche Geist nicht verlassen darf, ohne zu entarten oder sich zu erniedrigen.

Mit sichtlichem Behagen verweilt Dante's Erinnerung bei der Zeit, da er um 1280 als pariser Student in der Stroh-

gasse*) den Vorträgen eines verehrten Lehrers folgte. Mit dem Freimuth des dichterischen Genies weist er dem pariser Scholastiker, Siger aus Brabant, der später das Opfer politischer Leidenschaft wurde, für alle Jahrhunderte einen Platz im Himmel an.[5]

Die Geistesgaben von Dante bürgen dafür, dass ihn die Scholastik nicht derart bezaubert hätte, wenn sie blos ein Wespennest unpraktischer Spitzfindigkeiten gewesen wäre. Für ihn war sie der Inbegriff der gesammten höheren geistigen Kultur seiner Zeit, deren Mittelpunkt die Universität Paris bildete.

Und die kosmopolitische Hochschule der französischen Hauptstadt verdiente das Wohlgefallen von Dante in der That mehr als irgend eine andere Stiftung des damaligen Europas. Eine Geistesrepublik ohne die Fesseln eines ritterlichen oder bürgerlichen Mönchsordens, verlangte und erhielt sie von den Würdigen der jungen Musensöhne ein Leben voll angespannter Thätigkeit, Selbstentsagung und Entbehrung, wie es selbst die Bettelmönche zu der Zeit ihrer schönsten Blüthe kaum verwirklicht haben. Sie durfte zum ersten Male in der Geschichte der europäischen Kultur den Gedanken eines höheren Gerichtes verkörpern, vor dem weder Reichthum noch Geburt und äussere Vorrechte galten, sondern nur die Ueberlegenheit des Geistes, welche im Verein mit Charakter und Tugend den einzigen vernünftigen Massstab menschlicher Bedeutung abgiebt. Ein Tummelplatz aller Ausschweifungen der europäischen Jugend und zugleich eine internationale Bettlerkolonie, in deren Hörsälen Stroh die Stelle der Bänke vertrat, war Paris bereits in den Tagen von Dante ein Vereinigungspunkt der bedeutendsten Geister, ein Treibhaus der Wissenschaft.[6]

Die Nachrichten über den Unterricht des pariser Lieblingslehrers von Dante sind zu spärlich, als dass wir aus ihnen ein Urtheil über Siger gewinnen könnten. In seinen Schriften wirft er mitunter die kühnsten Behauptungen auf — es gebe keinen Gott; die Welt der äusseren Erscheinungen bestehe nur in unserer Einbildung; alle menschlichen Handlungen seien im Grunde gut und die sogenannten schlechten weder zu verbieten noch zu bestrafen u. s. w. — um sodann in eingehendster Weise die Falschheit derartiger Paradoxien nachzuweisen. Eine Abhandlung eines seiner Schüler über Politik gedenkt wiederum rühmend der beredten

---

*) Rue du Fouarre.

Art und Weise, wie Siger den Satz des Aristoteles vertheidigte, dass es besser für den Staat sei, durch gute Gesetze anstatt durch rechtschaffene Herrscher regiert zu werden, weil auch die Besten dem Zorn und Hass, der Parteilichkeit und Furcht sowie dem Eigennutz zugänglich seien. [7]

Unsere Wissbegierde wird durch diese wenigen Angaben nicht befriedigt. Sie beweisen nur, dass der junge Dante kräftig angeregt wurde durch einen Lehrmeister, der politisch unabhängig gesinnt zugleich ein unerschrockener philosophischer Forscher war.

4.

Ludwig der Heilige und seine Sorbonne haben nicht wenig dazu beigetragen, den Ruhm der pariser Universität zu verbreiten. Der König ist freilich mehr durch die Macht der Umstände dazu veranlasst worden als durch die bestimmte Absicht, den höheren Unterricht so viel wie möglich zu fördern. Seine Wünsche gingen lediglich auf die Heranbildung einer Geistlichkeit, welche im Stande wäre, das Christenthum gegen die Trugschlüsse der Ungläubigen zu vertheidigen; die wissenschaftliche Erziehung der Laien lag ihm fern. Joinville berichtet, der König pflegte zu sagen, nur gründlich gebildete Geistliche dürfen sich mit den Juden in ein Wortgefecht einlassen, ein Laie hat jede Lästerung des christlichen Glaubens mit dem Schwerte zu rächen*).

Der wirklich wissenschaftlich beanlagte Fürst des Mittelalters war indessen nicht Ludwig d. H., sondern sein um zwanzig Jahre älterer Zeitgenosse, Kaiser Friedrich II.; derselbe, gegen den sich Graf Wilhelm II. von Holland thörichter Weise von der Geistlichkeit missbrauchen liess. Deutlicher konnte Wilhelm II. nicht zeigen, dass er seine Aufgabe gänzlich verkannte und seine Zeit nicht begriff. Freilich bildeten die Niederlande dazumal noch keinen selbständigen Bestandtheil der civilisirten Welt; sie hatten mit dieser keinen anderen Berührungspunkt als den Verkehr der niederländischen Jugend an den auswärtigen Hochschulen.

Friedrich II. gebührt der dreifache Ruhm, das lange verwahrloste Studium des römischen Rechts zu seinen Quellen zurück-

---

*) „Il doit donner de l'espée parmi le ventre dedens, tant comme elle y peut entrer.“ Hist. de S. Louis, Kap. 10 § 53.

geführt, für die Schönheit der provençalischen Dichtung ein offenes Auge gehabt und endlich für die Verbreitung der Kenntniss des Arabischen mehr geleistet zu haben als alle seine Zeitgenossen zusammengenommen. Es ist ihm nicht gelungen, den Schwerpunkt des höheren Unterrichts von Paris nach Neapel zu verpflanzen, dafür hat aber die Sorbonne die wohlthätige Rückwirkung des von ihm gegebenen Anstosses erfahren. Seinem Einfluss war es nicht zum wenigsten zu danken, dass an der pariser Hochschule ungeachtet der Herrschaft der kirchlichen Orthodoxie ein freisinniger Geist die Oberhand behielt.[8]

Angesichts des geringen Standes der damaligen wissenschaftlichen Entwicklung ist überhaupt an Friedrich II. am meisten die Unabhängigkeit seiner Denkart zu bewundern, welche ihrer Zeit voraus dennoch eine Frucht der Zeiten war.

Als dieser Staufer zur Macht gelangte, hatte Europa ungeachtet des Nutzens, den die Kreuzzüge gestiftet, fast alle Ideale eingebüsst. Zugleich aber hatte die Bekanntschaft mit den Muhammedanern Anschauungen zu Tage gefördert, welche mit dem Blute so vieler Kreuzritter und Unchristen vielleicht nicht zu theuer bezahlt waren. Kaum war der praktische Oliver von Köln in Egypten angelangt, so bemerkt er, dass der arabische Befehlshaber von Damiette sich durch edele Eigenschaften auszeichnet. Auch weiss er sofort von schönen arabischen Bauten in- und ausserhalb der Stadt zu berichten. Ja eine nähere Bekanntschaft mit der Lehre des Islam zwingt ihn zu dem Schlusse, dass die Muhammedaner in verschiedenen wesentlichen Punkten derselben Meinung wären wie die Christen und man sie eher für Ketzer und Nichtrechtgläubige als für Gottlose und Ungläubige zu halten habe.[9]

Bei einem Priester ist es nicht zu verwundern, dass er trotz dieser Entdeckung ein guter Katholik bleibt, aber ebenso wenig darf es befremden, dass ein freisinniger Fürst wie Friedrich II., der mehr ein Vorläufer der Renaissance als der Reformation war, den Kampf mit den Muhammedanern allmählich als ein unsinniges Thun zu betrachten begann. Auch er zog, innerlich die Saladine beneidend, welche „keine Päpste zu versöhnen hätten“*), nach dem heiligen Lande, jedoch nur um den römischen Stuhl eines

---

*) Dem König Philipp August von Frankreich wird der Ausruf zugeschrieben: Heureux Saladin, qui n'a point de pape.

Vorwandes zum Streit zu berauben und nicht um zu kämpfen. In den Strassen von Jerusalem verbrüderte er sich mit dem muhammedanischen Fürsten und anerkannte stillschweigend, dass Muhammedaner und Christen sich gegenseitig wenig vorzuwerfen hätten. Seine Worte und Thaten lassen erkennen, dass ihm der Wetteifer in Kunst und Wissenschaft als ein besserer Prüfstein der Vorzüglichkeit beider Religionen erschien als das Schädeleinschlagen, Städteplündern und Menschenrauben.

Die mittelalterliche Rechtgläubigkeit rechnete diese Denkweise Friedrich II. als Todsünde an, bezeichnete ihn als Gottesläugner, machte ihn aller Zeitrechnung zum Trotz zum Beschirmer der Söhne des von Thomas von Aquino vernichteten Haeresiarchen Averroës und stempelte ihn zum gotteslästerlichen Verfasser der damals noch von Niemand gekannten Schrift über die „drei Betrüger“ Moses, Christus, Muhammed.

Der Lebenswandel des Kaisers hat vielleicht den Anlass gegeben, ihn als einen Apostel des Fleisches hinzustellen, und auf diesem Boden hat dann die Beschuldigung der Ketzerei üppig gewuchert. Sein eigener Kanzler dagegen hat, wenigstens nach Dante, ihn keiner groben Sünde geziehen und ihm sogar das grausame Urtheil nicht nachgetragen, welches den früheren Günstling zur Blindheit verdammte.[10]

Wie dem auch sein mag, jedenfalls hatten die Kreuzzüge die wohlthätige Folge, dass Europa den ersten Unterricht in dem vergleichenden Religionsstudium erhielt. Selbst der beste höhere Unterricht wäre ohne dieses Studium ein todter Buchstabe geblieben. Kaiser Friedrich hat Europa gelehrt im 14. Jahrhundert Bocaccio's Erzählung von den drei Ringen und im 18. Lessings Nathan den Weisen zu bewundern sowie im 19. den Antisemitenbund zu verurtheilen.

5.

Welchen Antheil haben nun die Niederlande an dieser geistigen Entwicklung genommen? Die Antwort lautet: Die grossen Geister haben lange auf sich warten lassen, länger als es unserer nationalen Eigenliebe angenehm ist. Volle sieben Jahrhunderte bis auf Erasmus hinab hat die niederländische Wissenschaft brach gelegen. Ungeachtet der allmählichen Entwicklung des niederländischen

Staates und der Verdrängung des zurückgebliebenen Adels durch das geistig strebsamere Bürgerthum, ungeachtet auch des Aufblühens des allgemeinen Wohlstandes hat unser Vaterland weder berühmte Theologen, noch ausgezeichnete Juristen, noch hervorragende Aerzte erzeugt. Wollten wir dagegen behaupten, dass es den Niederlanden ebenso an jenen tüchtigen wenn auch mittelmässigen Köpfen gefehlt habe, aus deren Mitte die Talente plötzlich hervorzutreten pflegen, so würden uns die Matrikeln der europäischen Universitäten widerlegen. In Oxford (1249), Orleans (1305), Bologna (1111), Padua (1228), später in Prag (1348) und Heidelberg (1386) und vor allen Dingen in Paris (1200) suchte die männliche Jugend unseres Landes, Geistliche wie Laien, sich die Kenntnisse zu erwerben, deren sie, heimgekehrt, in den verschiedenen Lebensstellungen bedurfte. [11]

Dieses Studieren in der Fremde bildete ein wichtiges Stück des niederländischen Lebens im Mittelalter. Wurden auch die Fahrten an die Hochschulen mehr durch Einzelne als von ganzen Haufen angetreten, so bilden sie doch das Seitenstück zu den Pilgerreisen nach dem heiligen Grabe. Paris war bereits damals für Viele das gelobte Land und gar manche gedachten heimgekehrt lebenslänglich gern der dort verbrachten Zeit.

In Nordniederland wurden nur wenige und schwache Anläufe zur Errichtung einer heimischen Universität gemacht. Erst 1450, als die Hochschule von Löwen bereits ein Vierteljahrhundert bestanden, versuchten einige vermögende und kirchlich gesinnte Amsterdamer eine ähnliche Stiftung in ihrer Vaterstadt ins Leben zu rufen, allein das S. Nikolauscolleg ging bald wieder ein, nur einige Alterthümer auf der amsterdamer Stadtbibliothek bewahren noch sein Andenken.

Noch unschlüssiger und gleichgültiger erwies sich 1470 der Rath von Utrecht. Ein Mitglied desselben stellte den Antrag auf Errichtung einer Hochschule, allein es lässt sich nicht einmal ermitteln, ob dieser Vorschlag die Aufstellung eines Planes wenigstens auf dem Papier zur Folge hatte. Der Rath ernannte sofort eine Kommission und in deren Händen blieb die Angelegenheit ruhen wie zu allen Zeiten so viele Kommissionen anvertraute Sachen. [12]

Zweifelsohne studierte das jüngere Geschlecht gleich den Vorfahren lieber in der Fremde als daheim, zumal die Anwendung des Latein in allen Zweigen des höheren Unterrichts die sprach-

lichen Schwierigkeiten in ähnlicher Weise aufhob wie den Unterschied der Nationalität.

Der Pfarrer Ludwig van Velthem, der Fortsetzer des Maerlant, gedachte noch in seinem Alter einer ungewöhnlich schönen, in Hinsicht der Sittlichkeit nicht ganz tadellosen Frau, welche er als Student in Paris erblickt hatte.[13] Dirk Potter, der Geheimschreiber des Vaters und des Oheims von Jakoba von Baiern, erzählt uns in seinem „Lauf der Minne“ mehr als eine Erinnerung aus seiner pariser Jugendzeit. Philipp von Leiden, der Geheimschreiber des Grafen Wilhelm V., verfasste in Paris sein staatsrechtliches Werk, dem er noch heute ein gewisses Ansehen verdankt.[14] Gert Grote endlich, der Stifter der Bruderhäuser zu Deventer und Zwolle, erwarb sich an demselben Orte seine nachmals abgeschworenen astrologischen Kenntnisse, zugleich aber auch sein umfassendes Wissen, seine Bekanntschaft mit dem Alterthum wie mit der Medicin.[15]

6.

In Heine's Reisebildern findet sich an der Stelle, da der Reisende Märchenerzähler zu werden scheint, ein phantastisches Gespräch über die Philosophen Hegel und Schelling. Der halb wachende, halb träumende Dichter unterhält sich unweit von Lucca mit einem ebenso gesprächigen wie ausgeschlafenen Eidechserich.

„Sagen Sie mir doch, fragte der Eidechs zum Schlusse, haben diese Philosophen viele Zuhörer? Darauf schilderte ich ihm nun, fährt Heine fort, wie in der gelehrten Karawanserei zu Berlin die Kameele sich sammeln um den Brunnen Hegel'scher Weisheit, davor niederknien, sich die kostbaren Schläuche aufladen und damit weiterziehen durch die märkische Sandwüste. Ich schilderte ihm ferner, wie in München die neuen Athener sich um den Springquell des Schelling'schen Geistestrankes drängen, als wär' es das beste Bier, Breihahn des Lebens, Gesöffe der Unsterblichkeit —.“[16]

Diese heitere Satire schildert trefflich den Mangel an Kritik, welcher der mittelalterlichen Lernbegierde anhaftete und ebenso giebt auch die spekulative Philosophie von Schelling und Hegel uns eine nicht unzutreffende Vorstellung von der Scholastik, welche an den mittelalterlichen Hochschulen gelehrt wurde.

Wenn die Scholastiker von Abälard bis auf Duns Scotus Sophisten gewesen sind, so waren sie es in keinem andern oder übleren Sinne als jene grossen deutschen Denker aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Die Erzeugnisse jener mittelalterlichen Köpfe wurden mit derselben Gier wie die Systeme der neueren Weisen von den Schülern aufgenommen und in beiden Fällen blieb den geduldigen Kameelen der gleiche geistige Katzenjammer nicht erspart.

Ein französischer Dichter des 12. Jahrhunderts schildert in einem lateinischen Klagelied den bedauernswerthen Zustand eines Studenten jener Zeit, dem es mit dem Studium Ernst war. „Keine sanfte Hand glättet den verwilderten Bart, kein ordnender Kamm weist den irrenden Locken den Weg; weit grössere Sorge bereitet der Hunger. Ihn umhüllt ein Mantel, den das Alter zerfetzt und die nagende Zeit mit Fransen besetzt hat. Sein Napf steht auf dem Feuer, etwas Erbsen, Bohnen, Zwiebel oder Lauch treiben darin brodelnd umher, das Kochen ist Nebensache. Aber netzt auch nur Regenwasser seine Lippen, sein Geist berauscht sich am Borne der Wissenschaft. Den Kopf auf die Hände und die Ellenbogen auf das Buch gestützt, brütet er über die Ergebnisse des Scharfsinns der Alten oder Neueren. Stösst er auf etwas ungewöhnlich Tiefsinniges, welches seinen Geist lebhaft anspannt, dann hat er weder Ruh noch Rast bis er die Schwierigkeit überwunden; die Augen strahlen, das Kinn sinkt auf die Brust.“ [17]

Zwei mittelniederländische Gedichte aus dem 13. oder 14. Jahrhundert veranschaulichen gleichfalls das damalige niedere Studentenleben. Ein junger Nordbrabanter, heimgekehrt von der Hochschule, liegt träumend auf heimischer Haide und erlebt eine Vision, in welcher sich Erinnerungen aus der Vergangenheit mit Betrachtungen über die Gegenwart kreuzen. [18]

Wir lernen ihn als einen Faulpelz kennen, der sein Unglück und seine Zurücksetzung Anderen zur Last legt, die Welt für seine Armuth verantwortlich macht und ein besseres Loos zu verdienen meint. Den Narren, so klagt er, fallen alle Glückskarten zu, ihm misslänge alles. Gern würde er nach schönen Frauen freien, doch das erfordere Geld und er besitze keins. Latein könne er sprechen, aber mit einem Gulden käme man weiter als mit dem Latein. Er ist Meister der freien Künste; man hat ihm, wie es heisst, eine Pfründe geschenkt und gern

würde er daraufhin guten Wein trinken, Fleisch und Backwerk essen, fröhlich singen und nett gestutzt einhergehen. Allein schlauere Leute haben ihm die Pfründe vorweggenommen, er ist gezwungen auf Kosten unwilliger Verwandten zu leben, seine Geliebte kehrt ihm den Rücken und lacht ihn aus. Sein Gewissen klagt ihn an, dass er in Paris die Zeit vergeudet und nur an die Befriedigung seines Magens gedacht habe, dennoch beharrt er dabei, die schönsten Tage seines Lebens habe er dort zugebracht. Gut essen, versichert er, ist auch eine freie Kunst und mit Behagen versenkt er sich in die Vergangenheit zurück.*)

Die beiden Kleriker, welche uns der zweite Schwank vorführt[19], zeichnen sich vor dem Nordbrabanter zwar durch mehr Muth, nicht aber durch grössere Sittlichkeit und wissenschaftliche Bildung aus. Auch sie haben ihre Studien vollendet und kehren mit leerem Beutel vagabundirend heim. Unterwegs von einem Bauer gastfrei empfangen, betrügen sie die Hausfrau, hintergehen die Tochter, prügeln den Vater. Dieselbe Erzählung hat später auch im Dekamerone Aufnahme gefunden.[20]

Der Verfasser schöpfte vermuthlich aus einer französischen Quelle und weist nirgends darauf hin, dass jene Kleriker seine Landsleute gewesen, doch ebensowenig schliesst er diese aus. Er führt den Fall lediglich als eine der vielen alltäglichen Begebenheiten vor, welche wohlbekannt und allgemein für wahr gehalten würden.**)

Ein gleichzeitiger lateinischer Chronist[21] entwirft ein wenig schmeichelhaftes Bild von der Lebensweise der ausländischen Studenten in Paris. Streitigkeiten und Schlägereien zwischen den Angehörigen verschiedener Nationen waren nicht selten, Scheltworte und Schimpfnamen wurden nicht gespart. Die Brabanter, behauptet er, thaten sich als Blutmenschen, Friedensbrecher, Brandstifter und Räuber hervor, die Flandrer als Verschwender, den Gelagen ergeben und weichlich wie Butter.

---

*) Nu liggic te Parijs ter scole, — Ende bem daer een studant. — Selden coemt mi boec in die hant, — Maer ic lere ontginnen pasteiden: — Bem ic dan ter quader weiden? — Es een quaet dorp dan Parijs?

**) Ic quam eens daer men mi sede — Van twee clerken, die waren gekeert — Van Parijs, ende die geleert — Hadden spel ende wijsheit mede — Ghelijc dat daer noch es die sede.

Der Verfasser war vielleicht nicht mehr jung, dabei mässig und ruheliebend, so dass wir seine starken Ausdrücke etwas mildern dürfen.

7.

Einen weiteren Aufschluss über das Studentenleben jener Zeit gewähren die Reden der pariser Universitätsprediger, welche die zahlreiche in- und ausländische Jugend zur Mässigkeit, Rechtschaffenheit und gottseligem Wandel anzuhalten hatten. Wie nicht zu verwundern, hatten die braven Leute alle Hände voll zu thun, um das junge Blut im Zaum zu halten.

Bereits im 12. Jahrhundert hielt der h. Bernhard in einer lateinischen Studentenpredigt dem pariser akademischen Völklein recht vernünftige Dinge vor: „Viele Studenten handeln wie Thoren, strengen ihren Scharfsinn an um nichtiger Sachen willen und bleiben stumpf den Hauptfragen fremd. Um zu zeigen, dass sie ihre Zeit wohl anwenden, sammeln sie Pergamentblätter, fertigen daraus dicke Bücher, welche grösstentheils unbeschrieben bleiben, dafür aber rothe Lederumschläge erhalten. Heimgekehrt besitzen sie dann eine Handvoll Wissenschaft und ein leeres Hirn. Was nützt aber alle Wissenschaft, die ein Dieb rauben, Ratten und Mäuse zernagen, Feuer und Wasser vernichten können?“ Im weiteren Verlauf der Rede verstieg sich der Heilige vielleicht höher und weiter als das Verständniss seiner Hörer reichte, zum Schluss gelangten sie jedoch geziemender Weise wieder auf die Erde: „Zu Paris lebten zwei miteinander befreundete Magister; der eine hatte viel gelesen, viel gereist, sass fast unablässig über seine Bücher gebeugt, gönnte sich kaum die Zeit ein Vaterunser zu beten. Dieser hatte nur vier Zuhörer. Sein Amtsgenosse besass eine weit kleinere Bibliothek, las viel weniger, ging jeden Morgen vor Beginn seiner Vorlesung in die Kirche, hatte aber stets einen vollen Hörsaal. Wie fängst Du es nur an? fragte ihn sein Freund. Sehr einfach, erwiederte er lächelnd, Gott studirt für mich, ich gehe in die Kirche und nach Beendigung der Messe ist mein ganzer Vortrag mir im Gedächtniss. — Ihr jungen Leute merket auf und wisset, das Lernen und Nachdenken liegt nicht nur den Lehrern ob; ein guter Student wandelt des Abends an den Ufern der Seine auf und ab, nicht um Kurzweil zu treiben,

sondern um das Gehörte nochmals durchzugehen und zu überdenken.“

Wenn wir lesen, wie diese abendlichen Spaziergänge an den Ufern der Seine ein halbes Jahrhundert später von der Mehrzahl der Studirenden aufgefasst wurden, so müssen wir an der Menschenkenntniss des h. Bernhard zweifeln. In der That verliessen viele bei Sonnenuntergang ihre Wohnungen, um an der Seine der Stimme Gottes zu lauschen, wie der treffliche Prediger es nannte. Leider endeten sie nur gewöhnlich im Wirthshaus, wo sie mit guten Freunden Luftschlösser bauten, welche weder ihnen noch der Christenheit zum Nutzen gereichten. Andere liefen gewaffnet des Nachts durch die Gassen, plünderten hier und da einige Häuser und lebten im allgemeinen mit den friedsamen Bürgern auf Kriegsfuss. Die Unbändigsten endlich hatten es zumeist auf lockere Frauen abgesehen und fast tagtäglich wurde der Rath von den Wirthinnen der Wein- und Tanzhäuser überlaufen, welche sich über die Ausschreitungen der jugendlichen Wüstlinge beklagten. [22]

So sehen wir ungezählte Schaaren junger Leute von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert, bei Nacht und Unzeit, in einer grossen fremden Stadt, fern von der Heimath und ohne Aufsicht alle Thorheiten und Dummheiten ausüben und treiben, welche ihre Jugend und ihre Freiheit mit sich bringen. Sie schwatzen, schelten, streiten, toben, spielen und trinken, werden durch jeden an einem Besenstiel befestigten Weiberrock entflammt. Und zweifelsohne haben sie nicht minder auch gelacht, gescherzt und gesungen, wiewohl uns so wenig davon berichtet wird. Könnten wir eine bessere Vorstellung von dem allgemeinen Gebrauch des Latein in jenen Tagen und damit auch von der Volksthümlichkeit der damaligen Studentenpoesie gewinnen, so würden wir auch den Frohsinn der Jugend nicht anzweifeln. Sind doch einige der noch heute in England, Frankreich, Deutschland und den Niederlanden beliebtesten Studentenlieder, wie jene Beichte des Zechers *Mihi est propositum* und das lebenslustige *Gaudeamus igitur*, im 13. Jahrhundert von und für Studenten gedichtet worden. [23]

Die Ueberlieferung bezeichnet die meisten Verfasser jener Lieder als unverbesserliche Vagabunden und verbummelte Strolche, welche nicht selten nach durchschwelgtem Leben in einer Gosse den Tod fanden. Und das Verhältniss des derzeitigen Publikums

zur Literatur und obendrein zu einer Literatur so besonderer Art, lässt uns die Schilderungen als wahr und nicht als böswillig erkennen. Wie kann sich auch das Ende eines Studenten anders gestalten, der genusssüchtig aber arm, begabt aber faul, sich damit begnügte, in den Wirthshäusern die Erzeugnisse seiner lateinischen Muse den Freunden unter Lautenschlag vorzutragen, ohne einen andern Broderwerb zu kennen? Verschuldet bei allen Wirthen, angekreidet bei Schneider und Schuster, Bäcker und Kostgeber, war eine Kupfermünze im rundgehenden Hut, ein umsonst gefüllter Becher der einzige Lohn, auf den er rechnen konnte.

Dennoch sind wir jenen verlorenen Söhnen des Apoll gerne dankbar, ihre ansteckende Fröhlichkeit erinnert uns selbst nach so vielen Jahrhunderten mit Behagen an die eigene Studienzeit. Ihnen sei vieles vergeben, denn sie haben das Jungsein tief gefühlt und wohllautend in Musik gesetzt.

8.

Erst auf Grund der vorstehenden Betrachtungen sind wir im Stande, das Bild des Thomas von Kempen von einer Seite her scharf ins Auge zu fassen.

Thomas (1379—1471) ist niemals jung gewesen. Niemals hat er eine auswärtige Hochschule besucht, niemals einen weiteren Unterricht erhalten als den mittleren in den kurz zuvor errichteten Bruderhäusern von Overijssel. Das wissenschaftliche Streben seiner Zeit wie aller Jahrhunderte blieb ihm während eines mehr als neunzigjährigen arbeitsamen Lebens völlig fremd. Ein zwoller Kloster war seine Hochschule, eine Zelle seine Universität.[24]

Ein fast gleichzeitig mit der *Nachfolge Christi* entstandenes niederländisches Gedicht lässt das Ueberirdische in Thomas, sein der Welt abgestorbenes Wesen noch deutlicher hervortreten. Ich meine Dirk Potter's Werk *Der Minne Lauf*, welches, wiewohl gleichfalls der Wissenschaft fremd und lediglich als Sittengemälde bemerkenswerth, dennoch in mancher Hinsicht als eine Frucht des mittelalterlichen Universitätslebens und internationalen Verkehrs betrachtet werden kann. *Der Minne Lauf* und *Die Nachfolge Christi* bezeichnen die beiden äussersten Grenzpunkte, zwischen welchen sich die Denk- und Gefühlsweise der damaligen Niederlande bewegten.

Bevor wir jedoch uns dem weltlichen Höfling Dirk Potter zuwenden, müssen wir dem Manne der Einsamkeit und des Seelenfriedens, dem Klausner von S. Agnetenberg gerecht werden.

Als Thomas starb, herrschte David von Burgund, sein kirchlicher und weltlicher Oberherr, seit fünfzehn Jahren als Bischof von Utrecht. Bei seiner Thronbesteigung wurde zu Beginn zwar kein Blut vergossen, dafür aber um so eifriger mit Recht und Ehre gespielt. Herzog Philipp liess aus Holland ein Heer von 14,000 Mann in das Stift einrücken, um seinen natürlichen Sohn, den ein Papst legitimirt, zum Bischof zu erheben an Stelle des rechtmässig gewählten, aber der Uebermacht nicht entfernt gewachsenen Gisbrecht von Brederode. Niemand dachte an ernsten Widerstand, nur wurden einige Anhänger des Bischof David von solchen Gisbrechts in Utrecht verstümmelt, vielleicht fielen auch einige Köpfe.

Die Hauptsache war, dass die Gesandten, welche Gisbrecht mit 4000 Dukaten an den päpstlichen Hof geschickt, zwar die Dukaten anstandshalber in Rom zurückliessen, dafür aber den Bescheid heimbrachten, dass der Papst sich für David entschieden und Gisbrecht sich darein zu schicken habe. Den grössten Gewinn aus diesem Handel zog mithin der heilige Vater; er erhielt für die Ernennung eines utrechter Bischofs zwei Mal die üblichen Zwanzigtausend und obendrein die Zusage, dass Herzog Philipp ihn gegen die Türken unterstützen wolle. [25]

Das dunkelste unter vielen dunklen Blättern in der Geschichte des Bischof David bilden die Foltern, welche er 1470 aus Rachsucht über den jungen Walraf von Brederode zu Wijk bij Duurstede verhängte. [26] Thomas war wohl bereits zu alt und stumpf, als dass die asiatische Grausamkeit seines Bischofs zu seiner Kenntniss gelangen konnte. Lebendiger musste er sich an die Erhebung von Zwolle, Kampen und Deventer gegen Bischof David im Jahre 1457 erinnern, als Herzog Philipp an der Spitze desselben Heeres, welches in Utrecht „Wunder verrichtet“, vor Deventer zog. Sein vielversprechender Sohn befand sich bei ihm im Lager, als Deventer nach heldenmüthigem Widerstand durch das Fallen des Flusses zur Uebergabe gezwungen wurde und mit der Stadt das ganze obere Stift sich ergab. [27] In allen Kirchen der Diöcese wurde hierauf Tedeum zu Ehren desselben Bischofs

David gesungen, der in der Wahlversammlung zu Utrecht keine einzige Stimme erhalten.

Zweiunddreissig Jahre hindurch, 1424—1456, hatte Thomas den Grafen Rudolf von Diepholt zum Bischof, dessen kirchliche Laufbahn er von Anfang an bis zum Ende verfolgen konnte. Gleich bei seiner Wahl ging es recht unkirchlich her. Sein Mitbewerber, Sweder von Kuilenburg, bemächtigte sich Utrechts und verhängte den Kirchenbann über das obere Stift, zu dem auch das Kloster des Thomas gehörte. Ein utrechter Rathmann, Anhänger Rudolfs, wurde auf Sweder's Geheiss getödtet; kaum vermochte man ihn davon abzuhalten, auch den widersetzlichen Bürgermeister eigenhändig zu erdolchen. Allerdings war dieser am Tage vor der Wahl in die Versammlung der Kanoniker eingedrungen und hatte seinen Neffen mit dem Tode bedroht für den Fall, dass er für Sweder und gegen Rudolf stimmen würde. [28]

Achtzehn Verschwörungen wurden von Sweder gegen Rudolf angezettelt aber entdeckt und bestraft. Umgekehrt wurden in Kuilenburg zwei Leute aufgegriffen und geviertheilt, welche unter Vorwissen von Rudolf durch utrechter Rathsherren bestochen waren, um Sweder zu vergiften. Als Rudolf berichtet wurde, Sweder habe ihn exkommunicirt, streckte er den Arm aus, ballte die Faust und äusserte: „Mit dieser werde ich ihn exkommuniciren.“*)

Nach acht Jahren starb Sweder aus Verdruss zu Basel, doch wurde der Kampf von seiner Partei während der übrigen vierundzwanzig Regierungsjahre von Rudolf fortgesetzt, wobei bald ein Papst den Anhang von Sweder unterstützte, bald ein anderer Rudolf bestätigte, stets aber der kleine Mann die Last der Zwiste der Oberen zu tragen hatte. Schliesslich gerieth Rudolf auch noch in einen Krieg mit Münster, der ihn nach Erschöpfung seiner Mittel zwang, seine Geistlichkeit zu besteuern. Da erhob sich der Klerus von Utrecht, verband sich zu gemeinsamer Gegenwehr und verdrängte mit Hilfe der Zünfte und des niederen Volkes die rudolfinisch gesinnten Patricier aus dem Rath. Eine leidenschaftliche Reaktion gegen die Aristokraten trat ein, der Scharfrichter hatte alle Hände voll zu thun. [29]

Besser gelang es dem Bischof Friedrich von Blankenheim,

---

*) „Protenso pugno: Hoc, inquit, illum excommunicabo.“ Revius Daventria illustrata, S. 100.

dessen Regierung Thomas gleichfalls erlebte*), einen ähnlichen Aufruhr in Zwolle zu ersticken.

Noch heute besagt die Inschrift auf dem Grabsteine von Friedrich, dass er als ein Beschirmer der Wohlgesinnten und Geissel der Uebelwollenden Koevorden mit Gewalt erobert, Rijnestein und Everstein verdientermassen niedergebrochen, Schoterwerf durch Einäscherung zur Unterwerfung gebracht habe. Nach diesen Tugenden mag man seine Fehler bemessen.**)

Im Jahre 1416 liess er in Zwolle am Fusse des Nemelerberges, welcher das Kloster des Thomas trug***), über hundert zünftige Bürger enthaupten, welche sich erdreistet hatten, einen Antheil am städtischen Regiment zu beanspruchen. Heimlich hatte der Rath an einem frühen Decemberabend eine Bande bischöflichen Kriegsvolkes in die Stadt gelassen und unter dem Geläute der Sturmglocke wurden die Aufständischen zur mitternächtlichen Stunde bei einem gemeinsamen Gelage überfallen, zum Markte geschleift und bei Fackellicht ausnahmelos zum Tode verurtheilt. Der Scharfrichter stand bereit, Priester wurden aus den Betten geholt, um den Gildemännern eiligst die Beichte abzunehmen, und als am Morgen des 14. December die Sonne sich träge über den Marktplatz von Zwolle erhob, da — herrschten Ruhe und Ordnung. [30]

Sechs Jahre zuvor eroberte Friedrich Wijk bij Duurstede zu dem Zwecke, den sonst unbedeutenden Johann von Brederode zu züchtigen. Johann hatte, um einer Erbschaft willen, mit päpstlicher Erlaubniss, wie er behauptete, die vorher freiwillig angenommene Mönchskutte abgeworfen und seine Frau bewogen, dasselbe mit ihrem Nonnengewande zu thun. Sie starb gebrochenen Herzens im Kloster, ihr Gemahl fiel bei Azincourt. Dieser Brederode war in seiner Art ein frommer Mann, hatte eine Wallfahrt nach Irland gemacht, in Nordholland eine Kapelle gestiftet, im utrechter Karthäuserkloster geistliche Reime gefertigt und ein

---

*) Friedrich wurde im demselben Jahre (1393) Bischof, da Thomas, 13 oder 14 Jahre alt, aus Kempen nach Deventer zog.

**) Die Grabschrift im utrechter Dome lautet: Koevert ablatum revocans vi — terram Stellingwerf domuitque cremando Scoterwerf — fregit Rynenstein pro demeritis et Eversteyn — sic nocuit nocuis, profuit innocuis.

***) Thomas weilte seit 1407 daselbst.

geistliches Werk aus dem Französischen in das Holländische übertragen. [31]

Als Geldern 1421 das Stift überfiel, nahm Friedrich fürchterliche Rache. Den Sommer über mussten seine Soldaten die Veluwe plündern, zu Beginn des Herbstes dagegen stellte sich der 78jährige Prälat, in einem Wagen sitzend, persönlich an die Spitze seiner Heerschaar, drang in Gelderland ein und liess alles bis nach Velp und Rozendaal hin niederbrennen, auch Wageningen ging in Asche auf. Während er darauf mit reicher Beute heimkehrte, irrten die Bauern, deren Ernten er vernichtet, bettelnd umher, eine Hungersnoth und in deren Gefolge Krankheiten brachen aus, so dass, was der Krieg verschont, der Seuche zum Opfer fiel. [32]

9.

Für Thomas von Kempen war dieses eigenartige bewegte Getriebe in der Geschichte des utrechter Bisthums, diese menschliche und weltliche Seite seiner Zeit nicht vorhanden. Seine eigenhändig geschriebene Chronik, welche mit 1385 beginnt und bis zum Beginn des Jahres 1471 fortgeführt ist, erwähnt jene Dinge entweder gar nicht oder berichtet genau das Gegentheil von dem, was wir erwarten sollten. Von der langen unerbittlich harten Regierung des Bischof Friedrich behauptet er in vollem Ernst, während dieser dreissig Jahre „schien das goldene Zeitalter in den Niederlanden zu herrschen“. [33] — Nicht minder vergeblich sucht man in Thomas den Zeitgenossen des Herzog Philipp von Burgund, der hinsichtlich der Nordniederlande die Politik des Biegens oder Brechens befolgte.

Olivier de la Marche, der den grössten Theil seines Lebens am burgundischen Hofe zubrachte, erzählt zum Jahre 1461 eine Anekdote, welche in angenehmem Gegensatz zu dem Abstossenden steht, welches wir im Vorhergehenden berührten. Sie will im Urtext mitgetheilt sein: [34]

„Le duc Philippe eut en ce temps une maladie, et par conseil de ses médecins se fit raire la teste et oster les cheveux; et pour n'estre seul rais et desnué de cheveux, il fit un edict que tous les nobles hommes se feroyent raire leurs testes comme luy. Et se trouvèrent *plus de cinq cens nobles hommes* qui pour l'amour du Duc se firent raire. Et aussy fut ordonné Messire Pierre

Vacquembach et autres, qui, prestement qu'ils véoyent un noble homme, *luy ostoyent ses cheveux.*"

Der sklavische Gehorsam so vieler Edelleute und Höflinge ist ein merkwürdiger Beweis für die Beschaffenheit der damaligen Auffassung vom fürstlichen Absolutismus. Auch Thomas unterlag ihr in Beziehung auf die Bischöfe von Utrecht, und wir haben kein Recht, ihn zu strafen, wenn er gewisse Handlungen seiner gesetzlichen Herren mit Stillschweigen übergeht anstatt sein Bedauern kundzugeben. Er hatte Ehrfurcht vor ihren Beschlüssen und ihm ziemte es nicht, den Ursachen ihres Thuns nachzuforschen.

Dieselbe fürstliche Willkür, welche das Haarabschneiden anbefahl und Säumigen die Arbeit durch besondere Beamte abnehmen liess, missachtete die persönliche Freiheit auch in Angelegenheiten von zarter und ernsterer Natur und sie fand auch dann stets dienstfertige Vacquembachs.

Die militairischen Lakaien des Herzog Philipp waren höchlichst zufrieden, dass ein Wink des Herrschers oder irgend eines Günstlings hinreichte, um ihnen zum Besitz einer reichen Kaufmanns- oder Bauerstochter zu verhelfen. Widerstrebte das Mädchen oder war es bereits einem Andern verlobt, so hatte der Vater je nach eigenem Vermögen oder nach dem Range des Bewerbers oder dessen Gönners ein Lösegeld zu zahlen. Ein Gewinn sprang unter allen Umständen heraus. — Hof und Heer — und das gilt nicht nur von Herzog Philipp — zehrten derart unter den verschiedensten Formen aus dem Beutel der Bevölkerung, während die Eifersucht der Bürger, die Zwietracht der Landschaften und Städte das Heer unentbehrlich machten und dem Fürsten jede Willkür erlaubten. Nach einem drastischen Worte des Erasmus erweckte sich Luther die meisten Feinde durch seine Angriffe auf die Bäuche der Mönche; im Jahrhundert des Thomas von Kempen hatte der Bauch des Werbeofficiers John Falstaff die Oberhand. Städte und Dörfer waren Miethstruppen preisgegeben, welche den eifersüchtigen kleinen Fürsten, geistlichen wie weltlichen, mit Plündern und Sengen dienten, die Landsassen unablässig plagten und den chronischen Bürgerkrieg am Leben erhielten.

Thomas, wie wir annehmen müssen, hat von alledem nichts bemerkt oder nichts begriffen. Er lebte mit seinen Gedanken in einer anderen Welt. Die Schrift, welcher er seine Berühmtheit

verdankt, ist der Erde entrückt, schwebt im Raume. — Als ich früher einmal den Eindruck zu schildern versuchte, den die *Nachfolge Christi* bei uns hervorruft, äusserte ich: „Die Studenten veranstalten an unsern Hochschulen mitunter kostümirte Aufzüge bei Fackellicht, welche zuweilen durch schönes Sommerwetter, hellen Mondschein und wolkenlosen Himmel begünstigt werden. Solch einer bunten, von Fackeln beleuchteten und von Tausenden umdrängten Maskerade gleicht das europäische Leben zu Ausgang des Mittelalters, während das Büchlein von der Nachfolge Christi die Königin der Nacht vergegenwärtigt, wie sie in dem dunkelblauen Aether majestätisch ihre silberne Bahn durchzieht.“

Der Vergleich ist nicht unzutreffend. — Gewiss bleibt es befremdend, dass der uralte niederländische Druck einer umfassenden Blumenlese aus den Werken von Thomas der *Nachfolge Christi* gar nicht gedenkt. Auch fällt es auf, dass in dieser Schrift die Jungfrau Maria fast gar nicht genannt wird, während die Marienverehrung im übrigen für Thomas die Grundlage war, auf der sich seine christliche Frömmigkeit auferbaute. Nicht minder ist es verwunderlich, dass sich in der *Nachfolge Christi* keine Spur findet von der sprüchwörtlichen Geschmacklosigkeit und dem kleingeistigen blinden Wunderglauben des Thomas. Am meisten jedoch setzt es in Erstaunen, dass ein Mann ohne sonderliche Kenntnisse und Erfahrung, fast ein Fremdling in der Welt der Künste und Wissenschaften, ein lebendig Begrabener, dessen Gesichtskreis kaum über die Umgebung einer abgelegenen niederländischen Provinzialstadt hinausreichte, dass ein solcher Mann ein Werk verfasst haben soll, welches eine allseitige und tiefe Menschenkenntniss bezeugt und dessen literarische Schönheiten den Ruhm genialer Kirchenväter verdunkeln.

Und dennoch besteht im Grunde zwischen der *Nachfolge Christi* und den übrigen Schriften von Thomas kein schärferer Gegensatz als zwischen seiner religiösen Innigkeit und seiner geistigen Beschränktheit bei Beurtheilung weltlicher Dinge. Wenn wir zur Annahme gezwungen sind, dass die Fähigkeit, neue Eindrücke aufzunehmen, mit dem Steigen der Jahre bei ihm nachliess, der ohnehin enge Kreis seiner Anschauungen immer enger, die Begeisterung immer seltener wurde, so verbietet nichts der Vermuthung Raum zu geben, dass ein kräftiger innerer Drang dem von ungeschwächter Gluth des Glaubenseifers erfüllten jugendlichen Manne die Feder

in die Hand drückte und er das Glück hatte, auf den ersten Wurf Vollendetes auf einem Gebiete zu leisten, für welches er wie geschaffen war. Wohl besagt das Sprüchwort, eine Schwalbe mache keinen Sommer, aber es giebt Ausnahmen von jeder Regel und die Schwalbe des Thomas bildete eine.

10.

Die *Nachfolge Christi* nimmt in der nordniederländischen Literatur dieselbe Stellung ein wie die *Anbetung des Lammes* in der flämischen Malerei. Beide Werke sind Früchte der neuen Form der mittelalterlichen Mystik, welche im 15. Jahrhundert zu Tage trat.

Die mittelalterliche Mystik äusserte sich in verschiedener Weise. Die eine Richtung strebte nach Unabhängigkeit vom kirchlichen Dogma und sagte sich los von der kirchlichen Hierarchie. Mitunter verquickte sie sich darüber mit kleinasiatischem Pantheismus, wie bei den Albigensern, mitunter mit Ebionitimus, so bei den Waldensern, doch verstanden es Innocenz III. und die Dominikaner sowohl Waldenser als Albigenser mit einem Schlage zu vernichten.

Eine andere Richtung verfolgte politische Nebenzwecke. Arnold von Brescia glückte es im Angesicht des Lateran eine römische Republik zu stiften und zehn Jahre hindurch (1145—1155) zu behaupten. Als Wat Tyler 1381 in England die niederen Klassen ins Feld führte, entging Wiklef mit Mühe dem Verdachte der Mitschuld und es sammelte sich darüber jener Stoff, aus dem dereinst Shakespeare das Bild von John Cade formen sollte.[35] In Böhmen glühte das Feuer der Hussitenkriege (1419—1434) auch nach deren Beendigung unter der Asche fort. Keine dieser Bewegungen ging von dem Rationalismus oder der Scholastik aus; sie wurzelten sämmtlich in demselben mystischen Boden, auf dem in der Reformationszeit das Reich der zwickauer Propheten in Sachsen und Thüringen, sowie die Theokratie des Johann von Leiden in Münster erwachsen sollten.

Die *Nachfolge Christi* ist der Ausfluss einer dritten Richtung welche sich ursprünglich auf die Klöster und das individuelle Seelenleben beschränkte. Sie ist die Frucht einer Lebensanschauung, welche im Laufe der Zeit bei den Katholiken die Jesuiten,

bei den Protestanten die Hernhuter erstehen liess. Ihr Ideal ist die möglichst unbegränzte Weltverläugnung; ihr Princip blinder Gehorsam gegen die innere Stimme und die damit übereinstimmende Vorschrift der Kirche; ihr vornehmstes Hülfsmittel bilden Erbauungsschriften.

Das älteste Vorbild einer Anleitung zur Ausübung eines beschaulichen Lebens sind die *Betrachtungen über das Leben Christi* vom h. Bonaventura, dem Nachfolger des h. Franz von Assisi in der Würde eines Generals des neuen Ordens.[36] Das Werkchen ist um 1250 verfasst, einer frommen römischen Dame gewidmet und enthält gegen hundert kurze, zum Theil bewunderungswürdige Betrachtungen über die evangelische Geschichte. Jedem Gegenstande ist ein kleiner Abschnitt gewidmet und nur die Schwestern des Lazarus veranlassen Bonaventura zu einer längeren, dreizehn Kapitel umfassenden Auslassung über Martha, welche das handelnde (*vita activa*) und Maria, welche das beschauliche Leben (*vita contemplativa*) vergegenwärtigen.[37]

Man sieht, wie hoch die Ursprünge der Richtung des Thomas von Kempen hinaufreichen, sowie dass Italien ihr Geburtsland ist. Bei Dante befindet sich Bonaventura bereits im Himmel und ist mit solchem Ansehen ausgestattet, dass der Dichter ihm die Lobrede auf den h. Dominikus in den Mund legt.[38]

In dem Büchlein des Bonaventura ist die Lehre vom beschaulichen Leben bereits theoretisch völlig ausgebildet: es giebt drei Arten der Beschaulichkeit und ebenso vier Hemmnisse derselben, welche einzeln behandelt werden.[39] Indessen hat Thomas neben Bonaventura noch andere Muster benutzt, von welchen uns eine Probe in dem *Trost der Theologie* des Johann von Tannbach erhalten ist.

Von dem Leben dieses Mannes wissen wir wenig mehr, als dass er zu Tannbach im Elsass geboren, in Strassburg erzogen, 1348 Rektor der pariser Universität war und 1366 nach Rom berufen wurde.[40] Seine letzten Lebensjahre scheint er in Italien nicht ohne Kummer zugebracht zu haben, kirchliche und persönliche Feinde beraubten ihn seines Amtes. In der Vorrede zu seiner Schrift beruft er sich auf das Beispiel des Boëtius; gleichwie jener im Gefängniss den *Trost der Philosophie* verfasst, so habe auch er, vertrieben aus seinem Eigenthum, in der Verbannung den *Trost der Theologie* geschrieben.[41]

Die Schrift von Johann ist innerhalb der erbaulichen Literatur die älteste, welche von den durch Bonaventura eingeführten fortlaufenden zusammenhängenden Betrachtungen abweicht und statt dessen Sprüche aneinanderreiht, welche, ähnlich wie in der *Nachfolge Christi*, ziemlich lose zu einzelnen Kapiteln vereinigt werden. Der *Trost der Theologie* besteht fast nur aus einer Blumenlese trefflicher Citate, dazu bestimmt in der Einsamkeit durch der Welt Abgeschiedene überdacht zu werden. Bei der Zusammenstellung der Sprüche wurde hauptsächlich auf Knappheit und Wohlklang gesehen*) und den Citaten aus Bibel und Kirchenvätern eine grosse Anzahl schöner Sentenzen von Cato, Seneca und Boëtius beigefügt. Der Verfasser beruft sich zur Entschuldigung auf den Satz von Augustin, dass „wir Christen die Wahrheiten der heidnischen Philosophen als deren unrechtmässig erworbenes Gut zu betrachten und von ihnen zurückzufordern haben".

In der *Nachfolge Christi* finden wir ganz ausnahmsweise einen Spruch des Aristoteles und Seneca, sowie Verse von Ovid und Lucan[42], die Bibeltexte herrschen durchweg vor. Hierin unterscheidet sich Thomas von seinem unmittelbaren Vorgänger. Bei ihm schöpft die Mystik ihren reinsten Ausdruck fast nur aus der Bibel und hauptsächlich aus den Psalmen. Der Rhythmus der *Nachfolge* entspricht durchaus dem der kirchlich anerkannten lateinischen Uebersetzung der alttestamentlichen Liedersammlung.[43] Doch sind auch einige schöne Stellen aus dem *Trost der Theologie* wörtlich in die *Nachfolge* aufgenommen.[44]

Thomas von Kempen besass einen älteren Freund, Johann von Schoonhoven, welcher als das Bindeglied betrachtet werden kann sowohl zwischen Thomas in Zwolle und Tannbach in Rom — Schoonhoven kannte diesen und sein Werk — als auch zwischen Thomas und dem berühmten Johannes Ruisbroek, denn Schoonhoven war Unterprior von Groenendal.[45] Wir können auf diesem Wege die Entstehung der *Nachfolge* von Bonaventura bis auf Ruisbroek verfolgen und uns Rechenschaft geben über ihren Geist wie über ihre Form. Thomas hat Ruisbroek gelesen und sein eigenes Latein dem Niederländischen von Ruisbroek nachgebildet[46];

---

*) Als Beispiel diene der gern citirte Spruch des Boëtius: Gaudia pelle — Pelle timorem — Spemque fugato — Nec dolor adsit — Nubila mens est — Vinctaque frenis — Haec ubi regnant.

er hat den *Trost der Theologie* gelesen und citirt Sprüche des Johann von Tannbach, welche vollständig dem Tone der *Nachfolge* entsprechen[47], er hat endlich auch Bonaventura gelesen und citirt einen von diesem mitgetheilten Spruch des h. Franciscus, der uns den Schlüssel zur *Nachfolge* giebt.[48]

Als Denker hat Ruisbroek eine weit grössere Bedeutung wie Thomas. Ihm verdankt die italienische Mystik weit mehr wie Thomas ihre Verpflanzung nach den Niederlanden. Allein *habent sua fata libelli*! Der bedeutendere Geist lebt in der mittelalterlichen Kirchengeschichte und der mittelniederländischen Literatur fort; das Büchlein des Geringeren ist Gemeingut der Christenheit geworden.

Erst nach Thomas von Kempen sollten die nationalen Literaturen von Europa durch die Druckerpresse zum allgemeinen Eigenthum gemacht werden, sollten die verschiedenen Landessprachen eine zuvor unbekannte Bedeutung erlangen. Das neubelebte Studium der Antike schien zunächst die mittelalterlichen Heldengesänge, Ritterromane, Sittengedichte, Reimbibeln und Geschichtsspiegel verdrängen zu sollen. Doch so weit war es zur Zeit des Thomas noch nicht gekommen. Zum letzten Male fand eine Schrift im mittelalterlichen Latein einen lauten Wiederhall bei allen europäischen Völkern. Der Erfolg der *Nachfolge* war glänzend und dauernd, weil sie zu richtiger Zeit die religiösen Anschauungen ganzer Jahrhunderte zusammenfasste und der Nachwelt überlieferte.

11.

Gegen drei Viertel der *Nachfolge* wurden 1425 in Utrecht oder im Utrecht'schen kopirt[49], 1427 war das Werk vollendet; 1441 verfertigte der Verfasser selbst eine Abschrift.[50] Fragmente einer overijsselschen Uebersetzung reichen bis 1423 zurück, so dass sich der Beginn der Abfassung auf etwa 1420 ansetzen lässt.[51] Thomas von Kempen war dazumal ein Mann von vierzig Jahren.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass Thomas eine Anleitung für solche Klosterbrüder hat abfassen wollen, welche nur mit halbem Herzen Mönche oder Priester waren. Das ist der einzige Punkt, an dem die *Nachfolge* an der Erde haftet. Indem sie das Leben in der Zelle verherrlicht und das Gemüthsleben verbunden mit Andachtsübungen anempfiehlt, tadelt sie zugleich

die Klosterinsassen, welche solches vernachlässigen, rügt sie jene meist gutmüthigen jungen Männer aus dem Volke, welche der Welt abgeschieden Weltkinder geblieben sind, irdisch gesinnt und mangelhaft erzogen, Bauernlümmel im Priestergewand. Sie werden uns so lebendig und treffend geschildert, dass wir ihr Thun und Lassen vom Morgen bis zum Abend genau zu verfolgen vermögen.

„Gesprächig bei Tische, taub für das Wort Gottes — früh ins Bett, spät an die Arbeit — eifrig Romane verschlingend, schläfrig beim Kirchengesang — begierig nach dem Ende des Gottesdienstes — unaufmerksame Zuhörer — unehrerbietig gegen die Horen — träge beim Bedienen der Messe — ungerührt beim Abendmahl.“ [52]

Die allgemein zutreffenden Theile der *Nachfolge* werden durch die lokale Färbung dieser Einschiebsel ebensowenig berührt als ihr Latein durch die eingeschlichenen Barbarismen. Die keinem Kloster angehörigen Leser haben diese Züge von jeher entweder vergeistigt oder sie mit in den Kauf genommen und sich am übrigen erbaut. Keine Schrift schien den Zeitgenossen, auch ausserhalb der Klöster, eine solche feste religiöse Stütze zu bieten. Und wirklich wird der Mensch durch sie, ähnlich wie durch die Betrachtung der gleichzeitigen Gemälde der van Eyk, van der Weyden, Hans Memling, auf sich selbst zurückgelenkt und gelehrt mit Hülfe der Andacht und der Selbstbetrachtung auf das „Rauschen des göttlichen Odems“ im eigenen Inneren zu horchen. [53] Den wesentlichen Inhalt bildet eine Philosophie, welche aus dem Weltleben in die Einsamkeit lockt, das Gemüth durch die Selbstschau stählt und jede Entbehrung durch eine innere überirdische Freude vergessen macht.

Von seiner Zelle spricht der Mönch in solch hinreissender Weise, dass wir Zelle und Verfasser aus dem Auge verlieren und uns in uns selbst versenken, zumal wenn schwere Erfahrungen uns über den Werth des inneren Friedens belehrt haben. Das Wort, welches er seinen Klosterbrüdern zuruft: „je regelmässiger Ihr in Eure Zelle einkehrt, um so lieber wird sie Euch, je weniger Ihr sie bewacht, um so eher gereicht sie Euch zum Verdruss“ [54] — es gilt von jedem Tage des menschlichen Lebens wie von jeder Pflicht.

Allmählich erweitert sich die Zelle zum Garten voll schönerer Blumen als uns gewöhnlich zu Gebote stehen. Der Umgang mit Gleichgesinnten erfüllt uns mit der angenehmen Empfindung, in

guter Gesellschaft zu verkehren; die übrigen, die uns im Wege, bekümmern uns nicht, unsere Seele verharrt in Sanftmuth.

Noch weiter führt uns die Lehre, dass „von allen Fegefeuern auf der Erde keines so heilsam wirkt, als wenn uns die Verstocktheit eines Menschen, der uns schädigt, tiefer bekümmert als das uns zugefügte Leid“. [55]) Es ist als ob der Mönch gewordene Bauernbursch, der so spricht, das Herz eines „Gentleman“ in der Brust trägt und uns durch seine höhere sittliche Bildung beschämt. Er besitzt jene Humanität, welche nichts menschliches gering achtet und die ganze Welt liebend umfangen möchte.

Mitunter greift er den Leser direkt an und drückt den Finger in die offene Wunde: „Auf Andere wird man hören, Dich nicht, Du rechnest nicht mit. — Andere werden bitten und empfangen, Du bittest auch, erhältst aber nichts. — Der Name von Anderen wird von allen genannt werden, der Deine nicht. — Andere werden mit Ehren überhäuft werden, Dich wird man für untauglich halten.“ [56]

Hier hat sich das Kloster zur Welt erweitert, der angeredete Zellenbruder ist der Mensch im Kampfe ums Dasein. Sein Wahlspruch soll lauten: „der Seelenfriede wird in demselben Masse gestört, als er sich die irdischen Dinge zu Herzen nimmt“ [57], und seine Lebensaufgabe ist, sich, unempfindlich gegen Lob und Tadel, Selbständigkeit des Charakters zu erwerben. „Was sind Worte mehr denn Worte? Sie verhallen in der Luft und schaden nicht dem Felsen. Beschuldigt Dich Dein Gewissen, so suche Dich reuig zu bessern; spricht es Dich frei, so ertrage das Unrecht frohgemuth um Gottes willen. Vielleicht hast Du, der noch keine schärfere Züchtigung vertragen kannst, nur ein einziges Mal böse Reden zu erdulden. Und warum kränken Dich solche Dinge? Weil Du noch fleischlich gesinnt, auf das Urtheil der Menschen grösseres Gewicht legst als es verdient. Du fürchtest missachtet zu werden, darum allein schämst Du Dich, wenn man Deine Fehler rügt, darum allein greifst Du nach dem Feigenblatt der Entschuldigung“. [58])

Der unsichtbare, hier wie an vielen anderen Stellen redend eingeführte Christus ist der Eigenname eines personificirten idealen Lebenszweckes, den der Mensch sich selbst erschafft. Der Gedanke hat Fleisch und Blut und auch eine Stimme erhalten. Mit Hülfe eines von diesem Christus eingesetzten Sakraments ist der Mensch

im Stande, sich mit jenem Ideal näher und inniger zu vereinen, als er es durch Nachdenken, Selbstprüfung und gute Vorsätze zu erreichen im Stande ist. Ein ganzes Buch der *Nachfolge*[59] ist dem heiligen Abendmahl gewidmet. Die Ermahnung wird hier zum Hymnus, der Laien wie Priester ohne Unterschied mit sich fortreisst, und mit diesem Theile schliesst denn auch das System der geistlichen Zucht für Thomas ab.

Dem zum Abendmahl berufenen Menschen wird seine Unwürdigkeit in einem Tone vorgehalten, dessen Ueberschwänglichkeit nur der Klang des halb versificirten, halb prosaischen Kirchenlatein einigermassen wiederzugeben vermag. „Bereue schwer, dass Du noch solch ein Kind der Welt, dass Deine Leidenschaften so wenig erstorben, Du so leicht zu verführen, Deine Sinne so unbewacht, so verstrickt in Hirngespinnste, so eingenommen für alles Aeussere, so kühl und unempfindlich gegen das Innere, solch ein Spielball der Lüste, solch ein Feind der Selbstanklage, so genusssüchtig und weltlustig, so abgewandt aller Zucht und Begeisterung, so wissbegierig am unrechten Orte, so geneigt dem Scheine nachzugehen, so unfähig das Geringe und Unansehnliche zu schätzen, so begierig nach dem Besitz, so zähe im Festhalten, so karg im Geben, so unbedacht beim Sprechen, so ungeübt im Schweigen, so wenig Herr Deiner selbst, so unbesonnen im Handeln, so leicht zerstreut, so selten voll reiner Andacht, so jähzornig und leicht verletzt, so kaltblütig beim Beleidigen Anderer, so vorschnell beim Urtheilen, so strenge beim Tadeln, so masslos im Glücke, so verzagt im Unglück, so überreich an guten Vorsätzen, so zurückhaltend bei der Ausführung.“ [60]

Der Prolog im Himmel, mit dem Faust beginnt, spielt bei Thomas von Kempen auf der Erde und hat statt des Thrones einen Abendmahlstisch zum Mittelpunkt. Feindliche Mächte im eigenen Innern suchen den Menschen zu verhindern, dass er sich einen Platz an diesem Tische erobere, allein vergeblich. Sein guter Genius ist stärker und die Heftigkeit der Anfechtungen beweist lediglich, dass es sich um einen entscheidenden Sieg handelt: „Dann erscheint, wie im Buche Hiob, der böse Geist unter den Söhnen Gottes und trachtet sie zu verwirren oder zu entmuthigen, ihre Liebe zu mindern, ihren Glauben zu erschüttern. Allein was vermag er? Schande und Spott über den Unseligen! Um seinet- und seiner Angriffe willen versäume Niemand das heilige Mahl!“ [61]

Das ist die Beschaffenheit des Seelenfriedens, mit dem die *Nachfolge* von jeher ihre Leser erfüllt hat. Um den Menschen das Geheimniss der Seelenruhe, Selbstgenügsamkeit und Selbständigkeit zu lehren, greift sie unablässig seine Schwächen an und rüttelt ihn sittlich zusammen. „Es war ein Mann, erzählt Thomas, der lange mit sich selbst uneins war; verzweifelnd trat er eines Tages in eine Kirche, warf sich vor dem Altar nieder und sprach in sich hinein: „O dass ich wüsste, wie ich bis an mein Ende im Guten beharren könnte!“ „Und wenn Du es wüsstest, ertönte eine göttliche Stimme in seinem Innern, was würdest Du thun? Thue dasselbe jetzt und Du wirst Frieden haben.“ [62]

Diese kernige und zugleich von Milde erfüllte Sprache erreicht ihren Höhepunkt, wenn sie in Entrüstung übergeht und der unsichtbare Christus sich im Zorn gegen die Menschheit erhebt. Eine ähnliche Empfindung beseelt die Feder von Dante, wenn er die Gottheit nach dem Falle von Adam und Eva erfüllt von majestätischer Geringschätzung gegen die charakterlosen Erstlinge des Menschengeschlechts schildert. Dieselbe Empfindung spricht auch aus dem zornigen Blicke und der erhobenen Hand des Weltenrichters in Michelangelo's *Letztem Gericht*.

„Bedeutet es denn so viel, dass Du, der aus Staub geschaffen Nichts bist, um Gottes willen einem Menschen gehorchen sollst, während ich, der allmächtige und allerhöchste, der ich aus dem Nichts das Weltall schuf, Deinetwegen den Menschen unterthan wurde? Ich wurde der Knecht der Knechte, damit meine Erniedrigung Deinen Stolz besiege. Asche lerne gehorchen, Staub und Lehm lerne Dich beugen! Lerne Deinen Willen brechen, jede Erniedrigung ertragen, entflamme Deinen Zorn gegen Dich selbst. Ertödte Deinen Hochmuth, krümme Dich und mache Dich so klein, dass Deine Mitmenschen über Dich hinwegschreiten können. Wer sich dem Gehorsam entzieht, bleibt der Natur anheimgegeben, wer sich selbst sucht, verliert die Gemeinschaft.“ [63]

12.

Das Büchlein von der Nachfolge Christi lehrt uns, dass der Protestantismus kein Recht hatte, sich als eine besondere Religion oder als Schöpfer einer neuen Art der Frömmigkeit zu bezeichnen. Der Hinweis auf die Bibel war überflüssig: in der *Nachfolge* werden

mehr als dreihundert treffliche Stellen aus dem alten wie neuen Testamente citirt. Die Ermahnung zur Busse und Bekehrung konnte entbehrt werden, von der Hinleitung der Seelen zu Christus brauchte keine Rede zu sein: mit nichts anderem beschäftigt sich die *Nachfolge* vom Anfang bis zum Ende. Dass es kein menschliches Verdienst giebt und jedes sittliche Wesen nur so viel werth ist als es vor Gott gilt: das ist genau der Grundgedanke der *Nachfolge*. [64] Lutheraner, Reformirte, Mennoniten, Remonstranten, kurz alle protestantischen Sekten, haben die christliche Frömmigkeit in Versen und Prosa verherrlicht und mehr als einmal in überaus schöner Weise: die Weise der *Nachfolge* hat Niemand übertroffen.

Auf der anderen Seite musste der asketische Zug zum Jesuitismus führen, die Selbstentäusserung des Thomas von Kempen in Loyola's *perinde ac cadaver* ihr Schlusswort sprechen. Jener absolute Gehorsam, den die *Nachfolge* vom Menschen fordert, mag im Kloster und bei geistlichen Orden am Platze sein: in der menschlichen Gesellschaft werden stets nur vereinzelte weltentsagende Gemüther sich ihm unterwerfen. Unter einem freien Himmel kann kein Zusammenleben von Menschen bestehen, deren eine Hälfte sich um der Selbsterniedrigung willen durch die andere „zertreten lässt wie Koth auf den Strassen". [65]

Dieser Gedanke belehrt uns über das Existenzrecht des Protestantismus. Ein gutes Stück Weges konnten die Protestanten Hand in Hand mit Thomas von Kempen wandeln. Vieles von dem was er gewollt, wollten auch sie; vieles von dem was ihn abgeschreckt, war auch ihnen zuwider.*) Allein darum entsagten sie keineswegs jedem Versuche, den Staat zu beeinflussen oder eine Kirche zu erhalten, die ihrem Staatsbegriff entsprach. Nach bestem Vermögen entfernten sie aus dem hebräischen Monotheismus, den sie ihrer Theokratie zu Grunde legten, alles dasjenige was mit dem höchsten natürlichen Sittengesetz nicht übereinstimmte. Von ihrem Gewissen geleitet und nach Massgabe der heiligen Schrift, deren dunkle Stellen die verschiedenen Theologen verschieden auslegten, forderten sie einen Staat, der die Entwicklung der Anlagen jedes Einzelnen nach Thunlichkeit verbürgen und Allen diejenige Freiheit der Bewegung einräumen sollte, welche mit seiner Existenz

---

*) z. B. die Uebertragung der Mystik auf das Leben nach der Weise des Johann von Leiden und der Wiedertäufer.

vereinbar war. Solch einen Staat konnte das Papstthum nicht gewähren, ohne sich selbst zu vernichten, und weil es dieses weder konnte noch auch wollte, riss sich der Protestantismus von ihm los.

Auch Protestanten können die Frömmigkeit schätzen und bewundern, welche eine Schrift wie die *Nachfolge* athmet, sie behalten sich nur ihre Freiheit hinsichtlich der Aneignung dieser Frömmigkeit vor. Lediglich in diesem Sinne hat das Werk des Thomas von Kempen auch für sie bindende Kraft. Das „goldene Zeitalter“ des Bischof Friedrich von Blankenheim wünschen sie nicht zurück.

13.

Wir wenden uns hiernach zu Dirk Potter. Jakob Cats, dessen Sprache uns um zweihundert Jahre näher steht und daher verständlicher ist, hat Potter in den Hintergrund gedrängt, doch verdient Potter gleichwohl neben jenem genannt zu werden. Ebenso wie Cats hat auch Potter verschiedene Liebes- und Heirathsgeschichten aus der biblischen, klassischen und mittelalterlichen Literatur zusammengelesen, einige aus eigener Kenntniss oder Erfindung hinzugefügt, die Gesammtheit sodann in Verse gebracht und daraus Sittenlehren abgeleitet. Zur Abwechslung wird mitunter die Moral vorangestellt und hinterdrein durch Beispiele erläutert. Der *Lauf der Minne* ist der cats'sche *Trauring* des 15. Jahrhunderts. [66]

Dirk Potter war unter Graf Wilhelm VI., dem Vater der Jakoba von Baiern, Bailli im Haag und hierauf bis an seinen Tod, 1428, Geheimschreiber der verschiedenen Grafen von Holland. Wiederholt mit diplomatischen Aufträgen betraut, weilte er 1410 monatelang in Italien und insbesondere in Rom. [67] Hier wie daheim verkehrte er in den besten Kreisen. Weltmännisch gebildet war er in seiner Art ein denkender Beobachter und Moralist, zugleich aber als echter Niederländer und Höfling eine schweigsame Natur, welche die geheimsten Gedanken nur dem Papiere anvertraute. Und abgesehen von den vereinzelten archivalischen Notizen über sein Leben sind diese gereimten vertraulichen Mittheilungen das einzige, was von ihm auf uns gelangt ist. Aber es genügt sowohl für seinen Ruhm wie für unsere Wissbegierde. Der Blick, den uns sein Lehrgedicht in sein Inneres

wie in seine Umgebung werfen lässt, söhnt uns mit den Mängeln seiner Poesie aus.

Dirk Potter stellt sich seinen Lesern als hoher Vierziger vor, als ein Mann reiferen Alters, der nicht mehr beansprucht, um seiner selbst willen geliebt zu werden, der aber dafür sich berechtigt glaubt, sich Frauen und jungen Männern als ein zuverlässiger Rathgeber anbieten zu dürfen. Vermählt mit einer misstrauischen und mürrischen Gattin — er ist froh wenn sie ihm einen einzigen freundlichen Blick oder ein gutes Wort gönnt — dazu anscheinend kinderlos, verehrt er insgeheim eine Frau von hohem Range, die weit über ihm steht. Ihr zu Gefallen stellt er seine Heirathsgeschichten zusammen. Früher, so berichtet er, da er noch in der Frühmette des Lebens sich befunden, waren seine Gefühle für diese Dame weniger lakonisch, jetzt da die Vesperglocke längst für ihn geläutet, werbe er nur noch mit der Feder.[68]

Potter gehörte offenbar jenem gutgestellten Bürgerstande an, dem die Männer des Handels und der Industrie, die Beamten und Richter entsprossen, dessen Töchter Graf Johann von Blois neben den adligen Damen zu seinen Tänzen und Spielen hinzuzog. Er hatte, anscheinend ohne ein bestimmtes Fachstudium zu treiben, eine oder mehrere Hochschulen besucht und sich von dorther eine gewisse Vorliebe bewahrt für das, was er historische Untersuchungen nannte. Im übrigen setzt das Amt des Bailli den Besitz von einigem Vermögen und Verwaltungstalent voraus, während er als Geheimschreiber des gräflichen Rathes in selbständiger Stellung vielfach allein oder mit anderen in Holland und Seeland Tagfahrten beiwohnte. Und dieser Umstand bezeugt ebenso wie jene Sendung nach Rom, deren Zweck unbekannt ist, zwar noch nicht dass er ein geschickter Diplomat war, wohl aber dass er das Vertrauen seiner Herren besass.

Ein Genie ist er nicht. Sein Werk zeugt von einer weltlichen und sophistischen Moral, welche von dem sittlichen Idealismus der *Nachfolge* gar weit absticht. Seine Sprache ist nicht tadellos, doch versteht er sie soweit zu handhaben, dass er seine Sittensprüche in Vers und Reime bringen, seine Gedanken anschaulich wiedergeben, in den Lesern bestimmte Vorstellungen erwecken kann. In der Geschichte der Weltliteratur darf er keinen Platz beanspruchen, in der der niederländischen vertritt

der *Lauf der Minne* in freilich recht bescheidener Weise die Stelle der *Canterbury-Geschichten* und des *Dekamerone*.

Potter behandelt seinen Stoff nach Art jener Geister, welche unvermögend das Erhabene zu begreifen, dessen Reiz in Abrede stellen und eine flachere Lebensanschauung vorziehen. Die gewaltigen Leidenschaften einer Dido, Medea, Ariadne sind ihm unverständlich; er bearbeitet mehr als ein Dutzend ähnlicher theils rührender, theils tragischer Erzählungen des klassischen Alterthums, taucht sie in die grosse Brühe seiner Reimschmiede und beweist schliesslich, dass diese Art zu lieben Unsinn sei. *)

Ganz besonders heftig greift er, seltsam genug, Hekuba an. Der Grund für die Aufnahme der hochbetagten Königin von Troja, Gattin des greisen Priamus, Mutter verehelichter Söhne und erwachsener Töchter, in seine Gallerie berühmter Liebenden macht ihm jedoch, wenn man will, alle Ehre. Er wirft ihr vor, dass sie die Liebe des Achill zur Polyxena missbrauchte, um jenen durch Paris in einen Hinterhalt zu locken und feige aus der Welt zu schaffen. Die Verzweiflung der Dido und Ariadne vermag der Dichter sich einigermassen zu erklären, Medea's Wüthen zu entschuldigen: sie haben wenigstens geliebt; Hekuba's Treulosigkeit bedrückt ihm das Herz. [69]

Nicht minder eigenthümlich ist sein Glaube an eine besondere Begabung der Niederländer und im allgemeinen der Deutschen gegenüber allen übrigen Völkern des damaligen Europa. Aehnlich wie unter dem Einfluss des achtzigjährigen Krieges im 16. und 17. Jahrhundert der Glaube an den Gott der Niederlande in das niederländische Volksleben eindrang, glaubt Potter allen Ernstes an einen besonderen niederländischen Gott Amor. Der Versuch, ihn zu überzeugen, dass in den übrigen Landen von Europa nicht minder trefflich geliebt würde, wäre vergeblich. „Jenseits der Berge gewiss nicht" behauptet er mit niederländischem Starrsinn, anspielend auf seinen römischen Aufenthalt. **)

---

*) „Daerbii so machmens sijn ghewis,
Dat ducke een ghecke minne is."
Der Minnen Loep 1, v. 533 f.

**) „Dese goede minne is wail bekannt
Onder den gueden int Duutssche lant,
Mer Lombaert, Engelsche ende Wael,
Verstaen hem selden sulker tael.

Der Widerspruch zwischen den Schilderungen der Sitten in dem *Lauf der Minne* und der Hartnäckigkeit, mit welcher der Dichter an seiner Behauptung einer specifisch niederländischen Gefühlsinnigkeit und Selbstlosigkeit in der Liebe festhält, ist so grell wie möglich. Dass er den Splitter im Auge der Italiener erblickt, mag hingehen; dass er den Balken im Auge seiner Landsleute wie im eigenen gar nicht bemerkt, würde in Erstaunen setzen, wenn nicht die geistige Farbenblindheit eine so alltägliche Erscheinung wäre.

Potter schildert eine niederländische Gesellschaft, in welcher das Cölibat der Priester an sich geachtet, von den Laien für eine Gefahr gehalten wird, weil die Priester nur zu häufig verheirathete Frauen gegen ihre Ehemänner aufzustacheln pflegen, um selbst deren Liebhaber zu werden. [70] Die Blutschande ist in dieser Gesellschaft derart an der Tagesordnung, dass der Dichter den mit Mass betriebenen Ehebruch als ein wirksames Hausmittel empfiehlt und entschuldigt. [71] Mit grösstem Nachdruck erinnert er die Frauen, dass bisher noch keine einzige öffentlich und unbeschadet ihres Rufes mit zwei Männern zugleich verkehrt habe, wiewohl die Männer umgekehrt mit drei oder vier Frauen leben könnten, ohne ihre Ehre zu beeinträchtigen. Er beschwört sie bei allem was heilig ist, dass sie nur im Verborgenen sündigen und gewisse Grenzen um keinen Preis überschreiten. [72]

Das lockere Treiben der damaligen vornehmen Jugend tadelt er lebhaft, und eine seiner gelungensten Erzählungen schildert anschaulich, wie die Stutzer des angehenden 15. Jahrhunderts ahnungslose Edelfrauen blossstellen, welche jene übereilt als Schildknappen angenommen haben. [73] Die Sitten der niederen Stände hält er für noch verdorbener als die der höheren. Bei den Edeln findet er doch noch hin und wieder Spuren reiner Neigung, das Volk weiss nicht einmal was Liebe ist. [74]

Als Jüngling sah Dirk Potter, wie der alte Herzog Albrecht die schöne Aleid van Poelgeest zur Belustigung des Haags am Fastnachtsabend auf dem Weiher des Binnenhofes im Nachen spazieren fuhr. Er konnte deren schöne Reitpferde bewundern,

---

Hoir landen hebben een ander wet,
Dan ons die minne heeft gheset“ u. s. w.
Der Minnen Loep 2, v. 720 ff.

von dem hohen Jahrgelde hören, welches der Herzog ihr ausgesetzt, vielleicht war er sogar Augenzeuge des an ihr und Wilhelm Kuser begangenen Doppelmordes. Er wusste, dass der Sohn des Herzogs, sein zukünftiger Herr, Wilhelm VI., wegen Mitschuld an diesem Verbrechen zeitweilig aus dem Lande verbannt war, sowie dass eine ganze Anzahl flüchtiger Edelen aus demselben Grunde ihre Besitzungen einbüsste und für vogelfrei erklärt wurde. Er sah, wie Wilhelm VI. sein einziges rechtmässiges Kind dem Sohne einer französischen Königin vermählte, welche zugleich Ehebrecherin und Mörderin war. Er erlebte es, dass der grausame Unterdrücker eines lütticher Aufstandes, Herzog Johann von Baiern, nach dem Tode von Wilhelm die Rechte Jakoba's schamlos zertrat, sich mit Philipp von Burgund gegen das Kind seines Bruders verbündete und, seine bischöfliche Würde mit Schmach bedeckend, Nordniederland in Feuer und Flammen setzte. Mit einem Worte, Potter war ein Gast bei der Bluthochzeit jener berüchtigten niederländischen Bürgerkriege, als Kabeljaus und Hoeks einander mit der Wuth ausgehungerter Hunde zerfleischten.

Gewiss genügt ein Blick in Dante, Petrarka oder Bocaccio, um von allen schönen Träumen inbetreff der öffentlichen Moral in dem Italien des 13. und 14. Jahrhunderts zu genesen. Je näher von Rom um so mehr schienen die Laster der alten wie der neueren Zeit vereint das Leben zu beherrschen. Gleichwohl scheint uns Potter die nationale Eigenliebe zu übertreiben. Beseelt von unbewusstem Rassenhass versichert er, dass die Italiener — er nennt sie schmutzige Hunde, Verräther, Lügner, Räuber — sich durch ihre schlechten Sitten den Zorn des Himmels zugezogen hätten. Demzufolge sei ihnen der Bürgerkrieg zur zweiten Natur geworden, herrsche bei ihnen tagtäglich Krieg und Streit, vertreibe in stetigem Wechsel die eine Partei die andere.[75] Genau dieselbe wüste Grausamkeit und Zügellosigkeit herrschten dazumal in Niederland. Potter schilderte und erlebte sie, ohne sie wiederzuerkennen.

14.

Ungeachtet dieser Abneigung gegen die Italiener entlehnt Potter seine besten Erzählungen Bocaccio oder dessen französischen

Gewährsmännern. So lange er die Metamorphosen oder Heroiden des Ovid übersetzt und versificirt, findet er selten eine glückliche Form oder einen treffenden Ausdruck. Beseelt ihn dagegen sein moderner italienischer Vorgänger, so fliesst das träge Blut seiner Phantasie und Sprache schneller. Und auch wenn er aus mittelalterlichen, nichtitalienischen, Quellen schöpft, z. B. aus dem Roman von Tristan und Isolde, hebt er Züge hervor, die mehr von italienischer Untugend als von niederländischer Ehrbarkeit zeugen. [76]

Hinsichtlich der äusseren Form steht Potter hinter Chaucer und Bocaccio zurück. Chaucer's Canterbury-Geschichten sind, wiewohl ausnahmslos sei es direkt sei es indirekt Bocaccio entlehnt, in geistvoller Weise mit einander verknüpft und erinnern ungeachtet ihres mittelalterlichen Gewandes an den organischen Zusammenhang eines modernen englischen Sittenromans. Bei Bocaccio selbst ist das Band weit loser. Seine florentiner Damen und Herren erzählen der Reihe nach eine kürzere oder längere Geschichte, welche eine kleine moralische Betrachtung einleitet oder abschliesst; mitunter nimmt auch der Verfasser selbst das Wort zu einer kurzen Selbstvertheidigung. Nur Titel und Vorrede, jene berühmte Schilderung der Pest von Florenz, lassen die zehnmal zehn Erzählungen als zusammengehörig erscheinen. Im *Lauf der Minne* ist der Verfasser selbst der einzige Erzähler. Anstatt jeder anderen Fiktion berichtet er zu Beginn über eine Erscheinung der Venus, welche ihm, wie er nicht übel ausführt, in Rom zu Theil geworden sei: die Göttin habe ihm befohlen, die Geschicke der von ihr beschützten menschlichen Leidenschaft zu besingen. Er kommt dem Befehle nach und unterbreitet sein Gedicht dem Urtheil seiner hochmögenden Freundin im Haag. [77]

Er führt auch dann allein das Wort, wenn er seine Gewährsmänner nennt, welchen er den Stoff entlehnt. Er unterscheidet zwar die leidenschaftliche, unnatürliche, erlaubte und reine Liebe und theilt dementsprechend sein Werk in vier Bücher, doch behandelt er im Grunde stets denselben Gegenstand, selbst wenn er innerhalb der erlaubten Liebe oder Galanterie wiederum vier Grade unterscheidet: auf der Strasse, im Garten, im Zimmer, Stuhl an Stuhl. Jede Abtheilung enthält zehn bis fünfzehn Erzählungen, welche wie Perlen an der Schnur aneinandergereiht und zum grössten Theil dem Ovid entlehnt sind. Doch sind

natürlich die nichtklassischen Geschichten für das Verständniss des Zeitalters die wichtigsten.

Von diesen spielen wiederum die meisten ausserhalb der Niederlande, in Italien und Spanien, Oesterreich und Frankreich, Rom und Paris, je nach den Vorlagen, welche Potter mehr oder minder getreu benutzte. Die wenigen Erzählungen dagegen, deren Schauplatz die Niederlande bilden, stechen durch den Mangel an Phantasie recht ungünstig von jenen ab. Bei ganz gleicher moralischer und sittlicher Qualität entbehren sie des Frohsinns, an die Stelle der Tragik tritt die Schwermuth.

Potter schildert uns den historisch halbwegs beglaubigten Mord, den ein Graf von Clermont gelegentlich eines von ihm veranstalteten Turniers an dem Grafen Floris von Holland lediglich deshalb verübte, weil seine Gemahlin sich in seiner Gegenwart eine schmeichelhafte Bemerkung über das Aeussere des Holländers erlaubte. [78] Er berichtet von einer Genterin aus guter Familie, welche ihrem Manne in einem übelberufenen Hause nachspürte und zur Strafe für diese Unvorsichtigkeit selbst wie eine Angehörige dieses Hauses behandelt wurde. [79] Er erzählt uns, wie eine Bürgersfrau in Schiedam bitter betrogen wurde, als sie ihrem Manne einen Streich spielen wollte, weil er der Dienstmagd unehrbare Anträge gemacht hatte. [80] Die Erinnerung an diesen Vorfall sei noch frisch, versichert er, und führt den Gassenhauer an, der ihn behandele.

Man sieht, diese nationalen Erinnerungen nähern sich bedenklich der Plumpheit des altniederländischen Possenspieles. Weit glücklicher ist Potter, wenn er die antiken Geschichten von den Danaiden oder Procris [81], am glücklichsten, wenn er unter dem Namen der Lympiose die mittelalterliche und unsterbliche Sage der Griseldis in Verse bringt. [82] Gleichwie diese die Gallerie des Dekamerone würdig beschliesst und in den Canterbury-Geschichten einen Ehrenplatz einnimmt, so hat auch der niederländische Bearbeiter den mittelalterlichen Lobgesang auf die Allmacht der weiblichen Demuth in ansprechender Weise wiedergegeben.

15.

Die tiefe Kluft zwischen Dirk Potter und Thomas von Kempen wird durch die Persönlichkeit und Werke des Heinrich Mande überbrückt, dessen genauere Bekanntschaft wir den Forschungen der neueren niederländischen Kirchenhistoriker verdanken. [83]

Mande mag etwa zwanzig Jahre älter als Thomas, zehn Jahre älter als Dirk gewesen sein und bekleidete zu Beginn dasselbe Amt, welches Potter nach ihm inne hatte. Bis 1395 lebte er im Haag als Geheimschreiber Wilhelm's VI., des damaligen Grafen von Ostervant. Dann aber gab er sein Amt auf, wiewohl seine Brauchbarkeit und Beliebtheit bezeugt sind und andrerseits der Aufenthalt an einem Hofe, der wenige Jahre später die Verse von Potter freudig aufnahm, ihm bei seiner Empfänglichkeit für Literatur und Kunst nur erwünscht sein konnte. Die ersten Prediger des beschaulichen Lebens, Gerhard Groote und Florenz Radewyns, hatten ihn gewonnen, der Geist der *Nachfolge* ihn ergriffen, er brach mit der Welt, trat in das Bruderhaus zu Deventer ein und siedelte bald darauf nach dem Augustinerkloster Windesheim bei Zwolle über, in die Nähe der Zelle auf dem S. Agnetenberge, welche Thomas beherbergte. Jener Winkel unseres Landes war dazumal der Mittelpunkt eines frisch aufblühenden klösterlichen Lebens, von ihm ging auch alsbald die Neugestaltung des Schulunterrichtes aus, in ihm stand die Wiege unserer Renaissance.

Hier wandelte sich auch Mande aus einem höfischen Beamten, der in der gleichen sittlichen Atmosphäre wie Potter aufgewachsen war, in einen Asketen, der bald in dem Rufe stand, es in dem beschaulichen Leben weiter gebracht zu haben als andere. Wir besitzen von ihm einige Schriften, welche, in der niederländischen Prosa des Johann Ruisbroek geschrieben, genau wie Bonaventura's Betrachtungen über das Leben Christi drei Stationen des geistlichen Lebens schildern und zu jeder Station die drei oder mehr Hindernisse angeben, welche sich dem Erdenpilger entgegenstellen. Mande galt in seiner neuen Umgebung bald für einen Seher, sogar Wunder wurden von ihm berichtet. [84]

Seine Visionen haben indessen seine Lieblingsstudien mit Feder und Pinsel nicht beeinträchtigt. Jüngere Zeitgenossen räumten ihm einen Ehrenplatz ein unter den Künstlern des windes-

heimer Klosters und versichern, dass er von Niemand als Kalligraph, Zeichner und Illuminator übertroffen worden sei.[85] Leider hat sich keine einzige Probe seines Talents erhalten, so dass die Geschichte der nordniederländischen Malerei mit den Angaben seiner Freunde sich begnügen muss.

Ebenso ist zu beklagen, dass wir seine niederländische Prosa, die ihm in gewisser Hinsicht einen höheren Platz verschafft als dem nur Latein schreibenden Thomas von Kempen, nur aus theologischen Tractaten kennen lernen. Seine Phantasie reicht nicht weit, er erschöpft sein Talent in Allegorien. Das merkwürdigste unter seinen drei Erbauungsbüchern ergeht sich ausschliesslich in Bildern und spinnt den biblischen Gedanken, dass die menschliche Seele eine Wohnung Gottes sei, bis in die kleinsten Einzelheiten aus. Die Wohnung müsse dem hohen Range des Besuchers entsprechend stets sorgfältig rein gehalten werden und zwar in all ihren Räumen, Schlaf- und Wohnzimmer, Küche und Garten und so fort.[86] Man würde laut auflachen, wenn nicht das Streben nach sittlicher Reinheit, welches die Blätter erfüllt, Ehrfurcht einflösste. Angesichts dieser Geschmacklosigkeiten fällt es auf, dass Mande das biblische Hohelied, dem er seine Allegorie der Seelenwohnung grösstentheils entlehnt[87], wiederholt richtig als das Buch der Liebe *(Minnenboec)* bezeichnet, gleichsam als wäre ihm der Lauf der Liebe *(Minnenloep)* von Potter bekannt gewesen. Mande überlebte Potter um drei Jahre; er starb 1431 in der Nähe von Beverwijk, wo er das Kloster Sion gestiftet hatte.

Vergleichen wir Potter mit Mande und Thomas von Kempen, so erscheint er uns als Heide. Bis an sein Ende huldigt er der Moral einer säcularisirten Tartufferie, auf jeder Seite seines Werkes empfiehlt er nachdrücklich die Bewahrung des Scheines der Tugend, überall beschönigt er auch den schlechtesten Lebenswandel, wenn nur der gute Name äusserlich erhalten bleibt. Er verzweifelt offenbar an der Möglichkeit einer mehr oder minder idealen Sittlichkeit. — Bedenken wir jedoch, dass Potter auch Erzählungen wie die der Griseldis-Lympiose bringt, dass er dieses Muster weiblicher Tugend höchlichst bewundert, dann verschwimmt in der Praxis die scharfe Grenzlinie zwischen ihm und den Frommen. Die opferfreudige Selbsterniedrigung der Griseldis zu den Füssen ihres hochgebornen Gemahls entspricht an Erhabenheit im allgemeinen der des Christen am Fusse des Kreuzes, wie sie Mande

in seiner Seelenwohnung, Thomas in seiner Nachfolge empfiehlt. An diesem Punkte begegnen sich die zwei feindlichen Welten, die höfische im Haag und die klösterliche in Zwolle: Heidenthum und Christenthum.

Hätte jeder Berührungspunkt gefehlt, wäre die Moral des weltlichen Buches der Liebe in allem die Moral der Wirklichkeit gewesen, so hätte die von Potter geschilderte niederländische Gesellschaft kein neues Geschlecht zu erzeugen vermocht. Unbeeinflusst durch das Salz des staatlichen, wissenschaftlichen oder dichterischen Genius, ungenügend beschirmt durch die Mystik der Klosterzelle, hätte sie an ihrer eigenen sittlichen Gesetzlosigkeit zu Grunde gehen müssen.

Viertes Buch.

Sechzehntes Jahrhundert. — Erasmus.

1.

Jüngst ist behauptet worden, es sei nicht zu berechnen, wie viel die Welt, wie viel die sittliche und religiöse Kultur von Europa Erasmus verdanke; wollte man seine Persönlichkeit ausstreichen, so würde die Geschichte jener Kultur eine fühlbare Lücke aufweisen. [1]

Gewiss wird man dieser Behauptung gern zustimmen, nur ist dabei zu beachten, dass wohl ein Jeder dem Ausspruche einen anderen Sinn beilegen wird je nach der verschiedenen Bedeutung welche der Einzelne denselben Worten beimisst. Schwerer ist es bereits, wenn man die durch die Entfernung des Erasmus aus der Geschichte entstehende Lücke genauer umschreiben oder mit anderen Worten, wenn man den ihm in der Geschichte gebührenden Platz bezeichnen will. Es ist dabei verschiedenes zu berücksichtigen: der Aufschwung, den der Unterricht in den Niederlanden unter dem Einfluss des Erasmus genommen; seine Stellung zu dem politisch-religiösen Kampfe seiner Zeit; die Verlegung des Mittelpunktes der höheren europäischen Bildung von Paris nach Rom zufolge der Wiederbelebung des klassischen Alterthums in Italien. [2]

Im Mittelalter kannten die tonangebenden Geister in Europa, soweit sie sich nicht blos auf ihre eigenen Gedanken beschränkten, kein anderes Ideal als das halb hebräische oder jüdisch-christliche der Bibel. Die Folge war jener einseitige kirchliche oder theologische Zug, der das mittelalterliche Denken, die mittelalterliche Phantasie, die mittelalterliche Kunst kennzeichnet. Die

ursprünglich ehrenvolle Bezeichnung „gothisch“ erhielt den Nebensinn der abergläubischen Beschränktheit. Das Bedürfniss nach einem neuen Ideal tauchte auf und in ungesuchter Weise sorgten die Zeitereignisse für dessen Befriedigung.

Aehnlich wie im Zeitalter der Kreuzzüge öffneten sich zum zweiten Male die Pforten des Orients, doch nicht die von Jerusalem, — diese Wiege des Christenthums hatte ihre Aufgabe für den Occident erfüllt — sondern die von Konstantinopel. Von den Türken vertrieben, entwichen die Erben der Griechen und Oströmer in Schaaren nach Italien und erweckten hier durch ihre mitgebrachten Kunstwerke und Handschriften die Erinnerung an eine sei es in Vergessenheit gerathene sei es als satanisch verworfene Kultur zu neuem Leben. Die Vielseitigkeit, Unabhängigkeit und Vollendung derselben wirkte auf den verdorrten Westen wie ein erfrischendes Bad oder ein leichter Rausch. Man überzeugte sich, dass man bisher aus Unkenntniss und unter dem Einfluss von kirchlichen Vorurtheilen das Alterthum verkannt hatte und anstatt, wie man glaubte, eine höhere Stufe der Bildung erreicht zu haben, weit zurückgeschritten war. Das neue Licht drang alsbald aus den Studierstuben der Fachmänner mit Hilfe der Buchdruckerkunst und der Schulen unter die lernbegierige Menge, das Studium des Alterthums wurde ein Kultus, der sich dem christlichen nebenbuhlerisch an die Seite stellte.[3]

Petrarka war für Südeuropa, Erasmus an anderthalbhundert Jahre später für Nordeuropa der Herold dieser Verjüngungskur. Die Sehnsucht nach der Freiheit, welche den jungen Mönch vorwärts trieb, entsprang dem Vorgefühl, dass er als Bahnbrecher zu wirken bestimmt war. Später in seinem Alter stand diese dem Jüngling unbewusste Lebensaufgabe ihm deutlicher vor der Seele und ohne Selbstüberhebung durfte er behaupten, sie stets im Auge behalten zu haben.

„In allen meinen Schriften,“ schrieb er als Sechziger 1527 zu seiner Rechtfertigung an einen Zeitgenossen, „wirst Du mich stets dasselbe éine Ziel verfolgen sehen. Laut erhebe ich meine Stimme gegen die Kriege, die seit Jahr und Tag die gesammte Christenheit durchwühlen; die menschlichen Thorheiten rüge ich wo immer ich ihnen begegne; eine Welt, die in halbjüdische Ceremonien versunken, suche ich für ein reineres Christenthum zu gewinnen; das Studium der neuauflebenden alten Sprachen be-

fördere ich nach Kräften und lehre zugleich die früher nahezu heidnisch gewordenen schönen Wissenschaften mit christlichem Geiste erfüllen.“ [4]

Erasmus schöpfte aus derselben Quelle, welche sich den Italienern erschlossen, aber er war sich bewusst, dass der Strom der Renaissance für die Völker des Nordens eine andere Richtung einschlagen müsse, dass er hier weder der Kirche feindlich noch ihr gleichgültig nebenher, sondern vielmehr in demselben Bette mit jener fliessen müsse.

Dieses lebendige und instinktive Bewusstsein erklärt nicht zum mindesten den ungemeinen Einfluss, den Erasmus wie auf einen grossen Theil seiner Zeitgenossen so auch auf die Niederlande ausgeübt hat. Als es sich zu Anfang unseres Jahrhunderts um die Regelung des Verhältnisses von Frankreich zur katholischen Kirche handelte, soll Napoleon geäussert haben: *la France est de la religion de Voltaire.* Die Niederlande waren katholisch und wurden reformirt, als aber die revolutionäre Bewegung, welche dem Protestantismus bei uns zum Siege verhalf, sich erschöpft hatte und der eigentliche Charakter des Volkes wieder zur Geltung gelangte, da zeigte es sich, dass die Vertreter der niederländischen Kultur sich auf die Seite des Rotterdamers stellten. Trotz der reformirten Staatskirche und des heidelberger Katechismus lässt sich die allgemeine Denkweise der Holländer mit den Worten bezeichnen: *la Hollande est de la religion d'Érasme.*

2.

Erasmus blieb dem Christenthum, aus dem er hervorgegangen, treu, doch strebte er darum nichtsdestoweniger nach der näheren Bekanntschaft mit der schöneren und weiteren Welt, deren Erscheinungen bereits den jungen Mönch in der Zelle beunruhigt und alsbald mit Abneigung gegen die früher verherrlichte Einsamkeit und Weltentsagung erfüllt hatten. Die Zeiten waren nicht dazu geeignet, einen Geist wie den seinen Befriedigung finden zu lassen binnen den vier Mauern eines südholländischen Klosters in einem kleinen Provincialstädtchen. Und fasst man die Bedeutung der Ereignisse ins Auge, so hat sich selten so viel wichtiges in Europa begeben als in den Jahren 1490 — 1520, in welche die mittlere Lebenszeit des Erasmus fällt. Fast jedes Jahr brachte

etwas neues und gar manches von diesem neuen wurde hinterdrein zu den unvergänglichen Denkmälern unserer Kultur gerechnet. [5]

Das Verharren von Erasmus im römisch-katholischen Glauben, auch nachdem sein Klostergelübde gelöst war und er die Mönchskutte mit dem Doktorhut und Talar vertauscht hatte; sein Bruch mit Luther und den Lutheranern, nachdem er ihnen anfangs zugestimmt und zugejauchzt; seine wiederholten eindringlichen Schriften gegen die Ausschreitungen der neuen Lehre, — alle diese allgemein bekannten Thatsachen aus seinem Leben bezeugen, dass er den Protestantismus und dessen Entwicklung als ein Unglück für Europa betrachtete. Obgleich ein Freund der Reform, war er ein Feind jeder Spaltung und nichts schädigte in seinen Augen so sehr die materielle Wohlfahrt der Völker, nichts hielt den allgemeinen Fortschritt so sehr auf als das Treiben von Luther und den Seinigen. Will man ihn gerecht beurtheilen, so muss man diese Auffassung in Rechnung stellen.

Luther war überzeugt im Sinne der Vorsehung zu handeln und Europa einen ausserordentlichen Dienst zu leisten, als er neben und im Gegensatz zur katholischen Kirche eine neue stiftete. Der Vorwurf, dass seine Berufung auf die Bibel zu nichts anderem führe als den römischen Papst durch einen von Papier und die lebendige Ueberlieferung durch den todten Buchstaben zu ersetzen, war ihm gleichgültig und ebensowenig störte ihn die Thatsache, dass Rom gegenüber alle Ketzer das gleiche Existenzrecht besassen, mithin den Anabaptisten, Zwinglianern, Anglikanern und wie die Sekten alle hiessen, nicht zugemuthet werden konnte, sich den Lutheranern zu unterwerfen. Aus voller Ueberzeugung hat er die Andersdenkenden unter seinen eigenen Anhängern selbst mit Gewalt zu seinen Anschauungen zu bekehren gesucht und den Religionskrieg über sein Vaterland heraufbeschworen auf die Gefahr hin, Deutschland verwüstet und auf lange hin lahmgelegt zu sehen. Ihm schienen diese bösen Folgen — böse zufolge der Bosheit der Menschen — unvermeidlich zu sein und sie erregten darum in ihm keinerlei Zweifel an dem Göttlichen, das seinem inneren Drange innewohne und ihn selbst in seinen Augen zu einem Werkzeug des himmlischen Rathschlusses machte. Der Fatalist konnte gar nicht anders; nicht er trieb den Zeitgeist an, sondern der Zeitgeist ihn. Der mittelalterliche Baalstempel musste über

den Häuptern der Götzendiener zusammenstürzen und es bedurfte eines gehorsamen blinden Simson, um die Säulen einzureissen.

Erasmus, ein Mann des freien Willens, sah die Nothwendigkeit dieser Gewaltthätigkeiten nicht ein. Nach seiner Meinung war dasselbe Ziel auch auf einem anderen minder revolutionären Wege zu erreichen. Auch sein Ideal war ein gereinigtes Christenthum, gereinigt von dem was er jüdische Zuthaten nannte, welche das Papstthum mit Unrecht herübergenommen habe. Er glaubte überdies die Menschen zu gut zu kennen, als dass er hätte die Ansicht gewinnen können, der Uebertritt zum Lutherthum genüge, um sie bessere Christen werden zu lassen. Nach ihm gehörte ein gewisses Mass von Unverstand oder Thorheit zum Wesen der menschlichen Natur und er sah voraus, dass die Protestanten über kurz oder lang die Verkehrtheiten der Katholiken nachahmen oder wiederholen würden. Für ihn war Protestantsein gleichbedeutend mit Protesteinlegen gegen Dummheit und Unwissenheit wie gegen Roheit und Barbarei in den Sitten sowohl als in der Literatur. Sein wie aller anderen Glaube sollte damit nichts zu schaffen haben. Auch der Humanist konnte nicht anders.

Wir nehmen heutzutage an diesem Conflikt nur geringen Antheil und würden am liebsten, wenn wir uns zwischen Luther und Erasmus entscheiden müssten, beiden Theilen den Rücken wenden. Jene Reform der katholischen Kirche innerhalb der Kirche, welche Erasmus wünschte, verlangte nicht einen gesetzten Stubengelehrten, der stets die Nase in den Büchern hatte, sondern einen thatkräftigen Loyola, der in seiner Art ebenso fanatisch und unternehmend war wie Luther. Nur die streitende Gesellschaft Jesu konnte dem streitenden Protestantismus das Gegengewicht halten. Nicht Erasmus sondern Loyola verdankt die römische Kirche sowohl die Läuterung ihrer Geistlichkeit in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts als auch die Widerstandsfähigkeit, welche sie heute noch zu entwickeln vermag.[6]

Die Folgezeit hat Luther Recht gegeben. Die Reinigung des europäischen Augiasstalles bedurfte in jenen Tagen eines Herkules und mit stets erneutem Wohlgefallen sehen wir seine herkulische Gestalt in der Epoche, die er beherrschte, hervorragen: ein deutscher Thomas von Aquino mit noch breiteren Schultern und jovialerem Antlitz. Alles, was Luther verbrochen haben mag, das hat er, so zu sagen, im Auftrage einer zahllosen Schaar von Zeitgenossen

und Landsleuten verbrochen. Hat er sein Vaterland in vielfacher Hinsicht und auf geraume Zeit unglücklich gemacht, so dass Deutschland erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wieder zu den tonangebenden Völkern von Europa zählte, so haben viele deutsche Fürsten und deutsche Unterthanen es selbst so gewollt und der Schade wurde seit Friedrich dem Grossen mehr als eingeholt. [7]

Aber auch Erasmus ist zum Theil freizusprechen. Es gereicht ihm zur Ehre, dass er, der in vieler Hinsicht dasselbe wie Luther erstrebte, sich durch die Neuheit der Bewegung nicht mit fortreissen liess und das Kleinliche in derselben so rasch durchschaute. Diesem Umstande verdankt er es, dass wir von ihm mehr als von Luther halten und uns besser mit ihm abzufinden vermögen.

Der deutsche Kirchenreformator und seine Stiftung gehören einer abgeschlossenen geschichtlichen Periode an. Das Gute im lutherischen Bekenntniss findet sich jetzt auch bei den anderen protestantischen Sekten und in gleicher Weise beim Papstthum. Das Lutherthum besitzt keine besondere Eigenthümlichkeit mehr, es besitzt nichts, was es als eigengeartete Blüthe mit eigenem Stiel am Baume der europäischen Kultur kennzeichnete. Die Schriften von Luther gehören jetzt zur christlichen Erbauungsliteratur ohne Unterschied der Jahrhunderte und Bekenntnisse; sie athmen ausnahmelos den biblisch oder hebräisch gestimmten Geist des Urchristenthums und christlichen Mittelalters. Nur die *Tischgespräche* tragen für uns noch den Stempel des Zeitalters. Der Einfluss, den Luther immer noch durch seine Sprache ausübt, bleibt auf Deutschland beschränkt, während eine Wirkung seiner Ideen, woran er keinen Ueberfluss hatte, ausserhalb des Kreises der Anhänger seines Bekenntnisses nicht mehr wahrnehmbar ist.

Erasmus dagegen ist in mancher Hinsicht jung geblieben, ja selbst das Veraltete in ihm enthält ein Element, welches sich den heutigen Zuständen anpasst. In religiöser Hinsicht würde er sich heute am meisten von der ethisch-irenischen Richtung des Nikolaus Beets angezogen fühlen, doch würden auch die Männer der Naturwissenschaft von ihm nach Gebühr gewürdigt werden. Er war in hohem Masse, was die Franzosen *un esprit ouvert* nennen und hätte sich in jedem für Kunst, Wissenschaft und Literatur empfänglichen Zeitalter wohlgefühlt.

3.

Das Wohlgefallen an séinem Jahrhundert wurde Erasmus zum grossen Theile vergällt durch die abscheulichen Zwiste, welche die neue Lehre unter seinen Augen erzeugte und nährte. Das waren allerdings nicht die Früchte, die er von seinem vergnüglichen Spott über die Mönche, von seinem Tadel der Fürsten und Könige, von seinem absprechenden Urtheil über die mittelalterliche Gesellschaftsordnung, von seiner Empfehlung des unabhängigen Studiums des Alterthums erwartet hatte. Das hiess neue Barbareien auf die alten häufen, anstatt einen Fortschritt wecken; das war ein Herausfordern der Grausamkeit der Gewalthaber durch die Leidenschaftlichkeit der Opfer, das hiess Feuer durch Feuer heilen, während die Menschheit nach ruhiger Genesung verlangte.

Erasmus erlebte die Verkündigung der ersten Blutplakate, welche im Namen Karl V. gegen die Anabaptisten und Sakramentisten in den nordniederländischen Provinzen erlassen wurden, und auch die Kunde von so mancher Bestrafung der Ketzer in Amsterdam und Haarlem, Veere und Middelburg ist bis zu ihm gedrungen. Im Juni 1528 wurde David Joris von Delft bei Strafe des Verlustes seiner halben Zunge zu öffentlicher Busse verurtheilt, weil er eine Procession in der neuen Kirche öffentlich eine Gotteslästerung genannt hatte.[8] Am 10. Juli 1525 wurde in Utrecht an Wilhelm Dirks, am 15. September im Haag an Jan de Bakker die Todesstrafe vollzogen. Die Statthalterin Margaretha war dazu eigens aus Brüssel herbeigeeilt, vier Geistliche waren ihr vorausgegangen. Aus allen Theilen des Landes wurden die der Ketzerei Verdächtigen nach dem Haag gebracht und in dem späteren Lotteriesaal des Binnenhofes eröffnete der niederländische Inquisitionsrath seine Sitzungen. Hier wurde der Process gegen Jan de Bakker geführt und dieser zum Scheiterhaufen verurtheilt.

In demselben Hofe, auf dem hundert Jahre später Oldenbarnevelt enthauptet werden sollte, war ein Gerüste errichtet und auf drei Seiten mit Bänken umstellt. An der vierten stand ein Altar, in der Mitte eine Kanzel. Vorsitzer wie Richter waren Niederländer. Auf diesen Platz wurde Jan de Bakker im Priesterornate geführt, einen Kelch in der Hand, den er auf den Altar niedersetzen sollte. Ein Franciskaner bestieg die Kanzel und

zählte zum Schlusse seiner Bussrede die lutherischen Ketzereien auf; ein utrechter Weihbischof entkleidete hierauf den Schuldigen seines Priestergewandes, Gerichtsdiener setzten ihm statt dessen eine gelbe Narrenkappe auf das Haupt, zogen ihm ein gelbes Kleid an, welches zu kurz geschnitten war, damit er zugleich abscheulich und lächerlich erscheine, und nachdem sich die Geistlichen entfernt, verkündete der Gerichtsschreiber das Urtheil. Auf dem Wege von dem Binnenhof nach der Gerichtsstätte stimmte der unfreiwillige Märtyrer das Tedeum an und alsbald fielen seine Mitschuldigen, die im Gefängniss ihrer Verurtheilung harrten, in den Gesang ein. Angelangt am Richtplatz wurde Bakker an einen Pfahl gebunden, der den Holzstoss überragte, und in demselben Augenblicke, da ihm der Strick langsam die Kehle zuschnürte, entzündete ein brennender Strohwisch ein Säckchen mit Pulver, welches auf seiner Brust befestigt war. [9]

4.

Dieses eine Blatt aus der Geschichte der Glaubensverfolgung im 16. Jahrhundert lässt mühelos das Uebrige vermuthen, und die Erinnerung an den kurzen Wahnsinn der Wiedertäufer in Münster würde unnöthig sein, wenn nicht Landsleute und jüngere Zeitgenossen von Erasmus bei dem blutigen Schauspiel eine solch hervorragende Rolle ausgefüllt und es Einem derselben beinahe gelungen wäre, die münsterische Bewegung nach Amsterdam zu verpflanzen.

Der amsterdamer Wiedertäuferaufruhr von 1535 gewährt ein merkwürdiges Beispiel für die vielen religiösen Ausschreitungen jener Zeit. Die Leute wollten weniger ein Dogma oder einen Ritus verbreiten als Städte erobern, eine neue Gesellschaft bilden und ein Gottesreich im praktischen Sinne des Wortes errichten, welches beherrscht werden sollte von einem allgemeinen König von Zion, der in der linken Hand das alte Testament, in der rechten ein Schwert trüge, dazu bestimmt, allen Andersdenkenden das Haupt vor die Füsse zu legen. Nicht nur die Katholiken, sondern auch und vor allem die Protestanten haben diese Anabaptisten und sonstigen Ketzer, welche ähnliche socialdemokratische Tendenzen zur Schau trugen, blutig verfolgt. Zu Tausenden wurden sie ertränkt, verbrannt, enthauptet, aufgehängt, geviertheilt oder wie tolle Hunde todt-

geschlagen und zwar sowohl auf Andringen wie mit Zustimmung von Luther. Der Protestantismus, so schien es, sah in diesem Treiben erschreckt seine eigenen Ideen sich in That und Unthat umsetzen und beeilte sich, den Auswuchs mit dem Beile abzuhauen, damit er ebenso schnell wieder verschwände wie er aufgetaucht war.[10]

Jan van Leiden hatte als König von Zion Jakob von Kampen in Münster zum Bischof von Amsterdam ernannt und es dauerte nicht lange, so wimmelte Amsterdam von Wiedertäufern, welche eine Ueberrumpelung der Stadt und die Errichtung eines Gottesreiches wie in Münster planten. Unbekleidete Männer und Frauen, Sinnbilder der nackten Wahrheit und lebendige Proteste gegen den Lügengeist des Jahrhunderts, liefen drohend und die himmlischen Strafen verkündend durch die Strassen: sie wurden ergriffen und getödtet. Andere gedachten am Abend des 10. Mai das Rathhaus zu überrumpeln, hatten Kanonen erworben und zählten unter den Bürgern eine grosse Menge geheimer Anhänger. Ein zufälliges Zusammentreffen verschiedener Umstände liess indessen nur Wenige an die Ausführung des Anschlags gehen und diese wurden noch rechtzeitig durch die Stadtmiliz und eine Abtheilung eiligst angeworbener Miethsoldaten überwältigt. Alle bewaffneten Wiedertäufer wurden niedergemacht; einzelne, welche durch die Flucht entkommen, verfielen dafür dem Henker.

Auch Jakob von Kampen, der sich eine Zeitlang verborgen zu halten wusste, wurde schliesslich aufgespürt, hatte doch der Rath von Amsterdam jeden mit dem Tode bedroht, der das Versteck des Bischofs kenne und nicht angäbe. Er wurde zunächst auf zwei Stunden an den Pranger gestellt, auf dem Haupte eine zweihörnige Mitra von Blech, bemalt mit dem Wappen der Stadt. Dann wurde ihm die Zunge aus dem Halse gerissen, die rechte Hand und der Kopf mit einem Schlächtermesser abgehauen und auf dem harlemer Thor aufgepflanzt, der Körper verbrannt.

In demselben Jahre wurden etwas später auch in Leiden, Hoorn, Utrecht und an anderen Orten verschiedene Wiedertäufer, welche ähnlicher aufrührerischer Pläne verdächtig oder überführt waren, hingerichtet, und die Strenge, mit der man einschritt, brachte es zuwege, dass der Wahn von der Errichtung eines neuen Gottesreiches auf Erden alsbald wieder verschwand.[11]

Erasmus hat diese Ereignisse nur um ein Jahr überlebt;

aber er wartete sein Ende nicht ab, um sein Urtheil über den jammervollen Zustand auszusprechen.

Auf der einen Seite die unter Karl V. blühenden Niederlande, deren mehr als dreihundert Städte und über sechstausend Dörfer sich eines allgemeinen Gedeihens erfreuten. Neben Handel und Industrie entwickelten sich die Künste und nach dem Zeugniss von Zeitgenossen fanden sich Viele „in allen Wissenschaften geschickt“, befassten selbst „gemeine Leute“ sich einigermassen mit Studien, „konnten fast alle, sogar Bauern und Landleute mindestens lesen und schreiben“, gab es manche, „welche niemals ausser Landes gewesen, dennoch aber Deutsch, Englisch, Italienisch und andere fremde Sprachen verstanden, ganz abgesehen von dem Französischen, dessen Kenntniss allgemein verbreitet war“.[12]

Auf der anderen Seite das blinde Wüthen der durch Luther entfesselten politisch-theologischen Leidenschaften, welche den häuslichen Frieden, den freundschaftlichen Verkehr, die guten Beziehungen der Völker und die gesammte neue europäische Kultur in ihrem Entstehen auf allen Gebieten mit dem Untergang bedrohten. An die Stelle des grünen Baumes des Lebens wurden Galgen errichtet, an die Stelle der Freudenfeuer des Dankes Holzstösse für Menschenopfer entzündet.

Erasmus besass kein Verständniss für das unvermeidlich Tragische in den Geschicken von Völkern und Erdtheilen, doch empfand er tief und richtig den relativen Fluch des Protestantismus. Und es war kein rednerisches Wortgefecht, kein in die Luft Schlagen mit Worten, wenn er 1529, sieben Jahre vor seinem Tode, einem Anhänger der Reformation schrieb: „Betrachte die Evangelischen genau und sieh zu, ob sie weniger dem Wohlleben, der Wollust, der Geldgier fröhnen als Andere, die Ihr verurtheilt. Zeige mir einen Prasser, den das Evangelium mässig, einen Grausamen, den es sanftmüthig, einen Räuber, den es mildthätig gemacht, eine Lästerzunge, die es zum Segnen gebracht, einen Lüderlichen, den es zum ehrlichen Wandel bewogen hat.“[13]

Der Protestantismus war eine von jenen Krisen im Wachsthum der europäischen Völker, welche Niemand aufzuhalten vermag. Dennoch durfte Erasmus mit Recht fragen, um wie viel besser und weiser ist die Welt dadurch geworden? Wir Jetztlebende sind dem Wissensdrange des Erasmus höher verpflichtet als dem Glauben von Luther.

5.

Dem Zeitalter der Religionsverfolgung war in den Niederlanden eine Periode rein politischer innerer Zwietracht vorausgegangen, welche gleichfalls unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Ein volles halbes Jahrhundert hindurch bekämpfte Karl von Egmond das Haus Oesterreich und erst Karl V. glückte es, dem unerhörten Unfug ein Ende zu bereiten.

Ein kurzer Hinweis wird genügen, um den Schaden anzudeuten, den der Herzog von Geldern den höheren Interessen der Niederlande zufügte und zugleich die Langsamkeit des Fortschritts zu erklären, den die neueren Wissenschaften in unserm Lande zu Beginn des 16. Jahrhunderts machten.

In Alkmar bestand 1517 eine blühende Schule für höheren Unterricht, welche ein brutaler Gewaltakt des Karl von Egmond völlig zerstörte, wiewohl der Vorsteher der Schule, der Rektor Johann Murmellius, aus Roermond stammte und ein Unterthan des Herzogs war. Dieser Murmellius gehört zu jenen Schulmännern, welche eifrig mitwirkten, um den von Erasmus angestrebten gründlichen Unterricht in den alten Sprachen in den Niederlanden einzubürgern, und obgleich er im Vergleich mit dem um zehn bis zwölf Jahr älteren Zeitgenossen in jeder Hinsicht ein Mann zweiten Ranges war, verdient er doch die Beachtung, welche man ihm in jüngster Zeit aufs neue geschenkt hat.[14]

Es waren die Jahre, welche jener Vereinigung der gesammten niederländischen Provinzen unter Karl V. unmittelbar vorhergingen, von der die Historiker mit Recht die Vollendung des niederländischen Staates herschreiben.[15] Noch gab es freilich vieles zu thun und vieles aus dem Wege zu räumen.

Da war der König Christian von Dänemark, vermählt mit einer Schwester Karl V., der wegen Nichtauszahlung der Aussteuer seiner Gemahlin an die zweihundert niederländische Schiffe im Sunde mit Beschlag belegte, obgleich er im übrigen seine Frau wenig berücksichtigte und in Kopenhagen öffentlich mit einer jungen Amsterdamerin verkehrte.[16]

Der Schlag schädigte die nordholländischen Städte gewaltig und dennoch war er fast als freundschaftlich zu bezeichnen im Vergleich mit den Hekatomben von Personen und Fahrzeugen, welche in denselben Jahren ein Landsmann und friesischer Seepirat

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

opferte, Sapper van Sylt oder van Heemstra, genannt der grosse Pier. Den Schilderungen zufolge war er baumlang, breitschulterig, von dunklem Antlitz mit langem schwarzen Barte, von Hause aus ein derber Humorist, den die Verhältnisse zu einem grausamen Wütherich machten.[17]

Oesterreichisch gesinnte Friesen hatten ihm 1514 blutiges Unrecht zugefügt, seine Blutsverwandten getödtet und ein ihm gehöriges Landgut verwüstet. Er glaubte sich daraufhin berechtigt, alle holländischen Unterthanen Karl V. als seine gesetzliche, ihm mit Gut und Blut verfallene Beute ansehen zu dürfen. Er wurde Freibeuter, liess sich von Karl von Egmond als Anführer einer kleinen Flotte anerkennen und wurde in kurzer Frist der Schrecken von Westfriesland. In seinem Wappen führte er Galgen und Rad und volle fünf Jahre machte er die niederländischen Gewässer unsicher, wobei er sich selbst die absonderlichsten Titel beilegte: König von Friesland, Herzog von Sneek, Graf von Sloten, Freiherr von Hindelopen, Generalkapitän der Zuidersee, Vernichter der Dänen, Rächer der Bremer, Nehmer der Hamburger, Kreuz der Holländer.

Der letzte Titel entsprach der Wahrheit, ertheilte doch ein holländischer Admiral 1517 Jedermann die Erlaubniss auf Peter zu fahnden, um dem Friesen seine Fahrten zu verleiden.[18] Freilich ohne Erfolg. Noch in demselben Jahre führte Peter hundertundfünfzig Kähne und vierhundert Mann von Friesland nach Medemblik, tödtete eine grosse Anzahl Einwohner, plünderte die Stadt und kehrte mit reicher Beute heim. 1518 ging er von neuem in See, erbeutete Schiffe, machte die Bemannung nieder und warf die Holländer, wenn er welche fand, über Bord. 1519 wurde er bei Hoorn mit einem übermächtigen holländischen Feinde handgemein, unterlag jedoch nicht, sondern eroberte vielmehr eilf Schiffe, jedes mit fünfzig Holländern besetzt, welche ausnahmelos ertränkt wurden. Hoorn wurde genommen und geplündert, beim Abzuge eine enkhuizer Kogge erbeutet, deren Mannschaft in die See geworfen, worauf die Fahrt an dem zitternden Enkhuizen vorbei nach Medemblik ging. Hier wurde abermals eine Anzahl Häuser verbrannt und dann erst triumphirend die Heimfahrt angetreten.

Das scheint die letzte Waffenthat des Peter van Heemstra gewesen zu sein. Hundertfältig hatte er den Henkerstod verdient,

die Richter wollten oder wagten sich nicht an ihn heran. Als ein wohlhabender Bürger liess er sich in Sneek nieder und starb bald hernach an den Folgen eines Schreckens über eine Gespenster-erscheinung. Doch bestand der Spuk nicht in dem blutigen Schatten eines seiner Schlachtopfer, sondern in der lächerlichen Erscheinung eines zufällig verunglückten Trunkenboldes. Der phantastische Zug in dem Leben dieses leidenschaftlichen und gefürchteten Wasserteufels wird hierdurch nicht vermindert.

6.

Der eigentliche Urheber der Unthaten des grossen Pier war der letzte Herzog von Geldern, Karl von Egmond (1467 — 1537), in dessen Person der mittelalterliche niederländische Provincialismus den Todeskampf führte gegen die werdende nationale Einheit der Zukunft.[19]

Hätte Karl von Egmond irgend eine gemeinnützige Sache vertreten, so würde man diesem Beherrscher eines unansehnlichen Gebietes, der ein halbes Jahrhundert hindurch dem mächtigen Hause Oesterreich die Spitze bot, seine Bewunderung nicht versagen können. Allein all sein Denken, Trachten und Handeln entsprang persönlichen Unbilden, eigensinnigen Launen, selbstsüchtigem Festhalten am Unmöglichen, Unnützen und Schädlichen. Lieber türkisch als papistisch, war sein Wahlspruch und doch war er so papistisch, dass er selbst die schärfsten Plakate Karl V. gegen die Lutheraner noch verschärfte. Wären seine Unterthanen nicht dazwischengetreten, er hätte Geldern an Frankreich verpfändet, damit es nur nicht Oesterreich anheimfalle.[20]

Ritterlichkeit und Vaterlandsliebe waren Karl von Egmond gleichmässig fremd; er war in allem der würdige Gebieter eines Peter van Heemstra zur See und eines Martin van Rossem zu Lande.[21] Abgesehen von einem Grabdenkmal in der Eusebius-kirche zu Arnheim hat sein fünfzigjähriger Kampf den Nachkommen keine weitere Erinnerung hinterlassen als die an éine lange Reihe ausgeplünderter Städte, niedergebrannter Dörfer, ertränkter Schiffer und hingeschlachteter Krieger. Selbst seine aussergewöhnlichen Gaben, sein Muth, seine Ausdauer, sein erfinderischer Geist haben ihm wie seinem Lande nur geschadet. Zu einer Zeit, wo lediglich die Einheit Europa vor der Barbarei zu retten vermochte,

wollte er um jeden Preis ein selbständiger Miniaturfürst sein; ein Muster jener mittelalterlichen Despoten in Taschenformat, welche nichts für Wissenschaft und Kunst und überhaupt nichts für Andere thaten, dafür aber zufrieden waren, wenn sie die zweideutige Berühmtheit ihrer unbedeutenden Vorfahren durch Ströme von Bürgerblut behaupteten und sich aus der angefochtenen Hinterlassenschaft eine unnütze Herzogskrone retteten.[22]

Die endlose Regierung von Karl war angefüllt von zahllosen Kriegszügen, welche durch ebenso leichtsinnig eingegangene wie treulos gebrochene Waffenstillstände nur auf kurze Zeit unterbrochen wurden. Zu Beginn des Jahres 1515 war derart abermals ein Friede zwischen Geldern und Holland geschlossen worden und Herzog Karl führte dem Könige von Frankreich, der den Vermittler gespielt, sechstausend Mann nach Italien zu. Da wurde ihm gemeldet, die Holländer hätten den Vertrag gebrochen; eilig kehrte er ohne Truppen zurück und erfuhr, dass das Gerücht der Wahrheit entspräche, wiewohl sein Widerpart das Gegentheil behauptete. Er bemächtigte sich alsbald Nieuwpoorts bei Schoonhoven, doch eroberten die Holländer unter Heinrich von Nassau die Stadt rasch zurück und führten zehn Bürger und sieben Edele, welche den Gelderschen Lebensmittel geliefert, nach dem Haag, wo die Edelen enthauptet, die Bürger aufgehängt wurden.

Zur Vergeltung durchzog Graf Heinrich, der Statthalter von Holland, im Sommer 1516 die Veluwe und verheerte bis vor Arnheim hin alles mit Feuer und Schwert. Eine geldrische Feste an der Zuidersee, Hulkestein, wurde genommen, Kommandant und Besatzung in Eisen gelegt, das Schloss in die Luft gesprengt, die vor demselben ankernden Schiffe verbrannt. Hierauf trat Karl von Egmond nicht nur in nähere Beziehungen zu Peter van Heemstra, sondern nahm auch eine berüchtigte Schaar in Sold, welche bereits längere Zeit in Friesland auf Beschäftigung und Löhnung gewartet hatte. Dieser „Schwarze Haufen“, acht- bis neuntausend Mann, bestand aus einem zusammengelaufenen Gesindel, welches ein Herzog von Sachsen als Statthalter von Friesland dorthin entboten hatte. Schwerlich gab es damals in Europa eine schlimmere Räuberbande als diese halb verhungerten Fremdlinge, welche obdachlos, halb bekleidet und ohne Nahrungsmittel sich lediglich von ihren Waffen erhielten. Zwei sächsische Edele, Andreas Pflug und Otto Schenck, waren die Anführer, ein Dutzend herunter-

gekommener friesischer Edelleute diente unter ihnen. Die Mannschaft bestand zumeist aus Sachsen, welchen sich friesische Bauern und Feldarbeiter angeschlossen hatten und diese bezeichneten sich gleich den Matrosen des Peter van Heemstra als Rächer erlittenen Unrechts.

Im Frühjahr 1517 liess Karl von Egmond diese Teufel in Menschengestalt gegen Nordholland los und Alkmar fiel ihnen zum Opfer.[23] Zuerst eroberten sie noch in Friesland selbst Dokkum, setzten hierauf nach Medemblik über, dessen Schloss sich tapfer vertheidigte, während die Stadt erstürmt und geplündert ward. Sodann ging es raubend und brennend von Dorf zu Dorf an Hoorn vorbei nach Alkmar, welches im Juni eine volle Woche hindurch in scheusslichster Weise heimgesucht wurde. Die Furcht, von den Holländern umschlossen zu werden, veranlasste den Haufen die Stadt am neunten Tage an verschiedenen Punkten anzuzünden und unter Mitnahme der vornehmsten Einwohner über Egmond, Beverwijk, Sparendam an Amsterdam vorbei in die Provinz Utrecht einzufallen.

Bei Kuilenburg oder Vianen überschritten sie den Lek und nisteten sich in Asperen ein, dessen Bewohnerschaft bis auf den letzten Mann über die Klinge springen musste. Doch nun wandte sich das Blatt. Heinrich von Nassau schnitt ihnen die Zufuhr von Lebensmitteln nach Asperen ab, sie sahen sich gezwungen theils nach Amersfort, theils nach der Veluwe zu entweichen. Der aufgebotene Landsturm in Holland war jedoch so zahlreich, dass die Weichenden auf verschiedenen Seiten angegriffen und erbarmungslos niedergemacht werden konnten. Schliesslich drangen die Holländer bis nach Arnheim vor und Karl von Egmond würde einen schweren Stand gehabt haben, wenn nicht Franz I. von Frankreich abermals sich ins Mittel gelegt und Karl V. nach Spanien verlangt hätte. Ein Vertrag, der in Utrecht vereinbart wurde, setzte dem Kampfe für kurze Zeit ein Ziel.[24]

7.

Man darf behaupten, dass wie die Jugend so auch jugendliche Völker sich gewissermassen austoben müssen. Auch die mittelalterlichen Niederländer, die Brabanter und Fläminger, Holländer und Friesen waren ein Geschlecht von Räubern, Brand-

stiftern und Todtschlägern, und ihre Geschichte besteht dementsprechend aus einer fortlaufenden Kette von ebenso blutigen wie nichtigen Bürgerkriegen. Sie kämpften weder für Haus und Altar, noch um Regierungsformen oder Nationalität; sie sprachen alle dieselbe Sprache, waren alle gut römisch-katholisch, auch wenn sie einen Bischof beim Papst oder den Papst beim Reichstag verklagten, waren alle monarchisch gesinnt, selbst wenn Adel oder Städte einen Fürsten zu beschränken suchten. Dennoch bekämpften sie sich unablässig mit den Gefühlen rasender Stiere von Stadt zu Stadt, von Provinz zu Provinz, sei es weil der Dialekt des Einen dem Andern missfiel, sei es weil der Eine diesseits, der Andere jenseits der Maas und Zuidersee wohnte, sei es weil ein grosser Theil der Bevölkerung noch keinen hinreichenden Besitz hatte und der von den Fürsten in Aussicht gestellten Beute nachjagte.

Inmitten der Nachwehen dieser Zustände wuchs Erasmus heran. In die Furchen des weniger unfruchtbaren als verwahrlosten niederländischen Bodens musste die Saat des höheren Unterrichts ausgestreut werden.

Wir haben früher gesehen, dass in Niederland die höhere Bildung im Mittelalter vom Auslande bezogen wurde. Bis zum Ausgang des 15. Jahrhunderts und dem Aufblühen der Schule von Deventer gab es in den Niederlanden keinen Mittelpunkt für die Pflege der Wissenschaften, der einer Universität geähnelt hätte. Denn der Hinweis auf die fünf utrechter Kapitelschulen und auf die Klosteranstalten von Egmond, Middelburg oder Aduard ist irreführend.

Die Aebte von Middelburg waren Weltmänner, welche Sinn für Architektur, Skulptur und Malerei besassen, so dass der Volksglaube der späteren Zeit ihre Abtei mit zwölf Thürmen ausschmückte. Ebenso durfte Albrecht Dürer 1521 eine Kreuzabnahme von Jan Gossaert über dem Hochaltar der Abteikirche loben [25], und wenn der Bildersturm von 1566 sowie der Brand von 1567 weniger verwüstet hätten, so könnten wir vielleicht heute noch das Grabmal des Grafen Wilhelm II. bewundern. Die Bibliothek verbrannte 1492 und soll seltene und kostbare Werke besessen haben [26], die Wissenschaft zog jedenfalls davon keinerlei Nutzen. Nicht einmal eine Chronik ist in diesem Kloster, so lange es auch bestanden, aufgezeichnet worden.

Es herrschte hier dieselbe Art von löblicher allgemeiner Bil-

dung und höfischer Sitte, welche auch die Nonnen zu Rijnsburg besassen. Auch diese Abtei scheint aus zierlichen Bauten bestanden zu haben, welche bis kurz vor ihrer Zerstörung in der Geusenzeit unausgesetzt vermehrt und ausgeschmückt wurden.[27] Das Kloster verfügte über eine Bibliothek[28], seine Insassinnen waren nach Stoke als Sängerinnen berühmt, und wahrscheinlich befand sich hier auch die Schule, auf welche der spätere Graf Floris V. geschickt wurde, um deutsch und französisch zu lernen.[29] Doch hat Rijnsburg niemals einen geistigen Mittelpunkt abgegeben wie etwa das angelsächsische Nonnenkloster Frideswida, aus dem die Universität von Oxford hervorgegangen ist.

In dieser Hinsicht unterscheidet sich die gleichfalls in der Geusenzeit zerstörte Abtei Egmond vortheilhaft von jenen, denn wir verdanken ihr wenigstens den Melis Stoke und die von diesem benutzte ältere lateinische Chronik. Die Aebte von Egmond hatten weniger Kunstsinn als die von Middelburg, dafür aber mehr Liebhaberei für die vaterländische Geschichte. Vergleichen wir jedoch ihre Leistungen auf diesem Gebiete mit den zum Theil trefflichen Werken ihrer Bibliothek[30], so müssen wir zugestehen, dass sie nicht im Stande waren, ihren eigenen Geist in der Einsamkeit zu bilden und darauf gestützt Anderen voranzuleuchten. Das Kloster hat keinen nennenswerthen Mann herangebildet und auch Stoke verdankt sein bestes der Natur.

Einen grossen Ruf hatte die 1580 durch die Reformirten eingeäscherte Abteikirche von Aduard, eine Nachbildung der Kirche des heil. Bernhard zu Clairvaux. Der treffliche Johann Wessel (1420—1489) soll in Aduard eine Art von Akademie vorgefunden haben. Wessel verstand etwas griechisch und hebräisch, galt bei seinen Lebzeiten für eine Leuchte der Welt, setzte noch nach seinem Tode keinen geringeren als Luther in Erstaunen und behauptet einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der niederländischen Kirche vor der Reformation.[31]

Dennoch müssen wir einräumen, dass sowohl Wessel Gansfoort als sein nicht minder berühmter Vorgänger Gerhard Groote (1340—1384) weit mehr geschickte Religionslehrer als wirkliche Schulmänner gewesen sind. In Wessel's Schriften würde man vergeblich nach einer Berücksichtigung nicht rein kirchlicher oder theologischer Fragen suchen.[32] Er war das Orakel des sonderlichsten aller niederländischen Bischöfe, des David von Burgund.

Jeden Sommer, wenn Gansfoort sich nach Zwolle zu Thomas von Kempen begab, verschaffte David ihm eine Wohnung und verfügte sich gleichfalls nach Zwolle oder Vollenhoven, um mit Wessel theologisiren zu können. Selbst in den vertraulichsten Gesprächen mit seinem jüngeren Freunde und Stadtgenossen Rudolf Agricola (1443—1485), einem Manne von gleichfalls hervorragenden Gaben, behandelt er blos die Rechtfertigung durch den Glauben oder beklagt die misslichen Zustände der Kirche und hält Strafreden über die Entheiligung der römischen Messe und die Schändung des priesterlichen Coelibats.[33] Ungeachtet seines langjährigen Aufenthaltes in Paris und seiner wiederholten Reisen nach Italien, wo einer seiner persönlichen Freunde den päpstlichen Stuhl eingenommen, gelangte er niemals aus dem éinen Gedankenkreise hinaus.[34]

Genau ebenso beschaffen war Gerhard Groote, weniger gelehrt aber praktischer als Gansfoort. Groote hat, so unwahrscheinlich es auch klingen mag, Petrarka in Avignon begrüsst; ein Schüler von Groote citirt mit sichtlichem Wohlbehagen Stellen aus Petrarka's Werken.[35] Und doch scheint uns ein grösserer Gegensatz als der zwischen Groote und Petrarka kaum möglich. Hätte Groote noch einige Jahre gelebt — eine bewundernswürdige Selbstaufopferung raffte ihn in der Blüthe des Lebens hinweg — er wäre vom Papste zum Ketzerrichter der Niederlande ernannt worden und hätte als geborener Ketzerjäger die Würde mit beiden Händen angenommen.[36] Liess er doch nicht einmal einen unschuldigen jüdischen Quacksalber in Ruhe, sondern vertrieb ihn aus Deventer, um sofort nach Harderwijk an seine gleichermassen ketzerfeindlichen Freunde zu schreiben, dass sie den armen Schelm auch dort nicht duldeten; er rühmte sich obendrein dessen, dass er den Mann weder habe verstümmeln noch tödten lassen.[37]

Auch sein Zorn über die unkeuschen Priester entsprang nicht einem beleidigten sittlichen Ehrgefühl, sondern einer durchaus persönlichen Verehrung des Coelibats.[38] Die völlige Trennung der Geschlechter war nach ihm das hauptsächlichste Heilmittel gegen die Uebel der Zeit. Die armen weiblichen Insassen seines Meisterhauses zu Deventer durften weder Wöchnerinnen pflegen noch solchen als Wartfrauen dienen.[39] Er stiftete eine ganze Unzahl von Brüder- und Schwesterhäusern, füllte aber das Leben der Bewohner mit einsamen oder gemeinschaftlichen Religionsübungen

aus. Die einzige Ablenkung des Geistes bestand in Abschreiben von Handschriften, wobei die Reinigung des biblischen Vulgatatextes als das Endziel aller wissenschaftlichen Entwicklung angesehen wurde.[40] Sogar der Bau der utrechter Domthürme gereichte Groote zum Aergerniss.[41]

Mit Recht äusserte Erasmus ein Jahrhundert später im Hinblick auf seine eigenen Lehrjahre im Bruderhause zu Herzogenbusch: „Ich glaube dass manche der Brüder keineswegs zu verachten sind, da es ihnen jedoch an guten Büchern fehlt, sie abgesondert, nach fester Regel einsam dahinleben, sich nur mit sich selbst und nicht mit Anderen vergleichen können und gezwungen sind, einen guten Theil des Tages sei es mit Gebeten sei es mit Handarbeit zu verbringen, so vermag ich nicht abzusehen, wie sie im Stande sein können, der Jugend eine freiere Erziehung angedeihen zu lassen (*liberaliter instituere*).[42]

Und eine freisinnige Erziehung der Jugend haben weder Gerhard Groote noch Thomas von Kempen oder Wessel Gansfoort in erster Linie im Auge gehabt. Als Papst Sixtus IV. seinen alten Freund Wessel aufforderte, sich ein Andenken zu wünschen, so erbat sich Wessel nicht eine Handschrift des Vergil, Plato, Homer oder irgend eines anderen Klassikers, um welche Petrarka und Bocaccio sich so sehr bemühten, sondern er wünschte sich ein griechisches neues und ein hebräisches altes Testament.[43] Er kannte nichts höheres als jüdisch-christliche Urkunden aus erster Hand; das Religiöse ging ihm über Alles.

Dementsprechend wurde in den Brüderhäusern zu Deventer und an anderen Orten der wissenschaftliche Trieb geradezu bekämpft. In der *Nachfolge Christi* wird die Kritik geringschätzig als Curiositätensucht (*curieusheydt*) bezeichnet und warnend als eine theils nutzlose theils schädliche Neigung hingestellt, der sich der Mensch nicht hingeben dürfe, falls er unvergängliche Schätze einzusammeln wünsche.[44] Die Vorschrift „Bleibe gern unangesehen im Hintergrunde“ ist für Groote stillschweigend verbindlich und von Thomas von Kempen so ausdrücklich hervorgehoben, dass es uns kein Wunder nehmen würde, wenn sie auch das weitere Paradoxon aufgestellt hätten „Liebe die Unwissenheit“. Bei allen Männern jener Schule, mit Ausnahme von Agricola, geht in richtiger Consequenz des Princips das *ama nesciri* in ein *ama nescire*

über.[45] Nicht auf Grund sondern trotz ihrer Bestrebungen sind sie Vorläufer der Renaissance geworden.

8.

Die bescheidene Arbeit des Murmellius beweist ebenso wie gleichzeitige glänzendere Zeugnisse, dass in dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts wie im nördlichen Europa überhaupt so auch in den Niederlanden eine Begeisterung für das klassische Alterthum erwacht war, von der bei den Reformatoren vor der Reformation noch keine Spur zu finden ist. Aus jener Zeit datirt die bis dahin unbekannte Verehrung für das Rom der Consuln und Caesaren.

Man braucht nur die Schilderungen der Plünderung von Rom im Jahre 1527 durch die Soldaten Karl V.[46] oder die Wehklage Melanchthon's in dem akademischen Hörsaal zu Wittenberg über die dabei vorgefallenen Greuel zu lesen.[47] Mit Wehmuth gedenkt er der Entweihung der Kirchen, der Verstümmelung der Grabdenkmäler, der Beraubung der Altäre, mit nicht geringerer Betrübniss aber auch der Vernichtung der Bibliotheken: „Wenn wir die goldenen Kelche, die wir zu den kirchlichen Handlungen gebrauchen, heilig und göttlich nennen, sollen wir nicht auch die Bücher so bezeichnen, auf deren Blättern die göttlichen Lehren des Glaubens und der den Menschen offenbarten Wissenschaft eingetragen sind?“ Zwölf Tage haben die Schaaren unbehelligt in der heiligen Stadt gehaust und ihr Zerstörungswerk durch Spottmessen gekrönt. Das Einzige, was Melanchthon tröstete, war der Gedanke, dass die spanischen und nicht die deutschen Soldaten des Kaisers für diese Schändung des Heiligthums verantwortlich waren.

In ähnlicher Weise wehklagte der Byzantiner Niketas über die Plünderung von Konstantinopel durch die Kreuzfahrer. Das Rom des Alterthums, fortlebend in dem Rom der Päpste, war für die Männer jener Zeit die ehrwürdige Heimstätte der Bildung, obgleich der religiöse Streit bereits Europa in Flammen zu setzen begann. Paris und die Scholastik des Mittelalters fesselten nicht mehr die Geister; die Blicke richteten sich auf Italien und man jammerte über die Schändung von Rom als ob die Ehre der eigenen Angehörigen angetastet wäre.

„Mit gehässigem Eifer, so heisst es in jener Ansprache an die deutschen Studenten, zählen manche alle die Laster und das Un-

heil auf, welche durch Rom über die übrigen Völker gebracht worden sind. Doch nur Schelme gedenken blos des Schlechten und vergessen das Gute, ganz dessen zu geschweigen dass solche Bosheiten noch niemals ein Uebel aus der Welt geschafft haben. Ein Mann, der seinem Vater zur Strafe für irgend ein Vergehen die Augen ausreisst oder die Hände abhaut, wird Vatermörder genannt; ist es nicht gleichfalls ein Vatermord, wenn man dem Vaterlande um gleichviel welcher Uebel willen ein so grausames Geschick bereitet? Rom ist Aller zweites Vaterland, namentlich für uns Studierende, die wir uns der Sprache von Rom bedienen und Rom weit mehr verpflichtet sind als die grosse Masse. Wessen Herz blutet nicht bei dem Anblick der zerstörten Stadt, welche Vergil als die Zierde des Weltalls bezeichnet hat. Einst war sie die Herrscherin aller Völker und beseelte allein diese zu mehr edelen Thaten als alle übrigen Nationen zusammen. Von ihr haben wir Gesetze und Literatur, Religion und Wissenschaften und alle Bildung erhalten und wahrlich es hätte sich geziemt, die Stadt um dieser Verdienste willen zu schonen, auch wenn Papst Clemens sich wirklich der ihm zugeschriebenen Vergehen schuldig gemacht hat. Doch da kommt eine rasende Rotte und lässt unser aller Vaterland, wie ich nochmals betone, für die Schuld des Papstes büssen! Gewiss verdanken wir unendlich viel unserer Heimath, weit mehr jedoch Rom. Rom ist der Gerichtshof, vor dem alle Völker erschienen sind, um ihr Recht darzuthun; es hat zu allen Zeiten die Religion beschirmt und die gelehrtesten Männer bei sich aufgenommen. Den aus Griechenland vertriebenen Künsten und Wissenschaften hat Rom eine Zufluchtsstätte gewährt und in seinen Mauern sind vor noch nicht langer Zeit die freien Wissenschaften gleichsam von neuem geboren worden. Von Rom aus haben sie sich über alle Lande verbreitet ähnlich wie einst Triptolemos das Weizenkorn über die Erde hin aussäete.“

Das geht so fort von Seite zu Seite.

9.

Murmellius gehört dem älteren Geschlecht an, dessen Söhne durch die eben angeführte Sprache sich begeistern liessen und die Verehrung von Rom um Roms willen auf ihr Banner schrieben. Bis zu seiner Niederlassung in Alkmar theilte er die Laufbahn

begabter Literaten jener Zeit. Denn talentvolle junge Leute, welche unbemittelt und von geringer Herkunft, dem Klosterleben abgeneigt waren aber wissenschaftliches Streben besassen, begannen dazumal ihren Lebensunterhalt in löblicher Weise durch Gelehrsamkeit zu erwerben. Man wurde damals in Niederland Gelehrter wie hundert Jahre später Maler oder Bildhauer. Nordeuropa wurde durch Italiens Ruhm zum Wetteifer angespornt, das heranwachsende Geschlecht war sich dessen bewusst, dass es einen Rückstand einzuholen hatte. Das Angebot erzeugte die Nachfrage und wenn auch die Aussichten nicht glänzend waren, die Nachfrage blieb nicht aus. Die Begabteren hatten die Aussicht Sekretaire eines Prinzen oder Praelaten oder auch Begleiter vermögender Studierenden auf auswärtigen Hochschulen zu werden. Doch auch daheim bot sich Gelegenheit zur Ertheilung von Unterricht. Die Jüngeren wurden Lehrer oder Conrektoren an irgend einem Gymnasium — in jene Zeit fällt die Umwandlung vieler älteren Kapitelschulen in Gymnasien —, die Aelteren, welche sich bereits einen Namen erworben, errichteten eigene Anstalten. Derart leitete der westfälische Bauernsohn Alexander Hegius, gemeiniglich Meister Sander genannt, zuerst fünf Jahre hindurch eine Schule in Wesel, hierauf ein Jahr die Stiftsschule zu Emmerich, bis er 1475 sich ein Herz fasste und nach Deventer zog, dessen Kapitelschule zwar noch einige unterrichtete Lehrer jedoch nur wenige Zöglinge besass. Hegius ernannte sich hier selbst zum Rektor eines Gymnasiums, oder wurde dazu ernannt, und erwarb sich in den dreiundzwanzig Jahren seiner dortigen Wirksamkeit einen solchen Ruf, dass nicht selten mehr als zweitausend junge Leute zu gleicher Zeit um seinetwillen in Deventer studierten.[48] Das Gewerbe der Gelehrten war eine ähnliche zugleich literarische und gesellschaftliche Thätigkeit geworden wie das der Zeitungsschreiber in unseren Tagen.

Der Vater von Murmellius, ein kleiner Beamter oder Geschäftsmann in Roermond, sparte so viel er konnte, um dem wissensdurstigen Knaben den Besuch der Lateinschule seiner Vaterstadt zu ermöglichen. Diese bestand um 1490 Dank der Gunst eines damals bereits verstorbenen Herzogs von Geldern, doch war der Unterricht an derselben ungenügend. Nach dem Tode des Vaters begab sich der Sohn deshalb nach Deventer zu Hegius und nachdem er hier eine Zeit lang verweilt, versuchte er es, sich in Köln den Doktorhut zu erwerben. Weiter als bis zum Doktoran-

dus konnte er jedoch aus Mangel an Mitteln es nicht bringen und so zog er nach Münster in der Hoffnung auf eine Anstellung an einem Gymnasium. Er muss damals recht arm gewesen sein, denn die Tradition berichtet, dass er einige Zeit als Landsknecht gedient habe und mit der Pike in der Hand vor Rudolf von Langen erschienen sei, dem angesehenen priesterlichen Förderer des Unterrichts in Münster. Vielleicht ist die Erzählung eine Fabel, jedenfalls entdeckte Langen, der eben die Domschule reorganisirte, in dem jungen Manne ein ungewöhnliches pädagogisches Talent und ein grosses Geschick im Anfertigen lateinischer Verse und er bot ihm ein Conrektorat an.[49]

Volle zwölf Jahre verblieb Murmellius in dieser und in einer ähnlichen Stellung an einer anderen Schule zu Münster. Er machte sich während dieser Zeit bekannt durch einige Sammlungen lateinischer Gedichte, Eklogen und Elegien, theils rechtgläubig-katholischen, theils moralisirenden, theils rein persönlichen Inhalts: Herzensergiessungen über Selbsterlebtes.[50] Weit mehr erreichte er jedoch durch die Zusammenstellung verbesserter lateinischer Schulbücher, sowohl kurzer Sprachlehren für Anfänger als auch Blumenlesen aus lateinischen Dichtern und Prosaikern älterer und neuerer Zeit, nach neuen von ihm selbst erfundenen Methoden.

In Folge dieser Betriebsamkeit dehnte sich sein Briefwechsel mit hervorragenden Persönlichkeiten in den Niederlanden und insbesondere in Deutschland stetig aus. Schulbücher und Dichtungen lenkten um die Wette die Aufmerksamkeit auf ihn. Dichter wie Ulrich von Hutten, Gelehrte wie Bugenhagen knüpften mit ihm Beziehungen an; Väter holten seinen Rath ein hinsichtlich der Erziehung ihrer Kinder, Andere, deren Söhne ihm anvertraut waren, erkundigten sich nach den Fortschritten seiner Zöglinge. Und selbst der überhöfliche lateinische Briefstil lässt uns erkennen, dass man ihm vertraute, für seine Lehrweise eingenommen war, seine Kenntnisse und Gaben bewunderte. Als Murmellius nach Alkmar übersiedelte, besass er an vierhundert derartiger Schreiben und kurz nach seiner Niederlassung in Nordholland gab er eine kleine Auswahl der inhaltsreichsten davon heraus.[51]

Einen niederländischen Freund fand Murmellius in dem egmonder Mönche Balduin vom Haag, dem Verfasser des Katalogs der egmonder Bibliothek. Ein Gedicht des Murmellius zu Ehren Balduins befindet sich auf dem Umschlage jenes Verzeichnisses.[52]

Zwei weitere Freunde, Hermann von dem Busche und Allard von Amsterdam, hielten sich ab und zu in der Vaterstadt des letzteren auf, um Unterricht zu ertheilen. Allard beschränkte sich dem Anschein nach auf Privatstunden, Hermann las in dem öffentlichen Kolleg über einen römischen Lustspieldichter und einen alexandrinischen Philosophen. Von jener Schule zu Amsterdam ist jedoch nur der Name auf uns gelangt, von der zu Alkmar wissen wir wenn auch nur weniges so doch etwas.

Vor Murmellius wirkte an ihr Bartholomäus von Köln, der wiederum Antonius Frye aus Soest zum Vorgänger hatte. Beide waren Philologen von gewissem Ruf, nur ist von ihrem Leben und Schriften wenig mehr bekannt. Bartholomäus, der vorletzte „Gymnasiarcha“, so lautete der officielle Titel dieser Herren, war 1513 gestorben oder weggezogen, der Rath von Alkmar suchte einen Nachfolger und fand ihn in dem kaum dreiundzwanzigjährigen Conrektor zu Münster, den seine Lehrbücher und das Urtheil Befugter für die Stellung empfahlen.[53]

Sein Aufenthalt in Alkmar währte kaum vier Jahre, da fiel die schwarze Bande des Karl von Egmond über die Stadt her, plünderte sie eine Woche lang aus und steckte sie schliesslich beim Abzuge in Brand. In den Flammen, welche den Wohlstand der Stadt auf lange hin vernichteten, ging auch das Gymnasium des neuen Rektors unter. Die Schüler entflohen zu hunderten, froh das Leben retten zu können; Studien und Unterricht nahmen ein jähes Ende. Die Anstalt, noch zu jung um sich von einem derartigen Schlage erholen zu können, ging für immer zu Grunde.

Fast von allem entblösst, verantwortlich für eine junge Frau und ein hülfloses Kind, floh Murmellius nach Zwolle. Die Erledigung des Rektorats in Deventer, wo er unter Hegius studiert, gewährte eine neue Aussicht und mit frischem Muthe trat er die neue Stellung an, allein wenige Wochen darauf büsste er auf geheimnissvolle Weise sein Leben ein.[54]

10.

Ein echtes Dokument von 1523 bewahrt die Erinnerung an die Schule von Alkmar. Am 5. Februar d. J. erliess Karl V. den Einwohnern von Alkmar ein Drittel ihrer jährlichen Steuer in Anbetracht „dat omtrent ses jaeren geleden binnen die voorschreven

stede geweest is een vermaerde schoole en congregatien van veel clerken, so wel uyt onse landen als uytheemsche jongheeren, waerdoor die voorseide stede met de inwoonders van dien grootelyx van excynsen, inkomste en neeringe profiteerde; daerna in den jaere 1517 de voorseide stede onvoorzienelyk is ingenomen, die voorschreven klerken verjaegt, een gedeelte van de huysen verbrandt en veel berooft syn geweest by de geldersche rebellen, Vriesen, onsen vyanden; immers die inwoonderen berooft van wyn bier coorn vleesch wollen linnen lakenen kleederen juweelen kleynodien ende huysraadt, de mans eensdeels gevangen, in al sulker voegen dat sy't in dertig jaeren niet weder verhalen mogen. Bysonder aangemerkt dat die voorschreven rebellen Vriesen bovendien ten selven tyden binnen die voorseiden stede in stukken geslagen, verbrandt en vernielt hebben die tresorieren, banken en ander houtwerk aldaar wesende, ende bovendien gebrandt, gevangen, uytgeslagen en in de gront verdurven hebben de dorpen ende landsluyden omtrent die voorseiden stede wonende, in alsulken manieren dat aldaar geen neeringe en is nogh incomen, prosperityt, welvaeren of profyt. Soo is't u. s. w".[55]

Ein halbes Jahrhundert später, 1575, ersuchten Bürgermeister und Rath von Alkmar Wilhelm den Schweiger um eine Unterstützung behufs Errichtung einer Schule „om daerinne spruiten der kennisse voor de Leidsche universiteit aentequeeken". Sie begründeten ihr Gesuch mit dem Hinweis „hoe zy een heerlyk school hadden gehad tot groot gerief van Hollandt en Westvriesland, zulx dat by hunne vorouderen over de negenhonderd klerken of leerlingen tot Alkmaer zyn geweest, ten tyde Bartholomeus Coloniensis en Johannes Murmellius aldaer lessen gaven".[56]

Als Murmellius 1514 das Rektorat antrat, erliess er eine Schulordnung, welche uns den Umfang und die Bedeutung jener Anstalt veranschaulicht. Sie enthält nicht etwa ein Programm über die zu behandelnden Gegenstände und Autoren, sondern ein Polizeireglement.[57] Wir ersehen daraus, dass bereits herangewachsene junge Leute und nicht Kinder oder Knaben in Alkmar studierten. Die meisten stammten aus den Niederlanden, aus Dörfern und Städten, waren jedoch nicht in einem Seminar oder gemeinschaftlichen Kosthäusern untergebracht, sondern wohnten einzeln bei den Bürgern. Ohne eine Universität zu sein lebte das alkmarer Gymnasium auf dem Fusse einer Hochschule. Die Frei-

heit der Schüler wurde lediglich durch Sittenvorschriften beschränkt.

Die meisten derselben bedürfen keiner Erläuterung: Die Studenten sollen mit den Bürgern, bei welchen sie wohnen, mit ihren Schlafkameraden und überhaupt mit ihren Mitstudenten anständig und sittsam verkehren; sie sollen Niemand beleidigen und sich aller Dinge enthalten, die ihnen nicht zukommen; sie dürfen des Nachts weder ausserhalb ihres Hauses schlafen noch auf den Strassen umherschwärmen; der Besuch von Weinhäusern und Zuckerbäckereien sowie der Verkehr mit losen Frauen und das Tragen von Schwertern und Dolchen ist ihnen verboten; sie sollen sich anständig kleiden, die Haare kurz schneiden, an Sonn- und Festtagen Messe und Predigt beiwohnen, an Wochentagen sich rechtzeitig im Schulhause einfinden, dem Vortrage des Lehrers aufmerksam folgen, das Gehörte zu Hause überdenken und sich für die Stunden des nächsten Tages genügend vorbereiten. — Ihr Wahlspruch soll lauten: anständig leben und Latein sprechen.[58]

11.

Obgleich Murmellius auf den Titelblättern seiner Schriften nach 1513 Alkmar stets als eine „ansehnliche“ „berühmte“ und „anmuthige“ Stadt bezeichnet und 1516 die städtische Huldigungsfeier für den noch nicht sechzehnjährigen Karl V. durch ein Bändchen lateinischer Gedichte verherrlichte, wie es einem guten Unterthan geziemte, so missfiel ihm doch der Aufenthalt.[59]

Mit welchen Empfindungen ihn die Plünderung von 1517 erfüllte, lässt sich begreifen, allein auch abgesehen davon vermisste er den Umgang mit seinen alten literarischen Freunden in Münster, beklagte er sich über Beaufsichtigung und Beschränkung seiner Lehrthätigkeit, war ihm das Land zu sehr von Wasser erfüllt.[60] Dem Gelderländer ist dieses nicht zu verübeln.

Angeblich ist Murmellius bald nach dem Antritt seines Rektorates in Deventer von dem Rektor zu Zwolle, Gerhard Listrius, aus Missgunst vergiftet worden. Die Literaten des 15. und 16. Jahrhunderts hassten und verfolgten einander mit nicht geringerer Hartnäckigkeit als die Glieder derselben Kunstgenossenschaft oder die Schüler angesehener Maler in Frankreich, Italien und Flandern im 16. und 17. Selbst in den Brüderhäusern fiel zuweilen

ein Mord vor.[61] Ist aber Murmellius wirklich von Listrius vergiftet worden[62], so muss man zugestehen, dass es sich nicht verlohnte, die Sitten der Klöster und die Dummheit der Mönche im Namen des Humanismus anzugreifen, wenn derselbe derartige Früchte zeitigte. Welche Leidenschaften in einer Welt, die bei dem Dienste der Musen schwor!

Wir würden gerne wissen, auf welche Weise die Kosten jener Gymnasien wie zu Deventer oder Alkmar bestritten wurden. Bestimmte Angaben fehlen. Der Rektor übte eine beträchtliche Alleinherrschaft aus und seine Macht über die Schüler war um so unbeschränkter, als auch die Lehrer, seine Gehülfen, von ihm angestellt und entlassen wurden, er allein für alles verantwortlich war. Vermuthlich bezog Murmellius in Alkmar einen festen Gehalt aus der Stadtkasse als Zulage zu den Schulgeldern, mit welchen er sich selbst und seine Gehülfen zu honorieren hatte. Die Schulgelder setzten sich zusammen aus Ein- und Ueberschreibegebühren und ähnlichen kleinen Emolumenten, ausserdem zahlte jeder Student halbjährlich drei Schillinge für die Vorlesungen d. h. den vierten Theil von dem, was eine geräumige für zwei junge Leute ausreichende Wohnung jährlich kostete.

Man hat diesen Ziffern gegenüber betont, dass die Einkünfte in Anbetracht des Unterschiedes im Werthe des Geldes nicht so überaus gering gewesen seien, zumal wenn sich die Zahl der Studierenden auf Hunderte belief wie in Deventer und Alkmar. Kostete doch in jenen Jahren ein Pfund Fleisch fünf Pfennige, ein Paar Schuhe eine halbe Mark, ein Scheffel Roggen eine Mark, während Kost und Wohnung bei kleinen Bürgern für zwanzig Mark jährlich zu erhalten war.[63]

Dennoch konnten Rektor und Lehrer selbst in dem wohlfeilen Alkmar und zur Zeit der höchsten Blüthe der Schule von jenen drei Schilling per Student und Semester unmöglich im Ueberfluss leben. Wenn Murmellius trotzdem daraufhin ein Mädchen ohne Vermögen heirathete*), so hat er jedenfalls sehr bescheiden leben müssen und verdient es eine um so grössere Hochachtung, dass er für so geringes Entgelt sich unverdrossen einer scheinbar ruhmlosen und oft genug undankbaren Aufgabe widmete. An den

---

*) Nach seinem Tode blieben Frau und Kind mittellos zurück, so dass einige Freunde Sammlungen veranstalteten.

meisten Wochentagen hatte jeder Lehrer sechs Stunden zu unterrichten in Fächern, welche wir heute kaum mehr von einander scheiden: Philosophie, Poetik, Rhetorik, Dialektik und Latein.

Auch das Griechische hat Murmellius sehr wahrscheinlich in Alkmar dociert. Die Methode hatte er in Münster erlernt, als 1512 oder 1513 ein Gelehrter aus Köln, de Keyser, der sich Caesarius nannte, die Lehrer des münsterschen Gymnasiums auf deren Ansuchen in die Geheimnisse dieser Sprache einführte. Einige Briefe von Caesarius an Murmellius bekunden indessen, dass fast alle münsterschen Lehrer mit dem Rektor an der Spitze schlechte Zahler waren. Insbesondere war Caesarius mit dreihundert griechischen Grammatiken sitzen geblieben, die er eigens aus Paris hatte kommen lassen. Als er nach Beendigung des halbjährigen Kursus nach Köln zurückkehrte, musste er zur Bestreitung der Reisekosten zwei Gulden von einem befreundeten Arzte leihen. Nicht minder ärgerte ihn, dass er bei seinem Abschiedsbesuch den wohlhabenden Domherrn Rudolf von Langen nicht um einen westfälischen Hammel gebeten hatte. Er trug deshalb Murmellius auf, einen gemeinschaftlichen jungen Freund, Johann Hagemann, gelegentlich daran zu erinnern, dass dieser ihm für besondere Fingerzeige zwei Hämmel versprochen habe. [64]

Die Jahre in Münster waren die glücklichsten und zugleich sorgenfreisten in dem Leben des Murmellius. Froh gedenkt er der Tage, da er 1512 und schon früher als Junggeselle seine Ferien in Hamm bei seinem älteren Freunde Fabri*) verbrachte und in dessen Hause Gelehrte antraf, welche ebenso stolze Humanisten wie Zecher waren. [65] War er auch nicht im Stande, mit ihnen im Trinken zu wetteifern, so regte doch ihre Fröhlichkeit seine dichterische Laune an und verschiedene seiner besten Verse stammen aus jener Zeit. Dankbar gedachte er auch seiner Vaterstadt Roermond, selbst die Tapferkeit seines Landesherrn, Karl von Egmond, pries er in einem unbewachten Augenblick.

Das Becherlupfen war bei den älteren Humanisten keine ungewöhnliche Erscheinung. Der geniale Rudolf Agricola, ein ausgezeichneter Literat, geborener Musikus, berühmter Redner und

---

*) Fabri ist bekannt geblieben als Herausgeber der nachgelassenen Werke von Hegius, ähnlich wie Listrius als Commentator von Erasmus' Lob der Narrheit.

liebenswürdiger Mensch, pflegte seine tiefsinnigen Betrachtungen über die Rechtfertigung durch den Glauben zuweilen unter vier Augen so reichlich und tief in die Nacht hinein anzufeuchten, dass er nicht mehr zu stehen vermochte und der mässige Wessel Gansfoort ihn mit einer Laterne nach Hause bringen musste.[66] Bei Agricola war diese Unmässigkeit um so auffallender, als er im übrigen das Leben sehr ernst auffasste und sich vor seinem Tode sogar in ein Franciskanergewand hüllen liess, um als Mönch zu sterben.[67]

12.

Die Werke des Murmellius, gedruckt in klein Quart mit den bekannten gothischen Lettern der nordeuropäischen Andachtsbücher und Bibeln des 15. Jahrhunderts, nehmen bei dem ersten Einblick wenig für ihn ein.[68] Man fragt sich unwillkürlich, wie es möglich gewesen, dass ein niederländischer Gelehrter sich durch Veröffentlichung solcher Nichtigkeiten einen Namen erworben? Eine Blumenlese aus den Elegien von Tibull, Properz und Ovid aus 38 Seiten bestehend, ein unbedeutender Commentar zu Cicero's de senectute, ein anderer zu Pulciano's Rusticus, eine 32 Seiten umfassende Sammlung von Cicero's Briefen, eine verbesserte Textausgabe von Boëtius de consolatione philosophiae, sechs Satiren des Persius, drei des Juvenal, Lesestücke für Anfänger zusammengestellt unter dem Namen *Pappa*, endlich ein polemisches Schriftchen, der Schwanengesang des Verfassers, betitelt *Scoparius*.

Dem gegenüber brauche ich nur zu erwähnen, dass das unansehnliche *Pappa* in nicht voll fünfzig Jahren zweiunddreissig Auflagen zu je eintausend Exemplaren und die Blumenlese aus Tibull u. s. w. 1789, mehr als dritthalb Jahrhunderte nach dem Tode des Verfassers, ihre siebenundsiebenzigste Auflage erlebt hat. Eine derartige Unsterblichkeit verräth zum mindesten ein ungewöhnliches Talent für Zusammenstellungen und eine pädagogische Veranlagung.

Die ältesten Drucke von Murmellius sind auch in technischer Hinsicht bemerkenswerth. Der Verfasser war sich bewusst, dass er typographische Erstlinge lieferte, und rühmt sich dankbar ein Sohn des grossen deutschen Vaterlandes zu sein, welches die Buchdruckerkunst mit beweglichen Lettern erfunden.[69] Fast alle seine

Werke sind in erster und zweiter Auflage in Deventer erschienen und erweisen, dass das Aufkommen und die Blüthe der Typographie in dieser Stadt in Zusammenhang stand mit dem Unterricht des Hegius. Die deventer Brüder waren Männer der alten Zeit und hatten keine Ahnung von der zukünftigen Bedeutung der neuen Erfindung; sie würden, sich selbst überlassen, das Abschreiben von Handschriften fortgesetzt haben. Bis auf Meister Sander bestand denn auch in Deventer keine Druckerei, unter seinem Einfluss erstanden dafür deren zwei und Murmellius blieb daraufhin, behufs Verbreitung seiner Schriften, bis an sein Ende der Verbindung mit Deventer treu. [70]

Mit seinem *Scoparius* oder Besenkehrer bezweckte Murmellius die Beseitigung veralteter Lehrbücher und ohne Zweifel hatte die Mode, die Italiener nachzuahmen, einen Antheil an diesem Eifer. [71] Hatten sich die besten Köpfe jenes Zeitalters trotz der mangelhaften Hülfsmittel hindurcharbeiten können, so wären auch die Zähne der Söhne nicht rettungslos stumpf geworden, wenn sie noch eine Zeitlang die sauren Trauben der Väter hätten geniessen müssen. Immerhin, soweit uns die mittelalterlichen Schulbücher bekannt sind, war eine Reform wohl wünschenswerth und darin liegt auch eine Erklärung für das scheinbar Einfältige und Kindische in den Surrogaten des Murmellius.

Zu einer Zeit, da in den Lateinschulen fast gar kein Griechisch gelehrt wurde, war es verständig, wenn den Docenten *die Anschaffung eines guten griechischen Wörterbuchs* zur ersten Pflicht gemacht wurde, und wenn es uns komisch erscheint, dass der Pädagoge, der solche zahme Lehren vorträgt, sich selbst mit einem revolutionairen Besen vergleicht, so sind wir selbst schuld daran. [72] Dasselbe gilt von der Empfehlung der kleinen lateinischen Textausgaben. Der sprachliche Unterricht hatte drei Jahrhunderte lang so gut wie gar keine Fortschritte gemacht. Die Beispiele wurden Kirchenvätern oder mittelalterlichen Autoren entlehnt, die lateinischen Sprachregeln bestanden aus abstrakten Bestimmungen, welche in unklaren Knüttelversen in mittelalterlichem Latein den Schülern eingetrichtert wurden. Murmellius wusste dem gegenüber genau was er that, als er seinen Schülern anstatt jener Verse einfache unansehnliche Proben des reinen Latein in die Hände gab, Prosa und Poesie, bald entlehnt einem namhaften Schriftsteller der italienischen Renaissance, bald einem Römer der späteren

Zeit, zumeist jedoch römischen Dichtern und Rednern ersten Ranges. Nur allmählich und durch Darreichung von geringen Dosen des Gegengifts konnte Murmellius hoffen, sein Ziel zu erreichen. Nachdem er aber einmal das Ei aufrecht hingestellt, erkannten die Zeitgenossen alsbald die Trefflichkeit seiner Methode. Der Erfolg seines Unterrichts in Alkmar, der Zulauf von neunhundert Studenten bedürfen keiner weiteren Erklärung.

Von dem niedrigen Standpunkte, auf den er sich herabliess, giebt uns sein *Pappa* die beste Vorstellung. Hatte man bisher die Knaben das Latein aus lateinischen Büchern lernen lassen, so griff er zur Muttersprache und führte die Sprachlehre, auf die Gefahr hin seine wissenschaftliche Befähigung angezweifelt zu sehen, auf ihren einfachsten Ausdruck zurück. Kleine Unterhaltungen in niederländischer Sprache, jeder Satz begleitet von der lateinischen Uebersetzung, das war die Form, eine rechte Milchspeise, in der er seine Sprachregeln der Jugend wie mit einem Breilöffel einflösste. [73]

Ich nenne die Sprache dieser Dialoge niederländisch; in Wirklichkeit kann man daraus ersehen, dass dazumal wie drei Jahrhunderte früher, als Meister Oliver das Kreuz predigte, in Münster und Köln, Deventer und Alkmar, kurz überall in den Niederlanden und Westdeutschland wo das Schulbuch von Murmellius dem Unterricht zu Grunde gelegt wurde, éin Idiom genügte. Es war ungefähr dieselbe Sprache, deren sich Erasmus als Kind bediente und von der er später mit Unrecht, wie wir meinen, behauptete, sie sei nicht fähig zusammengesetzte Begriffe treffend wiederzugeben, geschweige denn den Flug der Poesie und Rhetorik mitzumachen.

„Miin*) broer und ick hebben voor eyn half jaer ein luchtige kamer om twelf schillinc gehuert. — Paulus, geaccusiert der uytblivinghe, heft twe placken van den meister ontfanghen. — Ick heb Antonium notiirt, dat die heft Duyts gesproken. — Ic heb Peter notiirt der irreverencien, want hi voer einen pryester sinen hoet nicht afgenomen en heft. — Ik brenge dy ein potken half. — Ic can die gien gelic doen. — Het en sii saeck dat du mi gelic sals doen, ic sal dit cruisken dich vor den cop werpen. —

---

*) Die Beispiele sind mit allen Unregelmässigkeiten in Schreibweise u. s. w. dem Druck von 1514 entnommen.

Onse hertoch sal morgen heerschowinch doen. — Pawelis suster is so ser suverlic dat dair nicht boven en sy.“

Diese Zusammenstellung ergiebt, dass die derart sich unterhaltenden Knaben kaum das zehnte Jahr überschritten haben und dem entsprechen auch die theils naiven theils rohen Sitten, welche das Lehrbuch schildert: Johannes klagt, dass Peter auf seine Hosen gespieen, Paulus seine Schuhe benässt, der unmässige Anton des Nachts das Bett verunreinigt u. s. w. Es folgen indessen auch viele Ermahnungen, weise Sprüche und Anweisungen behufs Aneignung guter Manieren: „Du en salst nicht in de schottel steken broot dattu mit dynen tanden beroert hebbes. — Du salst gaen an die luchter syde des ghenen, die werdiger is dan du.“ Die Worte klingen mehr geldrisch als holländisch, aber sie werden im Westen der Zuidersee ebenso gut verstanden wie im Osten.

13.

Wie ich hoffe, werden meine Leser sich über das längere Verweilen bei den Ursprüngen unseres höheren Unterrichts nicht allzusehr beschweren, wiewohl ich zugestehe, dass diese Anfänge des rechten Aufschwunges entbehrt haben. Guter Wille, Hingebung und Selbstaufopferung fehlten wahrlich nicht, nur Erasmus und das Genie mangelten.

Der Heilige von Rotterdam, wie Vondel ihn nennen würde, beansprucht unsere Theilnahme zunächst als Landsmann und sodann, weil er gegenüber den berühmten Kriegsleuten, welche die Republik der vereinigten Provinzen nach ihm erzeugen sollte, den Charakter des niederländischen Volkes zur Friedenszeit in so ehrenvoller Weise repräsentirt hat. Andere thaten es mit dem Pinsel, er mit der Feder in der Hand. Lediglich äussere Umstände haben es verhindert, dass Erasmus der Stifter einer sichtbaren nordholländischen Akademie geworden ist, die erste unsichtbare datirt ohnehin von ihm und seinen Schriften her.

Allerdings hat ihn sein Vaterland nach seinem dreissigsten Lebensjahre kaum mehr erblickt, allein, obgleich er mehr für Europa als für Niederland lebte und sich zu Basel am meisten zu Hause fühlte, die Spuren seiner Herkunft und Erziehung sind niemals geschwunden. Welchen Gang auch seine späteren Studien nahmen und wie weit er auch auf dem wissenschaftlichen Gebiet

die meisten seiner Land- und Zeitgenossen übertraf, das erste Drittel seines Lebens ist darum doch in jeder Hinsicht von entscheidendem Einfluss auf seine Entwicklung gewesen. Niederland liess ihn klar werden über sich selbst und derartige Eindrücke sind unauslöschbar.

Literarische wie theologische Feinde glaubten sowohl bei seinen Lebzeiten wie nach seinem Tode ihm einen Makel anheften zu können, indem sie erkundeten und verkündeten, dass er als Sohn eines nordholländischen Dorfgeistlichen und dessen brabantischer Haushälterin entgegen allen Kirchengesetzen erzeugt worden ist. [74] Vom gesellschaftlichen Standpunkte aus haben sie Recht, von einem allgemeineren und edelmüthigeren nicht. Es gereicht vielmehr dem holländischen Dienstbotenstande wie dem niederen Klerus des 15. Jahrhunderts zur Ehre, einem solchen aussergewöhnlichen Kinde das Leben gegeben zu haben. Man mag es ein Naturspiel nennen oder eine Warnung der Vorsehung an den unwissenden niederländischen Adel, eine Lehre für den essenden und trinkenden Bürgerstand, jedenfalls wird Niemand behaupten, dass man an der wissenschaftlichen Zukunft eines Volkes verzweifeln durfte, aus dessen untersten Schichten und unter den ungünstigsten Umständen Erasmus hervorgehen konnte.

Er war nicht das erste Kind seines Vaters. Seine Mutter hatte demselben bereits vorher einen Sohn geboren und die Kirche auferlegte dem Rückfälligen, wie es scheint, eine Pilgerfahrt nach Rom als Strafe. Er verschwand für einige Zeit aus der Umgegend von Gouda, während seine Haushälterin sich zu Verwandten nach Rotterdam begab, um ihre Niederkunft abzuwarten. [75] Von dem Vater ist fernerhin nicht viel mehr bekannt, als dass er nach seiner Heimkehr die Pfarrei wieder übernommen hat und gestorben ist als sein jüngster Sohn zwölf oder dreizehn Jahre zählte. Die Mutter starb bereits etwas früher in Deventer, wohin sie mit dem genialen Knaben übergesiedelt war, um seine Gesundheit zu überwachen und ihn an dem Unterricht des unvermeidlichen Hegius Theil nehmen zu lassen. Sie scheint ihn trefflich gepflegt zu haben und vereinte, als Tochter eines Chirurgen aus Zevenbergen, vielleicht einige technische Kenntnisse mit ihrem liebevollen mütterlichen Instinkte. Eine Epidemie raffte sie in der Blüthe des Lebens hinweg. [76]

Die niederländischen Dorfgeistlichen des 15. Jahrhunderts

waren nicht zu reichlich besoldet und Erasmus hatte nach dem Ableben der Eltern nur einen kärglichen Nachlass mit dem Bruder zu theilen. Der mütterliche Grossvater und zevenbergsche Heilkünstler, der zweifelsohne zugleich Bartscherer war, besass ebensowenig Vermögen, während die väterlichen Anverwandten zu Rotterdam selbst zehn Kinder zu ernähren hatten und wahrscheinlich ein Bier- oder Weinhaus hielten. *) [77] Der Vormund in Gouda endlich war ein Schulmeister, der zunächst dem Jüngsten vergeblich Geschmack am Brüderhause zu Herzogenbusch einflössen wollte und hierauf den beiden jungen Waisen keinen besseren Rath zu ertheilen wusste, als sich in einem wirklichen Kloster den Unterhalt zu suchen.

Gewöhnliche Geister erliegen solchen Verhältnissen und unterwerfen sich, aussergewöhnliche zweiten Ranges pflegen die Vorrechte des Reichthums und der Geburt zu beneiden und bemühen sich, dieselben zu erringen. Erasmus dagegen, sobald er seine Existenz gesichert sah, schlug in bewunderungswürdiger Weise grundsätzlich alle Anerbietungen aus, die ihm von Königen, Kaisern und Päpsten gemacht wurden. Durch die Erfahrung belehrt hasste er die Armuth, welche zum Betteln, und jede Herkunft, welche zur Niedrigkeit verurtheilt. Sein grosser Verstand und sein edeles Herz bewahrten ihn jedoch vor dem Irrthum, den äusseren Dingen nach der einen oder andern Seite hin einen höheren Werth beizumessen als sie verdienen. Die holländische Bettlerwelt, aus der er hervorgegangen, war für ihn ebenso von Nutzen wie das niedere Klosterleben eine heilsame Schule.

Nachdem er in Gouda die Kenntniss der Sprachen sich angeeignet, wurde der Knabe nach Utrecht gesandt, um den Kirchengesang zu erlernen und zuzusehen, ob er sich als Chorknabe sein Brod verdienen könne. Damals hat er sich vielleicht auch im Zeichnen und Malen geübt, was er später, ebenso wie die Musik, für immer aufgab. [78] Seine Neigungen wandten sich den Wissenschaften, nicht den Künsten zu, Lesen war seine Leidenschaft.

Die mittelniederländische Literatur war für ihn freilich nicht vorhanden, ebensowenig wie die übrige mittelalterlich-europäische

---

*) Vor ihrer Wohnung befand sich eine Laubhütte. Das Geburtshaus von Erasmus ist nach einer Zeichnung von Kortebrant, 18. Jh., in Oude Tijd, 1869 S. 9 abgebildet.

in den verschiedenen Landessprachen. Villehardouin, Joinville, Dante scheint er nicht gekannt oder geschätzt zu haben, die älteren vaterländischen Autoren wie Maerlant, Stoke *(litterae inamoenae)* sah er kaum an, dafür wusste aber der Zwölfjährige den Horaz und Terenz auswendig.

Von den Fortschritten, die er in Deventer und Herzogenbusch gemacht, hielt er selbst späterhin nicht viel; er fand, dass der Unterricht in Niederland ungeachtet der merklichen Besserung doch noch höchst ungenügend sei [79], und in der That trat ein wirklicher Aufschwung erst ein zufolge seines Wirkens und der Sucht der niederländischen Philologen nicht hinter ihm zurückzubleiben.

Seine erste bedeutendere Arbeit in lateinischer Prosa, untermischt mit einigen Versen — auch der Poesie entsagte er später — stammt aus seinem achtzehnten Jahre, aus seiner Prüfungszeit als Augustinermönch in dem Kloster Emmaus zu Stein bei Gouda. [80] In eilf kurzen Kapiteln, welche viele Jahre später um ein vielfach korrigierendes und widerrufendes zwölftes Hauptstück vermehrt wurden, empfahl er das Klosterleben und handelte über „das Fliehen aus der Welt“. [81] Der Ton der Schrift sticht merklich ab von dem der *Nachfolge Christi.* Während Thomas von Kempen von der Höhe herab Angesichts der Nichtigkeit alles Irdischen einen heiligen Lebenswandel gebietet, sucht der junge Erasmus mit Beweisgründen darzuthun, dass sich das Klosterleben empfehle im Interesse sowohl eines guten Gewissens, tadellosen Wandels und ruhigen Todes als auch eines freien, ungestörten, vielseitigen Studiums! Auch das Latein des Erasmus weicht von dem des Thomas bereits weit ab und nähert sich dem klassischen; es verfügt über weit mehr Ausdrücke und Redewendungen und bezeugt eine grössere Bekanntschaft mit den Schriften der Alten. Zwar fehlen auch hier die Bibelcitate nicht, doch sind sie nur selten und bilden nicht entfernt den Hauptinhalt wie bei Thomas.

Dennoch wurzelt auch die Schrift des Erasmus in der Mystik seiner Zeit und seines Landes, und in der Verherrlichung der Klostergelübde giebt der eine Augustiner dem andern nichts nach. Ein ganzes Kapitel, und zwar das längste, schildert die religiöse Begeisterung einer Jugendfreundin, welche herangewachsen den Schleier nahm ungeachtet der Thränen und Bitten von Vater und Mutter, Brüdern und Schwestern. Erasmus bezeichnet diese Mar-

garetha als eine mustergültige Glaubensheldin und hebt mit Bewunderung hervor, dass sie in dem Kreise der weinenden und jammernden Eltern, Geschwister und Freunde — auch Erasmus wohnte dem Auftritte bei — einzig und allein ein ruhiges Lächeln auf den Lippen hatte. [82]

Vielleicht selbstsüchtiger aber nicht minder warm huldigt er der Klosterzelle als dem Studierzimmer. Zwar werden darin nur Bücher und nochmals Bücher angetroffen, allein das Durchlesen derselben versetzt den jungen Weisen in das Paradies. Andere mögen Wirthshaus oder Tanzsaal vorziehen, er hält es mit dem weiten Walde der wissenschaftlichen Welt, mit den Strömen, Gebüschen, Weiden und Wiesen, auf welchen Rosen und Lilien im Grase erblühen, Veilchen sich verstecken. Verlangt seine Seele nach göttlicher Unterweisung aus erster Hand, so greift der junge Mönch nach dem alten oder neuen Testament. Will er einen Kirchenvater um Rath fragen, er braucht ihn nur aufzuschlagen. Hat er aus der Welt eine alte Liebe für die ungeweihte Muse mitgebracht, so darf er in seinen freien Stunden auch dieser Neigung fröhnen, vorausgesetzt dass sie platonisch bleibe. Wer die Schule der Propheten, Apostel und Theologen durchlaufen, weiss das Heilsame und das Giftige bei den Philosophen und Dichtern der Alten zu unterscheiden. In seinem literarischen Blumengarten fühlt er sich reicher als ein König. [83]

Aus derselben Zeit stammt eine Grabrede des Erasmus auf eine Wittwe aus Gouda, welche als Mutter von drei heirathsfähigen Töchtern in der Vollkraft ihres Lebens gestorben war. Ihr Gemahl oder ihr Vater hatte ihr dem Anschein nach ein ansehnliches Vermögen hinterlassen, welches sie so edelmüthig verwandte, dass sie als Wohlthäterin allgemein bekannt war. Dabei war sie ungewöhnlich fromm und gastfrei und lud die Klosterbrüder von Emmaus regelmässig zu Tische. Erasmus, dem sie mehr als anderen gewogen war, bewundert ihre unbegrenzte Gottesfurcht und führt verschiedene Beispiele dafür an. Sie widmete sich nicht nur unablässig einem grossen Spital in Gouda, sondern lud auch an jedem Charfreitag dreizehn Arme zu sich, welchen sie eigenhändig vor Tische die Füsse wusch. Eine ihrer Töchter wurde bald nach der Verheirathung schwer krank. Erasmus, von der Mutter davon unterrichtet, eilte in deren Wohnung in der Meinung, sie vor Schmerz gebrochen zu finden. Allein die Matrone, Bertha van

Heyen mit Namen, deren Tochter inzwischen gestorben, äusserte zu ihm: „Ihr kommt mich zu trösten, aber ist nicht derjenige, der mir die Tochter genommen, derselbe, der sie mir gegeben? Habe ich ein Recht, mich zu beklagen? Sie ist hingegangen zur Strafe für meine Sünden.“ [84]

14.

Es ist wohl beachtenswerth, dass Erasmus, der späterhin die Mönche so eifrig verfolgte und den Mädchen so eindringlich vom Nonnenschleier abrieth [85], sich in seiner Jugend so bewundernd über das Opfer der Margaretha und die Zelle des Thomas von Kempen aussprach. Aber nicht minder merkwürdig ist es, dass bereits in der Grabrede auf Bertha van Heyen Aeusserungen sich finden, welche auf den Beginn der Entnüchterung hinweisen.

Erasmus hatte sehr bald empfunden, dass die meisten holländischen Mönche seiner Zeit unerzogene Leute waren und sich in Gegenwart einer gebildeten Frau nicht zu benehmen verstanden. „Wenn wir bei Frau Bertha zu Tische sassen, berichtet er, und einer von uns durch seine Reden den guten Ruf Anderer gefährdete, so machte sie dem schlimmen Gespräch sofort ein Ende, indem sie sagte: Ich bitte Euch, Brüder, an meinem Tische keinen Abwesenden zu beleidigen noch Dinge zu berichten, welche einem Dritten nicht zur Ehre gereichen, denn ich höre dergleichen ungern.“

Eine solche Frau, das fühlte Erasmus, bedurfte nicht des Schleiers um eine treffliche Christin genannt zu werden. Von ihrer Jugend sprechend, äusserte er: „Sie war schön, reich und ein Muster an Tugend und Gottesfurcht. Ihr werdet fragen, warum entsagte sie nicht der Welt und zog sich in ein Kloster zurück? Gewiss das wäre vorsichtiger gewesen, indessen meiner Ansicht nach ist es weitaus verdienstlicher, inmitten aller irdischen Verführungen ein reines unschuldiges Leben zu führen und selbstbewusst seinen eigenen Pfad zu wandeln, während die Welt ringsum jagt und treibt. Nur die Tugend befähigt dazu.“

Erasmus besass schon frühe eine Vorliebe für das Kloster, willig liess er sich einkleiden und durch den utrechter Bischof zum Priester weihen. Der äussere Zwang, der dabei mitwirkte, bestand nur zur Hälfte in Ueberredung, zur anderen Hälfte war sein Eintritt freiwillig. [86] Doch nicht minder früh gelangte

er zur Ueberzeugung, dass, um sein Ideal eines Lebens für und um der Studien willen zu verwirklichen, das Kloster nicht nur entbehrlich sei sondern weit eher als ein Hemniss denn als ein Hülfsmittel bezeichnet werden müsse. Niemand hatte ihm die Kappe aufgesetzt, wie hinterdrein gesagt wurde; aus eigener Ueberzeugung, wenn nicht aus eigenem Antriebe, hatte er sich den Strick um den Hals gelegt. Kaum war die Schnur befestigt, so empfand er sie als Fessel und verglich sein Leben dem des Vogels an der Kette.

In dieser Stimmung schrieb er um dieselbe Zeit die „Ode an einen Freund“, welche eine tiefe Niedergeschlagenheit verräth und beweist, dass es ihm leichter wurde Anderen die Klosterzelle anzuempfehlen als sich selbst mit so geringem Raume zu begnügen. „Weh mir! Trübsinn, Verzweiflung und Arbeit reiben mich auf. Ein grausames Geschick gönnt mir keinen Augenblick zum Aufathmen, verschafft meinem Leid nicht die geringste Linderung. Traurig verlaufen meine Tage. Durch welche Unthat habe ich den Himmel beleidigt, dass ich eine Strafe erdulden muss würdig der Märtyrer des Styx? Die Erde wird nach der Hitze des Sommers durch lange schattige Tage und frische Nebel erquickt, der Schnee kommt und vergeht je nach dem Bedürfniss der Aecker, nur mir bringen die Zeiten des Jahres keine Minderung der Pein, unausgesetzt bestürmen Sorgen meine Seele, schwellen Thränen meine Augen.“ [87]

Wenn wir bedenken, wie wenig dieser junge so tief gebeugte Mann bedurfte um glücklich zu sein, so vermögen wir kaum ein Lächeln zu unterdrücken. Denn äusserlich betrachtet war der Unterschied zwischen der verwünschten Klosterzelle der Jugend und dem Studierstübchen des Mannes, welches ihm wie ein Himmel auf Erden erschien, wahrlich nicht bedeutend.

Erasmus hat niemals an das Heirathen gedacht, niemals es für seinen Beruf erachtet, ein guter Hausvater zu werden, niemals eine öffentliche Stellung bekleiden wollen. Als er in der Blüthe seiner Jahre das Zwiegespräch zwischen dem Offizier und dem Karthäuser schrieb, schilderte er den letzteren so anziehend, dass er selbst beinahe eifersüchtig erscheint. [88] Jedoch der idealisirte Karthäuser bestand eben nur auf dem geduldigen Papier, wäre Erasmus in Emmaus geblieben, er hätte das Schicksal eines wirklichen Mönches theilen müssen. Ihm war es weder um neue

Bande noch um Fessellosigkeit zu thun sondern um Freiheit. Er fühlte, dass sein Land grösser war als das Kloster, die Welt grösser als sein Land und er in der Welt eine ebenso nutzenbringende wie ruhmreiche Lebensaufgabe zu erfüllen habe. In seiner Zelle wurde er von der Bewegung des Jahrhunderts ergriffen, aus seinen Büchern wurde ihm der Gegensatz zwischen seiner barbarischen Umgebung und dem Wesen einer höheren Kultur offenbar; er sehnte sich nach Luft und Licht. So erklären wir uns sein ungeduldiges, zehn Jahre andauerndes Rütteln an den Stäben seines vergitterten Fensters.

Wiewohl günstigere Umstände Erasmus schliesslich als Begleiter eines schottischen Prinzen nach Rom geführt haben und er in der Druckerei des Aldus Manutius die Probebogen seiner „Sprüchwörter“ korrigieren konnte, so kam doch eine Zeit, da ihm etwas noch über Italien ging: Basel und die Freiheit. Er gelangte mit den Jahren zu der Einsicht, dass eine Wirksamkeit, wie sie seinen Träumen vorschwebte, nicht gebunden sei an das Land oder die Stadt, in welcher die aus dem Osten vertriebene Kultur des Alterthums zufällig eine Zufluchtsstätte gefunden. Es war ihm gleichgültig, dass die Italiener seiner nicht bedurften und ihn beim Unterricht nicht verwenden konnten, weil sein niederländischer Accent bei der Aussprache des Latein ein Hinderniss bildete [89], denn nicht im Reden sondern im Schreiben lag seine grösste Kraft. Mit der Feder sollte er der Lehrmeister Nordeuropas werden. In seiner Jugend trieb es ihn jedoch mächtig nach Italien und zum zweiten Male war er der Verzweiflung nahe, als eine Aussicht auf Wohlstand und Unabhängigkeit schnell verflog und der Fluch der Armuth ihn aufs neue an die Scholle fesselte. Es nützte nicht viel, dass ein Bischof von Cambrai ihn zu seinem Sekretair annahm, denn der Zweck, zu dem der Praelat seiner bedurfte, wurde nicht erreicht und das Einzige was der Exsekretair bei dem Wechsel der Laufbahn gewann, war die Uebersiedelung nach Paris. Hier konnte er allerdings seine Studien fortsetzen und sich einen Unterhalt durch Unterricht erwerben, ja selbst soviel erübrigen, dass er sich einen Ausflug nach Zeeland und England erlauben durfte, um alte Bekanntschaften aufzufrischen und neue anzuknüpfen. Allein seinem eigentlichen Ziele kam der nun schon Dreissigjährige, der immer noch Tag für Tag sich sein Brod verdienen musste, darum nicht näher.

Ueberdies war Paris keineswegs das Endziel seiner Wünsche. Es war nicht mehr der Brennpunkt der damaligen Bildung; das freisinnige College de France bestand noch nicht, während an der Sorbonne die mittelalterliche Scholastik immer noch officiell dociert wurde. Rom überschattete zur Zeit die französische Hauptstadt und ein Jeder, der aus erster Quelle schöpfen wollte, musste Italien aufsuchen. Nur der in Italien erworbene Doktorhut verlieh dem Inhaber ein höheres Ansehen.

Wir stossen hierbei auf einen gesellschaftlichen Missstand des 16. Jahrhunderts, der erst dreihundert Jahre später und auch dann keineswegs überall beseitigt worden ist. Walther Scott war im Stande ein Vermögen zu erwerben, wiewohl er zu Beginn nur von Engländern gelesen wurde. Erasmus dagegen, dessen Latein ihm den Zugang zu den gebildeten und vermögenden Kreisen eines ganzen Welttheils eröffnete, vermochte es nicht weiter zu bringen als einen Verleger zu finden.

Im 15. Jahrhundert war es allerdings noch schlimmer. Froissart, der als irrender Ritter von der Feder gewissermassen ein Vorläufer des Erasmus war und ebenfalls dem Volke entstammte, ebenfalls zum Priester bestimmt und zeitweise Privatsekretair war, ihm blieb zuletzt keine andere Wahl als sein Talent zu begraben oder Schmarotzer zu werden. [90] Die mittelalterliche Gesellschaft hatte keinen Platz für derartige Schriftsteller, welche sich von der Klosterzelle losgesagt hatten und für den Unterricht keinen Beruf in sich fühlten. Sämmtliche Dichter jener Zeit waren Bettler, wenn sie nur Dichter waren, und nicht minder darbten alle Prosaiker, wenn ihre Prosa ihr einziges Kapital bildete.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst hat dieses Missverhältniss allmählich ausgeglichen. Erasmus jedoch lebte in der Zeit des Uebergangs, welche allerdings bereits recht viele Bücher druckte, doch noch lange nicht genug, um den Verfassern nach Abzug der Unkosten einen Lebensunterhalt zu gewähren. Unbemittelte Schriftsteller wurden deshalb Korrektoren in den Druckereien und erhielten Tagegelder, von Honorar für die eigenen Geisteserzeugnisse war keine Rede, ja es galt nicht einmal für anständig, von dem Verleger Geld anzunehmen. [91]

Froissart, der nicht studierte sondern nur zu dem Zweck, historische Berichte und Anekdoten zu sammeln, von Land zu Land zog, vermochte überall zu arbeiten, wo er einen gedeckten

Tisch und ein aufgemachtes Bett vorfand. Nicht so Erasmus. Dieser hatte unaufhörlich neue Hülfsmittel für seine Studien nöthig, er musste die verschiedenen Bibliotheken aufsuchen, mit Gelehrten verkehren; er bedurfte einer eigenen kleinen Büchersammlung und eines eigenen Studierzimmers. Zwar verlangte er vom Leben keineswegs so viel als es fünfzig Jahre zuvor dem italienischen Philologen Filelfo zugewiesen, der mit achtzehn Jahren Professor des Griechischen in Padua, von Venedig das Ehrenbürgerrecht sowie das Anerbieten erhielt, nach Konstantinopel gesandt zu werden um seine griechischen Studien daselbst nach Herzenslust fortsetzen zu können. Ein Herzog von Mailand hatte ihn mit Gaben überschüttet, ein Papst durch glänzende Anerbieten nach Rom gelockt. [92] Allein wenn auch der Ehrgeiz des Erasmus derartige Auszeichnungen nicht begehrte, so kannte er doch seine Bedürfnisse. Seine Wünsche gingen auf den Besitz eines ruhigen aber guten wohlgesattelten Pferdes, damit er sich frei bewegen könne, den eines zweiten für den Transport von Büchern und Schreibzeug, sowie eines dritten für einen flinken jungen Diener, der im Nothfall die Botschaften seines Herrn ausrichten könne. Ferner verlangte er nach einem kleinen aber festen Einkommen, welches hinreiche zur Bestreitung des Unterhalts seines Hauses und ihm ermögliche, sich ganz den Studien zu widmen. Im Uebrigen wollte er weder Knecht noch abhängiger Hausgenosse noch bezahlter Diener irgend Jemandes sein. [93]

Die gesammte zweite Hälfte seines siebzigjährigen Lebens hat sich Erasmus in dem Besitz dieses bescheidenen Ueberflusses befunden und er hat die einmal erworbene Unabhängigkeit vertheidigt mit der ängstlichen Sorge eines Mannes, der aus eigener Erfahrung das bittere Brod der gesellschaftlichen Verbannung kannte und wusste wie schwer das Bittstellern fällt. Eine niederländische Ständeversammlung bot ihm, freilich etwas spät, ein ansehnliches Geldgeschenk an, englische Freunde verhalfen ihm zu verschiedenen Pfründen, Karl V. ernannte ihn zum kaiserlichen Rath mit der Befugniss seinen Gehalt, wenn er bezahlt wurde, zu verzehren wo es ihm beliebe.

Jahre lang hat Erasmus auf diese Weise unbesorgt und meist in Basel zubringen dürfen. Er konnte sich in Freiburg ein Haus bauen, den ihm von Paul III. angebotenen Kardinalshut ausschlagen und sich trösten, als ihm das vom Papste zugedachte

Priorat in Deventer entging. Wenn seine Kräfte hingereicht, hätten seine Mittel es ihm gestattet, sein letztes Lebensjahr in Besançon zu verleben und dem baselschen Reformeifer zu entweichen. Sein Nachlass enthielt siebentausend Dukaten, welche theils an die Armen von Basel theils an gute Freunde in Gestalt von Geschenken vertheilt wurden. [94]

15.

Für alle ungewöhnlich begabte Männer, welche als Findlinge in das Leben geworfen werden, ist die Welt eine harte Schule, am härtesten für Männer mit weichem Gemüth, denn ihr Genie wird durch das Missgeschick, welches andere Charaktere läutert und stärkt, gebeugt und geknickt.

Das Ungewöhnliche im Charakter des Erasmus liess ihn bei allen Widerwärtigkeiten der langen Lehrjahre seinen guten Humor behalten, wiewohl er höchst ungeduldig wurde. Zu einer Zeit da alle Menschen in allen Dingen heftig Partei ergriffen und man für keinen guten Bürger galt, wenn man sich nicht für schwarz oder weiss, viereckig oder rund entschied, wusste er mit einer Geschicklichkeit sondergleichen alle Extreme zu vermeiden. Die Lutheraner warfen ihm vor, dass er ein unverbesserlicher Katholik, die Katholiken, dass er mehr wie ein halber Lutheraner sei. Humanisten schmähten ihn als Abtrünnigen, Theologen stempelten ihn um seines Humanismus willen zu einem Freigeist. Ein Philologe schalt ihn, weil er das ciceronianische Latein getadelt, und sein Ruhm war es, die zierlichsten lateinischen Briefe seit Cicero schreiben zu können. Ein Papst nahm die Widmung seiner Ausgabe des neuen Testamentes an, ein päpstlich gesinnter Kaiser liess die Exemplare durch die Diener der Inquisition aufsuchen und vernichten. Zeit- und Landgenossen von ihm wurden lebend verbrannt, weil sie Ueberzeugungen vertraten, die auch die seinen waren; er selbst hätte lieber alle seine Ueberzeugungen verläugnet als einen einzigen Menschen auf das Blutgerüste geliefert. Niederländer von Geburt war er zugleich ein geborener Kosmopolit; hervorgegangen aus dem Volke hasste er weder Volk noch Adel noch Bürger. Ein gehorsamer Sohn der katholischen Kirche war er unermüdlich im Plagen ihrer Vorsteher. Die Unwissenheit der Mönche war dem einstmaligen Augustiner tief

zuwider, allein auch die lutherischen Feldprediger schienen ihm kein Gewinn für die Bildung. Gekrönte Häupter beehrten ihn mit ihrer Freundschaft, doch entgingen darum selbst die Inhaber der dreifachen Krone nicht seiner Kritik. Er war vielleicht der weiseste Mann seiner Zeit und wird stets fortleben als Lobredner der Narrheit.

Wir besitzen von Erasmus, abgesehen von seinen Büchern, mehr als achtzehnhundert Briefe und schwerlich giebt es ein Menschenleben des 16. Jahrhunderts, welches so bis in alle Einzelheiten hinein bekannt ist wie das seine. Schwerlich wird man aber auch eine Persönlichkeit finden, welche so aus einem Gusse war wie die seine. Alle seine Tugenden haben die entsprechenden Fehler zur Folie und alle seine Fehler sind die Fehler seiner Tugenden.

Nur auf diese Weise ist es zu erklären, dass die Armuth seiner Jugend trotz der Empfindlichkeit seiner Nerven mehr seinen Körper als seinen Geist angriff und ihm selbst in Paris oder Orleans, als er sich blos ein ärmliches Kosthaus gestatten konnte, das Schauspiel einer Prügelei zwischen seiner Wirthin und deren Magd als ein nicht unartiger Zeitvertreib erschien.

Ich habe dabei einen jener Briefe im Auge, welche um 1500 herum in der Ferienzeit an Freunde gerichtet seine damalige Gemüthsstimmung so trefflich illustriren.

Ein vermögender und gebildeter niederländischer Kaufmann, von dem wir nur wissen, dass er Christian hiess und seinen jüngeren Bruder der Leitung von Erasmus in Paris übergeben hatte, empfing hie und da ein Schreiben. Das eine derselben lautet wie folgt:

„Heute war ich sehr beschäftigt. Womit? wirst Du fragen. Antwort: mit dem Beiwohnen eines Schauspiels und zwar eines fesselnden Schauspiels. War es ein Lust- oder Trauerspiel? Je nach dem wie man es nehmen will, doch muss ich bemerken, dass die Schauspieler nicht kostümirt waren, das Stück nur einen Aufzug hatte, die Darsteller nicht auf dem Kothurn sondern barfuss einherschritten, nicht getanzt wurde, der Erdboden die Bühne abgab und mein Speisezimmer das Amphitheater bildete. Die Handlung wurde um so gesprächiger je mehr sie sich verwickelte und beim Eintritt der Lösung war das Gepolter vollkommen. — Du glaubst, dass ich zu Deiner Unterhaltung einen Schwank erfinde?

Keineswegs Christian, ich bin Historiker. Die Vorstellung, deren Augenzeuge ich war, bestand in einem Zweikampf zwischen meiner Hauswirthin und deren Magd. Fanfaren kündigten bereits geraume Zeit vor Beginn des Streites denselben an d. h. ein heftiger Wortwechsel ging dem Gefechte vorauf. Auf diesem Gebiete stand keine Partei der andern nach, keine behielt die Oberhand. Die Handlung ging vor sich im Garten, während ich am Fenster des Speisezimmers stand und schweigend zuschaute. Nun aber die Katastrophe! Nach Ablauf des Gefechts kam die Magd in mein Zimmer, um das Bette aufzumachen. Ich knüpfte mit ihr ein Gespräch an und machte ihr mein Kompliment, dass sie hinsichtlich des Schreiens und Scheltens der Herrin nicht nachgestanden, drückte ihr jedoch zugleich mein Bedauern darüber aus, dass sie dem Anschein nach tapferer mit der Zunge als mit den Händen sei. Denn die Wirthin, eine muskulöse, athletisch gebaute Person, hatte die Gewohnheit, ihre Fingerknochen auf dem Haupte der weit kleineren Magd niederfallen zu lassen. Habt Ihr denn keine Nägel, fragte ich sie, dass Ihr das so geduldig ertragt? Lachend erwiderte sie, dass es ihr weniger an Muth als an Kräften fehle. Meint Ihr denn, frug ich weiter, dass es im Kriege zumeist auf die Kraft ankomme? bei jeder militairischen Unternehmung ist der Plan das wesentlichste. — Sie fragte, welchen Plan ich ihr denn anempfehlen könne. Ich sagte, wenn die Herrin das nächste Mal wiederum losschlägt, so müsst Ihr sofort ihr die Haube vom Kopfe reissen und ihr dann in die Haare fahren. — In Paris pflegen nämlich ältere Frauen schwarze Hauben zu tragen. — Ich dachte nicht im mindesten daran, dass sie diesen Scherz für Ernst nehmen sollte, allein am Abend gegen Essenszeit kam ein Mitbewohner des Hauses athemlos hereingestürzt und rief: Freunde, wenn Ihr eine arge Rauferei mitansehen wollt, so kommet rasch! Wir beeilten uns so viel wir konnten und fanden Wirthin und Magd handgemein im Garten. Nur mit Mühe trennten wir die Streitenden, aber die zurückbleibenden Spuren zeugten von der Hitze des Kampfes. Hier lag eine Haube, dort ein Tuch, die Erde war bestreut mit Haaren; erbarmungslos waren die beiden einander zu Leibe gegangen. — An der Tafel berichtete die Wirthin, höchlichst entrüstet, wie brutal sich die Magd benommen. Ich wollte sie zurechtweisen, sagte sie — (sie meinte, ich wollte sie die Kraft meiner Fäuste fühlen lassen) — da riss sie mir mit einem Male

die Haube vom Kopfe — (ich ersah daraus, dass ich nicht vergeblich gesprochen) — warf mir dieselbe ins Gesicht — (diesen Punkt hatte ich nicht berührt) — und riss mir hier und hier und hier die Haare aus, seht nur! Himmel und Erde nahm sie zu Zeugen, dass sie noch niemals ein solch bösartiges kleines Ding in ihren Diensten gehabt. Wir getrösteten sie mit dem Hinweis auf die Unsicherheit alles Menschlichen und den Wechsel der Kriegsaussichten. Im Stillen jedoch wünschte ich mir Glück, dass sie mich nicht im Verdacht der Mitschuld hatte, sonst hätte auch ich zu meinem Schaden erfahren, dass sie über eine Zunge verfügte.“ [95]

Auch bei Dante findet sich die Schilderung eines ähnlichen Auftritts, ja Dante geht noch weiter und theilt sogar die eigenen Worte der Streitenden mit. [96] Indessen Erasmus hatte keine literarische Nebenabsicht wie Dante. Er fischte lediglich die unterhaltende Anekdote aus der Erbärmlichkeit seiner gedrückten Existenz heraus und zeichnete zwei fechtende pariser Weiber mit demselben niederländischen Malertalent, mit dem sein zukünftiger Freund Quentin Massys um dieselbe Zeit die antwerper Wucherer darstellte.

16.

In dem späteren Leben des Erasmus haben die Frauen eine so unbedeutende Rolle gespielt, dass wir gerne die Züge hervorheben, welche den Einfluss des schwächeren Geschlechts auf seine Entwicklung berühren.

Eine niederländische Frau aus dem Volke, seine Mutter, hat liebevoll seine Kinderjahre überwacht, eine niederländische Bürgersfrau dem jungen Mönche ihre Freundschaft geschenkt und ihn zuerst vor seinen Klostergenossen ausgezeichnet, eine niederländische Edelfrau zuerst an seine Zukunft geglaubt und in ihr Haus aufgenommen.

Sie war Wittwe und tugendsam wie Bertha van Heyen, nur weit jünger als diese, eine Dame der grossen Welt, mehr oder minder Beschützerin der Wissenschaften und Literatur und vor allem erfüllt von dem Gedanken, dass sie ihren Kindern und insbesondere ihrem einzigen Sohne eine vorzügliche Erziehung schuldig sei. Hätte es von ihr abgehangen, die Aussichten des Erasmus auf Besserung seiner Lage während seines unsteten

Wanderlebens in Frankreich und England wären verwirklicht worden.

Anna van Borssele war, als Erasmus sie kennen lernte, durch ihre Vermählung mit einem Abkömmling des Hauses Burgund, dem Sohne eines Halbbruders von Karl dem Kühnen, Prinzessin von Geblüt und verwandt mit dem spanischen Thronfolger Philipp dem Schönen (1478—1506). Ihre Mutter war eine Bourbon, ihr Vater neben oder nächst dem Abte von Middelburg der erste Edelmann von Zeeland, sie selbst als einziges Kind Erbin seiner sämmtlichen Einkünfte und Besitzungen. Ihr Bildniss schmückt noch heute eine der sieben Nischen im Rathhaus zu Veere. [97]

Die gewichtigen Aderlässe, welche die holländischen und zeeländischen Edelen durch Karl den Kühnen, Maximilian und Philipp den Schönen zu erleiden hatten in der Form von Steuern, Schiffs- und Truppenlieferungen, Uebertragung kostspieliger Gesandtschaften u. dgl. m., scheinen selbst das ansehnliche Vermögen von Anna's Vater, Wolferd VI. von Borssele, erschöpft zu haben. Die glänzende Erbtochter trat eine mit Schulden belastete Nachlassenschaft an. [98]

Vielleicht hätte eine zweite Ehe mit einem reichen Manne Alles ins Gleiche bringen können, doch wollte die dreissigjährige Wittwe, welche in ihrer ersten Ehe nicht auf Rosen gebettet gewesen, davon nichts hören. Gerade als sie den um vier oder fünf Jahre älteren Erasmus kennen lernte, hatte sie ihre Neigung einem jungen Manne von ungewöhnlicher Schönheit aber mittelmässiger Herkunft und geringem Vermögen geschenkt, Herrn Ludwig von Montfoort, einem armen Adonis. Ihrer Energie gelang es, dem Manne ihrer Wahl, den sie nach wenig Jahren verlieren sollte, die Huldigung als Herrn von Veere zu verschaffen, aber die Heirath missfiel den burgundischen Verwandten, Processe und Beschlagnahmen waren die Folgen. Die scheinbare Millionärin war in Wahrheit ziemlich arm. [99]

Wenn Erasmus dieses gleich zu Beginn gewusst, so hätte er sich keinen trügerischen Hoffnungen hingegeben, als einer seiner Jugendfreunde, der Hofmeister des Söhnchens von Anna geworden, ihm Briefe voll begeisterten Lobes über Mutter wie Zögling nach Paris schrieb. Dieses Hirngespinst war die letzte grosse Enttäuschung seiner Jugend.

Als er einer Einladung der Prinzessin zu einem Besuch in

Cortgene gefolgt, von ihrem liebenswürdigen Charakter, ihrer Güte und ihrem Geschmack für Literatur den günstigsten Eindruck empfangen hatte und obendrein durch ihre scheinbar grossartige Lebensweise geblendet worden war, glaubte er, sie brauche nur ein Wort zu sprechen, um ihm die damals dringend ersehnte Fahrt nach Italien zu ermöglichen. Der gastfreie Empfang und Versprechungen, welche sie ihm anfänglich machte so lange sie die Feindseligkeiten der Anverwandten ihres ersten Gemahls und deren Folgen noch nicht ahnte, bestärkten ihn in seinem Wahn. Die Erinnerung an die in Cortgene verlebten guten Tage liess ihn nicht los. Eine Fürstin von diesem Range, die Gebieterin einer halben Provinz und Nichte des Königs, musste nach ihm im Golde schwimmen. Nichts könne ihr angenehmer sein und leichter fallen, als einen armen aber reich begabten Augustinermönch ohne Stellung in den Stand zu setzen, seine Studien zu vollenden. War es denn nicht ehrenvoll für eine niederländische Fürstin, Beschützerin eines Gelehrten zu heissen, der den Beruf in sich fühlte, den Grundstein zur nordeuropäischen Renaissance zu legen?

Ein halb Dutzend Briefe, welche unter dem frischen Eindruck der ebenso schnell vereitelten wie entstandenen Hoffnungen geschrieben sind, gestatten uns einen Einblick in das stürmisch erregte Gemüth des Erasmus. Zwei oder drei Schreiben sind an jenen Hofmeister des kleinen Adolf von Burgund, Jakob Battus, gerichtet, einen Mann von nicht geringer Begabung, der indessen frühzeitig aus dem Leben schied.[100] Ein weiterer Brief trägt die Adresse des jungen Lord Mountjou[101], Erasmus' Schüler in Paris, ein anderer an Prinzess Anna selbst ist ein Lobgedicht in Prosa, verfasst zu einer Zeit, da sich die schönen Aussichten noch nicht vollkommen verflüchtigt hatten.[102]

Müssten wir unser Urtheil lediglich nach diesem letzten Briefe bilden, so würden wir weder eine deutliche Vorstellung von dem Stande der Angelegenheit noch eine günstige Meinung von dem Geschmack sowohl des Erasmus wie der Prinzessin erhalten. Schon die Wahl der Briefform ist unnatürlich, denn Erasmus erzählt der Dame ihre eigene Lebensgeschichte und ergeht sich in dem Lobe ihrer Tugenden als Fürstin, Gattin und Mutter. Noch unangenehmer berührt es aber, dass er in Anlass ihres Namens Anna die Schwester der Königin Dido wie die Mütter der Jungfrau Maria und des Propheten Samuel der Reihe nach auftreten lässt.

Erasmus fand diesen Stil ebenso geschmacklos wie wir und hat sich seiner nur ein einziges Mal bedient, weil er meinte, das gehöre sich so.

Seine eigentliche Ansicht ergeben die Briefe an Battus, welche sowohl der freudigen Hoffnung Ausdruck verleihen, dass nun alles gut gehen werde, wie auch der Ahnung, dass die Sache eine schlimme Wendung nehmen könne. Die Einladung der Prinzessin schmeichelt ihm, doch besorgt er, dass er in ihrem glänzenden Hause keine gute Erscheinung abgeben werde. Gleichzeitig verwundert er sich aber, dass sie ihm zur Reise ein abgelebtes Pferd und ein so geringes Reisegeld sendet, dass er davon die Kosten unmöglich bestreiten könne.

Nachdem er die Bekanntschaft der Prinzessin gemacht, ist er entzückt von ihrer Liebenswürdigkeit, Freundlichkeit und Güte. Sie verheisst ihm ein Jahrgeld von zweihundert Goldfranken und er ist überzeugt, dass Battus ihm einen Wechsel auf ein pariser Haus zur Reise nach Italien erwirken wird. Er bereitet eben die erste Auflage seiner *Adagia* — (achthundert griechische und lateinische Sprüchwörter mit Erläuterungen) — zum Drucke vor und gedenkt das Buch ihrem Söhnlein Adolf zu widmen; inzwischen korrespondirt er mit ihr französisch, aus Furcht zu viel Latein könne sie abschrecken. Allein ein Jahr vergeht und er erhält nichts. — Endlich berichtete Battus, dass die Finanzen der Prinzessin sich keineswegs in glänzendem Zustande befänden und bei einem zweiten Besuche sollte denn auch Erasmus sich davon überzeugen, dass ihre Güter sequestrirt, sie selbst unter Aufsicht gestellt, eher einer Unterstützung bedurfte als eine gewähren konnte. Bis dahin glaubte er jedoch nicht recht an ihre finanzielle Bedrängniss oder schrieb dieselbe ihrer Neigung zu ihrem jungen Bräutigam zu, dem zu Liebe sie thörichte Ausgaben mache.

„Sie verschwendet, antwortete er, ihre Zeit und ihr Geld an ihren Ludwig *(nugatur et lusitat)* und wenn sie ihre Finanznoth vorschützt, um nichts zu geben, so bin ich überzeugt, dass sie niemals etwas geben wird, denn dergleichen Entschuldigungen haben die Grossen immer zur Hand. In der That eine nette Geschichte, dass sie, deren Haushalt Unsummen verschlingt, nicht einmal einige armselige hundert Franken für mich erübrigen kann. An Mitteln, um verschiedene dumme Pfaffen zu unterhalten, fehlt es ihr nicht; wohl aber bleibt nichts übrig, wenn es gilt einem

Manne die Unabhängigkeit zu sichern, welcher Bücher verfassen kann, die es werth sind unsterblich zu bleiben — entschuldige diese Grosssprecherei. Ist sie in Ungelegenheiten gerathen, wie ich gern glaube, so ist es ihre eigene Schuld. Warum lässt sie sich mit jenem schmucken Stutzer *(bellus ille homunculus)* ein, anstatt, wie es ihrem Alter und Geschlecht geziemt, sich mit einem achtbaren gesetzten Manne zu vermählen? Schlägt sie sich diese Thorheit nicht aus dem Kopf, so wird sie in noch grössere Schwierigkeiten gerathen. Glaube jedoch nicht, dass ich als ihr Feind so spreche. Im Gegentheil, ich schätze sie hoch wie das auch meine Pflicht ist, wenn ich bedenke wie zuvorkommend sie mich aufgenommen. Aber ich bitte Dich, was würde es bei ihrem Vermögen ausmachen, wenn sie mir zweihundert Franken zuwiese? Auf mein Wort, sieben Stunden später würde sie sich kaum mehr dessen erinnern, dass sie das Geld verschenkt habe.“ [103]

Aus diesen harten Vorwürfen klingt etwas von dem Tone wieder, den Benvenuto Cellini wenige Jahre später in seinen Denkschriften anschlagen sollte. Es ist die Sprache der Selbstsucht des Genies, welches seiner Zukunft bewusst die Welt sich zinspflichtig erachtet und in dem reizbaren Hochmuth seiner geistigen Bedeutung die nichtigen finanziellen Hemmnisse nicht zu ertragen vermag.

Ein weiteres Schreiben an Battus von etwas früherem oder späterem Datum behandelt denselben Gegenstand in scherzhaftem Tone und mildert beträchtlich den Eindruck des ersten. Battus wird ersucht, die Sache des Erasmus durch seinen Zögling, den kleinen Adolf, bei der Prinzessin vertreten zu lassen. Adolf soll der Mutter als Anwalt des Erasmus, der ihr so schöne Briefe schreibe, eine auswendig gelernte Lobrede hersagen und Battus alsdann bemerken, dass Erasmus zu bescheiden sei um ihr seine Wünsche direkt vorzutragen, dass aber ein Mann von so schwankender Gesundheit nicht ohne einen gut gefüllten Beutel nach Italien reisen könne; dass die in ihrem Dienste stehenden Klosterbrüder das Lob ihrer Tugend höchstens in ein oder zwei Kirchen verkündeten, während die Werke des Erasmus von Griechen und Lateinern und von allen Völkern der Erde gelesen würden; dass dergleichen ungebildete Geistliche in Fülle zu haben seien, ein Mann wie Erasmus dagegen kaum einmal in Jahrhunderten vorkomme. „Es sei denn, fügt der Briefsteller hinzu, Dein Ge-

wissen erlaube es Dir nicht im Interesse Deines Freundes einige Nothlügen vorzubringen.“ [104]

Ich will diesen Witz gelten lassen. Die Stelle ist bemerkenswerth, weil sich hier ein Vorgefühl seiner späteren Berühmtheit kundgiebt, wiewohl deren Unterpfänder zumeist noch ausstanden. Bis auf die erste recht unvollständige Ausgabe seiner „Sprüchwörter“ war damals noch nichts Nennenswerthes von ihm erschienen. Meines Erachtens stellt jedoch der bösere Brief Jahrhundert und Verhältniss richtiger dar.

Die anziehende Schilderung seiner ersten Begegnung mit Anna von Borssele in einem von Cortgene aus datirten Schreiben an Lord Mountjou entschuldigt am besten sein späteres ungerechtfertigtes Misstrauen. Mehr als zwanzig Jahre hat Erasmus die Prinzessin überlebt und lange vor ihrem Tode hatten beide einander aus den Augen verloren. Seine Schuld war es nicht, dass er auf seine Beziehungen zu einer Landsmännin von ihrem Range und Vermögen Hoffnungen baute; die ihre nicht, dass sie ihn enttäuschen musste. Ihr Unvermögen hat ihm auf die Dauer nicht geschadet und für ihre wohlwollenden Absichten hat sein Ruhm ihr in der Geschichte mit einem Platze gelohnt, der jene mürrischen Ausfälle in den Tagen des Kampfes mehr als aufwiegt.

Jener Brief an Lord Mountjou, geschrieben im Februar zu einer Zeit als nach langem strengem Froste ein halbes Thauwetter eintrat, schildert uns eine anmuthige niederländische Winterlandschaft. Die Beschreibung bedarf keiner weiteren Erläuterung, als der, dass das Schloss Cortgene gerade gegenüber Veere lag*) und das Fahrwasser zwischen Walcheren und Nordbeveland zur Zeit von Eis überzogen war.

„Endlich, berichtet Erasmus, bin ich wohlbehalten hier angelangt, ich darf sagen trotz der vereinten Mächte von Himmel und Hölle. Welch entsetzliche Reise! Sprecht mir nicht mehr von Herkules oder Odysseus, beide erachte ich hinfort für Kinder. Juno, stets den Dichtern feindlich gesinnt, hatte mir den Krieg erklärt. Nach alter Gewohnheit hetzte sie Aeolus auf, und wäre es nur beim Sturm geblieben! Alle Waffen des Himmels führte sie gegen mich ins Feld: grimmige Kälte, Schnee, Hagel, Regen,

---

*) Eine Ueberschwemmung liess 1532 diese Feudalburg in den Wassern verschwinden.

kurz alle Formen von schlechtem Wetter. Bald sandte sie jede Plage einzeln, bald liess sie alle zusammen los. — Nachdem reichlich Regen gefallen, trat in der ersten Nacht ein scharfer Frost ein, der den Weg sehr beschwerlich machte. Dazu kam eine Unmenge Schnee, hierauf Hagel und wiederum Regen, der sobald er den Boden oder einen Baumstamm berührte, sich in Eis verwandelte. Der Weg war in seiner ganzen Breite mit einer Eiskruste überzogen, welche obendrein nicht etwa glatt sondern wellenförmig war mit scharfen Spitzen an allen unebenen Stellen des Bodens. Die Bäume waren derart mit Eis belastet, dass ihre Gipfel hie und da bis zur Erde hinabgedrückt wurden; bei anderen waren die Zweige abgebrochen oder die Stämme gespalten, andere gänzlich entwurzelt. Verschiedene Landleute, ältere Männer, versicherten, noch niemals dergleichen erlebt zu haben. Unsere Pferde mussten bald Schneehaufen durchwaten, bald sich einen Weg bahnen durch mit Eis bedeckte Dornenhecken, bald Spuren folgen, welche durch den Frost steinhart geworden und durch Glatteis geschärft waren, bald gefrorene Schneekrusten betreten, welche zu schwach die Last zu tragen, durchbrachen und ihre Knöchel verletzten. Was meint Ihr, wie dem Erasmus hierbei zu Muthe war? Der Gemüthszustand des Pferdes theilte sich dem Reiter mit. So oft es die Ohren spitzte, sank mir der Muth, so oft es strauchelte, sprang mir das Herz; bald fürchtete ich, das Geschick von Bellerophon theilen zu müssen, bald verwünschte ich meinen Leichtsinn, Gelehrsamkeit und Leben einem sprachlosen Thiere anvertraut zu haben. — Doch vernehmt ein Abenteuer, welches nicht, wie Ihr glauben könntet, dem Lucian entlehnt, sondern mir selbst im Beisein von Battus begegnet ist. Das Schloss lag vor uns, nur eine Eisbahn schied uns von demselben. Der Wind ging an jenem Tage so heftig, dass zwei Männer vergeblich versucht hatten, die Bahn in umgekehrter Richtung zu überschreiten; sie waren umgeworfen und getödtet worden. Ich hatte den Wind zum Glück im Rücken, setzte mich am Rande des Deiches nieder, liess mich hinabgleiten und segelte über die Eisfläche hin, wobei mir ein Stock als Steuer diente. Eine neue Art von Schiffahrt! — Auf der ganzen Reise ist mir fast kein Geschöpf begegnet und Niemand folgte mir, so ungünstig war das Wetter. Erst am vierten Tage zeigte sich die Sonne, wenn man es zeigen nennen mag. Einen Vortheil hatte indessen dieses Zu-

sammentreffen aller Widerwärtigkeiten, ich brauchte weniger bange zu sein vor Dieben; dennoch war ich nicht ohne Furcht, wie das die Pflicht eines Jeden ist, der eine gefüllte Börse bei sich trägt. — War die Reise eine Kette von lauter Missgeschick, so war das was folgte nur erfreulich. Wohlbehalten erreichte ich das Schloss der Frau Anna, Herrin von Veere. Die Liebenswürdigkeit, Freundlichkeit und den Edelmuth dieser Dame mag ich nicht schildern. Rhetorische Blumen erregen Verdacht zumal bei Jedem, der wie Ihr sie anzuwenden versteht. In diesem Falle könnt Ihr jedoch glauben, dass ich nicht übertreibe und meine Kunst weit eher hinter der Wirklichkeit zurückbleibt. Eine sittsamere, verständigere, einnehmendere oder freundlichere Frau hat die Natur schwerlich erzeugt. Von ihrer Höflichkeit und Gunst habe ich die unzweideutigsten Beweise erhalten und ohne dass ich Gelegenheit hatte ihr auch nur einen Dienst zu erweisen, hat sie mich in höchstem Masse sich verpflichtet.“ [105]

17.

Hier müssen wir von Erasmus scheiden. Auf seinen weiteren Lebenslauf haben seine Landsleute wenig Einfluss ausgeübt. Wenn die Dienste, welche niederländische Frauen ihm erwiesen, nicht über seine Lehrjahre hinaus reichen, so haben die niederländischen Männer an der Entwicklung seiner Wanderjahre gar keinen Antheil. Unsere Aufgabe erheischt jedoch, dass wir nach jenem Hinweise auf seine Briefe auch die Bedeutung von zwei anderen Werken hervorheben, welche ihn trotz der Sprache, in der sie abgefasst, als den Mann der neueren Zeit kennzeichnen. Ich meine seine kleine philosophische Satire, seine volksthümlichste Schrift, und seine achtzig kürzeren und längeren Unterhaltungen über allerlei Tagesfragen.

Die nachstehenden Anekdoten sollen nicht allein historisch sein, auch der Ort wird genannt, an dem sie sich zugetragen.

In Dordrecht lebte ein Priester, der nächtlicher Weile heimlich lebende Krebse auf den Friedhof setzte, nachdem er ihnen brennende Wachslichter auf den Rücken befestigt hatte. Das Umherkriechen der Thiere zwischen den Gräbern machte einen gespensterhaften Eindruck und hielt die Gemeinde in ehrfurchtsvoller Entfernung. „Dem erschreckten Volke verkündete hierauf der Priester

von der Kanzel herab, die Lichter seien Seelen Hingeschiedener, welche durch Messen und Almosen von ihren Qualen erlöst zu werden wünschten. Der Betrug wurde jedoch entdeckt, weil einige Krebse mit den aufgeklebten Kerzen, welche der Geistliche nicht aufgesammelt, todt auf dem Kirchhofe gefunden wurden. Derselbe ersann indessen noch ein anderes Stückchen. Er wohnte bei einer sehr reichen Nichte und schlich sich Mitternachts in ein weisses Laken gehüllt als Gespenst, dumpfe Laute ausstossend, in deren Schlafzimmer, damit die Erschreckte ihn herbeirufe um den Teufel zu beschwören. Sie besass jedoch ein männliches Herz und ersuchte einen Neffen die nächste Nacht in ihrem Zimmer zu wachen. Dieser stählte sich gegen den Spuk durch einen tüchtigen Schluck und wurde unter dem Bette versteckt. Zur gewohnten Stunde erschien der Geist, heftig stöhnend und ächzend, doch der Exorcist, noch nicht ganz nüchtern, sprang auf und warf sich auf ihn. Der Geist versuchte ihn durch Geheul einzuschüchtern, aber jener ergriff ein Scheit Holz und begann lustig loszuschlagen mit den Worten: „Bist du der Teufel, so bin ich dessen Grossmutter.“ Und er würde ihn getödtet haben, wenn nicht der Priester mit seiner gewöhnlichen Stimme gerufen hätte: „Höre auf, ich bin kein Geist, ich bin Herr Jan.“ Daraufhin sprang die Frau aus dem Bett und trennte die beiden“. [106]

Ein Mann von dem wissenschaftlichen Range des Erasmus würde zu anderer Zeit und in anderer Umgebung sich schwerlich herabgelassen haben, derartige Possen niederzuschreiben. Auch berührt uns sein Streit gegen die Faulheit, Unwissenheit, Schlemmerei und Lüderlichkeit der eigentlichen Mönche verhältnissmässig wenig, denn seit Reineke Fuchs, dem Roman *de la Rose,* den Erzählungen von Bocaccio war diese Satire zu oft behandelt. [107] Dante lässt bereits den h. Benedikt klagen über das schnelle Verwelken der Klosterideale. „In geringerer Zeit als die Eichel bedarf um Eiche zu werden, so seufzt der Stifter des Benediktinerordens, verkehren sich die erhabensten Einrichtungen in ihr Gegentheil.“ [108] Auch der h. Bonifaz schildert in seinen Briefen die mönchischen Missbräuche in Farben, wie sie dunkler die folgenden Jahrhunderte nicht anwenden konnten.

Das einzige Neue in dem Streite des Erasmus gegen die Klöster bestand darin, dass er nicht ihre Reform sondern ihre Beseitigung bezweckte, weil sie fortan ein überflüssiger Bestandtheil der Ge-

sellschaft seien. Als Genossenschaften für die Förderung der inneren oder äusseren Mission, als Wohlthätigkeitsanstalten und Zufluchtsorte der freiwilligen Weltentsagung, als Sitze gewisser Gelehrsamkeit mochten sie fortbestehen, in jeder andern Hinsicht hatten sie nach ihm keinen Zweck mehr. Und in Wirklichkeit hatten die Wissenschaften an den Universitäten neue Pflegestätten erhalten, brauchten die Lehrkräfte für mittlere und niedere Schulen nicht mehr aus den Klöstern bezogen zu werden, war ein aus Laien bestehender Lehrerstand erwachsen, der sich in demselben Masse ausbreitete als der fortschreitende Protestantismus Anhänger unter den Humanisten niederen Ranges gewann.

Dann aber kennzeichnet Erasmus und seine Zeit ganz besonders seine Parteinahme für den gesunden Menschenverstand gegen den Aberglauben. Das war etwas Modernes und in dieser Hinsicht kann man ihn in Anbetracht der Heftigkeit seiner Satire und der profanen Gottlosigkeit seines Ausdrucks den Voltaire des 16. Jahrhunderts nennen. Sein Vertrauen auf den endlichen Sieg der Vernunft muss sehr fest gewesen sein, da er unveränderten Gemüthes so lustig an den Pfeilern der Legende rüttelte.

In einem seiner Dialoge erzählt er von einem Sturme auf der See und gedenkt dabei der verschiedenen albernen Kirchengelübde, welche die Reisenden ablegten als der Schiffskapitain ankündigte, dass es heisse, pumpen oder untergehen. Nachdem er bereits an einem Beispiele die eigenthümliche Wirkung der Gefahr auf die plötzlich erwachende Frömmigkeit der Menschen geschildert, lässt der Erzähler sich fragen: „war denn Niemand zugegen der an den h. Christoph dachte? Gewiss und nur mühsam konnte ich mein Lachen unterdrücken, als einer aus Besorgniss nicht verstanden zu werden, dem h. Christoph der Kathedrale von Paris, einer Bildsäule so gross wie ein Berg, mit lauter Stimme eine Wachskerze gelobte so gross wie er selbst. Aus vollen Kräften schrie er das Gelöbniss wiederholt vor sich hin, als ein Bekannter ihn anstiess und ihm zuflüsterte: bedenke was Du gelobst, auch wenn Du Dein ganzes Vermögen hergiebst, eine Wachskerze von dem Gewicht kannst Du doch nicht bezahlen. Schweig Du Esel, fuhr der Andere ihn an, noch leiser sprechend, damit der h. Christoph nichts höre, glaubst Du dass ich es thun werde; ein Talglicht soll er bekommen, mehr nicht, wenn ich nur erst auf festem Boden stehe. — Dieser Dummkopf! Es war gewiss ein Holländer? — Nein, er stammte aus Zeeland.“ [109]

Sobald Erasmus dieses Thema berührt, verschont er weder Landsleute noch Freunde, weder Laien noch Priester. Wohlgefällig fühlt er sich als Sohn einer Zeit, für welche man in Deutschland die Bezeichnung „Aufklärungsperiode“ gebraucht. Mit Behagen zieht er gegen die „verzauberte Welt“ seines Jahrhunderts zu Felde, die Furcht, dass er mit dem Unkraut auch den Weizen ausreissen könne, quält ihn nicht. In dieser Hinsicht hatte sich bei ihm eine völlige Wandlung seit seinem Austritt aus dem Kloster vollzogen und es ist nicht verwunderlich, dass so mancher fromme Katholik bedenklich das Haupt schüttelte über solchen kühnen Spott. Was wollte dieser Rotterdamer? Welche Gewalt verlieh ihm das Recht, auf diese Weise und in diesem Masse den Volksglauben anzufallen? Wäre die Welt denn schöner, wenn er sie entzauberte?

In dem Eifer seiner Polemik sah Erasmus darüber hinweg und zog allein die Bedürfnisse der Bildung und der Gesellschaft zu Rathe. Hatte er als Jüngling die Freundin bewundert, welche ihren Angehörigen zum Trotz den Schleier nahm, so verherrlichte er als Mann in seinen Dialogen die ehrbare Freierei eines liebenden Paares.[110]

In den „Bekenntnissen des Soldaten“ wird die Thorheit des Kriegführens und das Wesen des Söldners gegeisselt, der nicht für sein Vaterland oder für ein Princip kämpft, sondern nur plündern und sich bereichern will. — „Das sieht gelehrt aus, Merkur beim Abgang, Vulkan bei der Heimkehr! — Von welchen Vulkanen und Merkuren sprichst Du? — Ich meine, dass Du beim Abschied Flügel an den Füssen zu haben schienst und nunmehr hinkest. — Das ist häufig die Folge des Krieges. — Was trieb denn Dich Hasenfuss in den Krieg? — Die Hoffnung auf Beute machte mir Muth. — Hast Du denn etwas erkleckliches heimgebracht? — Ja, einen leeren Beutel. — Das überhebt Dich der Mühe das Gestohlene zurückzugeben. — Das habe ich schon lange gethan, Alles gab ich zurück. — An wen denn? — An Trinchen und Linchen und an das Tricktrack.“

In diesem Tone geht das Gespräch fort bis der Soldat gebeichtet, dass er auch Kirchen geschändet habe. — „Ich fürchte, Du wirst nach Rom pilgern müssen, um Dir Vergebung für so viele Missethaten zu holen. — Oho, da kenne ich einen kürzeren Weg, ich brauche nur zu den Dominikanern zu gehen und mit ihnen

zu accordieren. — Aber der Altarraub? — Und wenn ich Christus selbst ausgeplündert und ihn erschlagen hätte, die haben Ablass für alles und bringen Alles ins gleiche. — Hat Dich denn niemals das Geschick Deiner Seele nach Deinem Tode bekümmert? — Keinen Augenblick, ich war vollkommen beruhigt, ich hatte meine Seele der h. Barbara empfohlen. — Hat sie Dich denn in ihren Schutz genommen? — Gewiss, sie nickte mir sachte zu. — Wann hast Du das gesehen, zu welcher Zeit, am Morgen? — Nein Mittags, nach Tische. — Da wette ich, dass Du zu derselben Zeit auch die Bäume wandeln sahst? — Der Mann räth Alles.“ [111]

Der Dialog Charon ist gegen die kriegführenden Fürsten gerichtet und bezeichnet Karl V., Franz I. und Heinrich VIII. kühnlichst als die vornehmsten Menschenschlächter jener Zeit, welche der Unterwelt so viel Seelen zugesandt haben, dass der alte ausgeflickte Höllennachen zu klein und wrack geworden und Charon auf die Oberwelt gekommen ist, um einen neuen und grösseren zu bestellen.

Charon ist guter Laune, je mehr Seelen um so grössere Freude. Er fürchtet nur, dass ein „gewisser Vielschreiber auf der Erde“ ihm Abbruch thun könne durch seine beredten Schriften gegen den Krieg und für den Frieden. — „Beruhige Dich, erhält er zur Antwort, der Mann predigt tauben Ohren.“

Der Dialog ist nicht nur merkwürdig, weil Erasmus hier sich selbst zur Schau stellt, sondern auch durch seine Anspielungen auf die erbarmungslose und blutige Ketzerverfolgung jener Tage. „Wenn irgend eine Gottheit die Fürsten mit einander versöhnen würde, klagt Charon, so wäre ich ein verlorener Mann. — Fürchte nichts, wird ihm erwidert, in dieser Hinsicht kannst Du ruhig auf beiden Ohren schlafen; in den nächsten zehn Jahren kommt kein Friede zu Stande. Der Papst in Rom ermahnt zwar zur Eintracht aber ganz umsonst; die Städte seufzen zwar, dass sie zu Grunde gerichtet, und die Völker murren, dass der Ehrgeiz und die persönlichen Händel von zwei oder drei Personen die Welt umkehren, aber glaube mir, die Furien werden trotz aller Vernunftreden das letzte Wort behalten. Doch was ich fragen möchte, weshalb kamst Du um eines neuen Nachen willen auf die Oberwelt? Konnte Vulkan nicht aushelfen? — Das wäre noch schöner, ich danke für ein Fahrzeug von Metall. — Du hättest ja für eine Kleinigkeit einen Schiffszimmermann von hier entbieten

können. — Das ist schon richtig, aber es fehlt uns unten an Material. — Was? und die vielen Wälder? — Alle abgehauen, selbst das Gebüsch in den elysäischen Feldern. — Darf ich fragen zu welchem Zweck? — *Um die Schatten der Ketzer zu verbrennen*, sie kommen in so grosser Anzahl, dass wir unlängst haben anfangen müssen, Steinkohlen auszugraben.“ [112]

In dem „Cyklop als Träger des Evangeliums“ werden die schlechten Lutheraner blossgestellt. Ein Ritter Polyphem, den man seinem Aussehen nach für einen Strauchdieb halten konnte, rühmt sich des Besitzes eines neuen Testamentes in der lateinischen Uebersetzung des Erasmus. Er hat es sorgfältig binden und mit Farben verzieren lassen. [113] „Ein benachbarter Franziskaner, erzählt er, schimpfte beständig auf das neue Testament des Erasmus. Ich suchte ihn auf, fasste ihn mit der Linken bei den Haaren und liess ihn die Kraft meiner Rechten fühlen; sein Gesicht war vollständig geschwollen, so richtete ich ihn zu. Ist das nicht ein Beweis für meine Liebe zum Evangelium? Zum Schluss gab ich ihm zur Absolution mit dem Evangelium noch drei Schläge auf den Schädel in dem Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. — In der That nicht unevangelisch, das nenne ich das Evangelium mit dem Evangelium vertheidigen. — Ein anderer Franziskaner trieb es noch ärger und raste masslos gegen Erasmus; in evangelischem Eifer bedrohte ich ihn, zwang ihn knieend um Vergebung zu bitten und zu gestehen, dass seine bösen Worte ihm vom Teufel eingegeben. Hätte er nur einen Augenblick gezaudert, ich hätte ihn niedergehauen; ich glühte vor Streitlust und sah aus wie ein erzürnter Mars; Verschiedene waren Zeugen des Auftritts.*) — Mich wundert nur, dass der Mann nicht auf der Stelle todt blieb. Aber sagt mir, um auf unser voriges Gespräch zurückzukommen, wie steht es mit Eurer Keuschheit? — Ich hoffe die Jahre werden mich Enthaltsamkeit lehren, denn im Vertrauen, ich bin noch kein Musterevangelischer sondern gehöre nur zum grossen Haufen. Wir Evangelischen haben vier Evangelien und erstreben vor allem vier Dinge: eine gute Tafel, gefällige Frauen, etwas Geld und Freiheit des Handelns. Besitzen

*) Hier wie im obigen spielt Erasmus auf die Behandlung an, welche Ulrich von Hutten dem kölner Ketzermeister Hoogstraten auf Sickingens Burg soll haben zu theil werden lassen; vgl. Strauss Ulrich v. Hutten 2, S. 244 ff.; Drummond 2, S. 110 ff.

wir dieses, dann schwingen wir den Becher und rufen begeistert: Jo Paean! es lebe das Evangelium! — So leben Epikuräer, nicht aber Bekenner des Evangeliums. — Gewiss, aber Ihr wisst, dass Christus allmächtig ist und uns in einem Augenblick in andere Menschen umwandeln kann. — Auch in Schweine und vielleicht leichter als in brave Leute. Wahrlich, es wird Zeit, dass Ihr diesem bestialischen Leben entsagt. — Ihr habt um so mehr Recht als auch die Propheten unserer Tage das nahe Ende der Welt verkünden; ich erwarte die Hand Christi. — So? dann seht nur zu, dass seine Hand Euch bildsam finde. Aus welchem Grunde sagen denn die Propheten das bevorstehende Ende der Welt voraus? — Weil die Menschen, wie sie behaupten, zur Zeit ebenso leben wie vor der Sündfluth. Sie essen, trinken, tafeln, heirathen, laufen fremden Frauen nach, kaufen, verkaufen, wuchern, bauen; die Könige führen Krieg, die Priester scharren Einkünfte zusammen, die Theologen brüten über Syllogismen, die Mönche faullenzen, das Volk geräth in Aufruhr, Erasmus schreibt Dialoge, zugleich sind alle Plagen über uns verhängt: Hunger, Durst, Einbruch, Krieg, Pestilenz, Aufruhr, Geldmangel. Sind das nicht alles Zeichen, dass das Menschengeschlecht seinem Ende sich nähert?“ [114]

Bei der Beurtheilung dieser und ähnlicher Stellen darf man dem Einzelnen keine allzugrosse Bedeutung beilegen. Erasmus hat bei der Niederschrift dieses Dialogs vielleicht an bestimmte Personen gedacht, im grossen und ganzen wollte er jedoch die unwürdigen Lutheraner überhaupt kennzeichnen. Er litt darunter, dass diese Leute sich seines Namens und seines neuen Testamentes bedienten als Schild für ihre Untugenden und Leidenschaften. Dem feinen Geschmack des Philologen graute vor diesem Beschmutzen seiner Gedanken durch die Menge und er rächte sich in seinem Latein.

Verschiedene berühmte Stellen aus den Dialogen des Erasmus, kleine Genrebilder ohne polemische Tendenz, kann man vielfach angeführt finden. [115] So seine Schilderung deutscher Gasthäuser im Gegensatz zu den französischen in dem Abschnitt „Herbergen“; die Erzählung vom Pferdehändler, der in dem Glauben betrogen zu haben selbst betrogen wird; die unschuldige Heuchelei zweier literarischer Freunde, welche einander zu verbergen suchen, dass die lateinische Prosa, in der sie sich unterhalten, aus Versen besteht; sein „Mittagsmahl eines Dichters“, wo eine dreiste Dienst-

magd ihrem unpraktischen Herrn vorwirft, er verstehe bloss Conjekturen zu schmieden, nicht aber Runkelrüben von Kopfsalat zu unterscheiden. [116]

Beachtenswerth ist die Charakterschilderung eines schweizer Dorfwirthes, den zwei Franziskaner um Kost und Unterkommen angehen. Erasmus nimmt die Partei der Mönche und auch der Wirth dankt ihnen zum Schluss für die angenehme Unterhaltung. Anfänglich ist jedoch der Mann aus dem Volke voller Misstrauen und Unwillen und als seine Frau für die Brüder ein gutes Wort einlegt, fährt er diese an:

„Welche Gattung von Thieren kommt da an? — Guter Freund, wir sind Knechte Gottes, Söhne des h. Franziskus. — Ich kann nicht beurtheilen, ob Gott an solchen Dienern Gefallen hat, für mein Theil habe ich ungern viele von der Sorte im Hause. Beim Essen und Trinken stellt Ihr Euren Mann, zum Arbeiten habt Ihr weder Hände noch Füsse. Ihr seid Söhne des h. Franziskus? Ihr sprecht ja immer von dem jungfräulichen Stande des Heiligen, wie kommt er denn zu den vielen Söhnen? — Wir sind seine Söhne im Geiste. — Nun dann beklage ich Euren Vater, denn Euer Geist ist das Schlimmste an Euch. — Ihr scheint uns für entartete Ordensleute zu halten, wir sind Observanten. [117] — Um so schärfer werde ich auf Euch aufpassen. Eure Observanten sind mir ganz besonders zuwider. Sie bringen nur Zähne aber kein Geld mit und derlei Gäste kann ich entbehren. Ich weiss ganz gut, dass Ihr immer behauptet für uns zu arbeiten, aber ich werde Euch zeigen, wie Ihr arbeitet. Seht nur dieses Bild an. Der Fuchs predigt Busse, aber aus seiner Kutte auf dem Rücken schaut ein Gänsehals hervor; daneben absolvirt ein Wolf einen Büssenden, verbirgt aber zugleich eine Hammelkeule unter seinem Gewande; der Affe da im Franziskanerkleide wacht bei einem Kranken, während er aber mit der einen Hand ein Kreuz hochhält, wühlt er mit der andern im Geldbeutel des Kranken.“ —

Die Frau legt sich daraufhin ins Mittel. „Mann, lass die Beiden hier übernachten und thu ein gutes Werk für Deine vielen Sünden. Es sind wackere Leute, es wird Dir später Vortheil bringen. — Da höre nur einer das Weibergewäsch! Ihr steckt unter einer Decke. Ich hasse die Weiber, welche andere Männer als die ihrigen als wacker bezeichnen. — So meine ich es nicht. Bedenke aber wie oft Du gesündigt mit Würfeln, Trinken, Raufen

und Streiten. Eine Gutthat für soviel Sünden ist wahrlich nicht überflüssig. Treibe die Leute nicht fort, auf Deinem Sterbebette wirst Du sie herbeirufen. Possenreisser und Seiltänzer nimmst Du auf und diese willst Du fortjagen? — Wirst Du wohl aufhören mit Deinem Geschwätz, fort in die Küche. — Ich gehe ja schon.“ [118]

18.

Dieser Ton der „vertrauten Gespräche“, zumeist lediglich ein Gedankenaustausch zwischen Verfasser und Leser in der Form von Fragen und Antworten, ist genau derselbe wie in dem „Lobe der Narrheit“. Man sollte kaum glauben, dass die kleinere Schrift zehn bis fünfzehn Jahre vor der grösseren vollendet worden ist — Jahre von grosser Bedeutung für Erasmus, denn als er seine *Colloquia familiaria* herausgab, war er ein berühmter Mann, während Europa bei dem Erscheinen der *Stultitiae laus* seine Existenz kaum kannte. [119]

Die Zeitgenossen haben in dem Büchlein von dem Lobe der Narrheit vor allen Dingen eine Satire auf die gesellschaftlichen und kirchlichen Missbräuche des Jahrhunderts erblickt und man braucht es nur zu durchblättern um sich zu überzeugen, dass der Verfasser scherzend einen schweren Streich zu führen beabsichtigte.

Ganz gewaltig ist sein Ausfall auf die verschiedenen geistlichen Orden. „Ohne den Selbstbetrug, den sie mir verdanken, lässt er die Thorheit sprechen, wären diese Leute die unglücklichsten Menschen. Die gesammte Welt hasst sie, selbst ihnen zufällig zu begegnen gilt für ein böses Vorzeichen. Nichtsdestoweniger sind sie höchlichst mit sich zufrieden und bilden sich soviel ein auf ihre guten Werke, dass ihnen ein einziger Himmel zu klein dünkt für ihre Verdienste. Dass Christus am jüngsten Gericht alle Kirchengebräuche und nichtigen Traditionen verschmähen und allein nach der Befolgung seines Gebotes der Liebe fragen wird, daran denken sie nicht. Der eine wird dann seinen Bauch vorzeigen, angeschwollen vom Fischessen; ein anderer zehn Scheffel Psalmen ausschütten, ein dritter herzählen, wieviel tausend Mal er gefastet, und dabei bemerken, dass sein Magenleiden daher stamme. Wieder ein anderer wird einen solchen Haufen Ceremonien herbeischaffen, dass sieben Frachtschiffe überlastet werden könnten; einer sich rühmen sechzig Jahre hindurch kein Geldstück

angerührt zu haben, es sei denn mit doppelt umwickelten Fingern; einer seine Kutte vorzeigen, so schmutzig und fett, dass kein Schiffer sie anziehen würde; einer verlauten lassen, dass er wie ein Schwamm fünfundzwanzig Jahre auf einem Fleck gesessen; einer beweisen, dass er vom Messesingen heiser, dass er in der Einsamkeit stumpfsinnig, dass seine Zunge vom Schweigen steif geworden sei. Wahrlich, Christus wird ihnen in die Rede fallen aus Furcht, dass der Selbstruhm kein Ende nähme, und ausrufen, wo kommen diese neuen Juden her? Ich anerkenne nur ein Gesetz als das meine, aber davon höre ich nichts. Unverholen und sonder Gleichnisse habe ich das Erbtheil meines Vaters verheissen, nicht aber dem Kuttentragen, den Stossgebeten und Fasten, sondern den Werken der Barmherzigkeit. Die sich selbst überschätzen und heiliger scheinen wollen als ich, die gehören nicht zu mir. — Was glaubt Ihr wohl, mit welchen Gesichtern werden sie sich anblicken, wenn sie diese Sprache hören und bemerken, dass sie geringer geachtet werden als Matrosen und Arbeiter? Inzwischen sind sie selig und hoffen, Dank meiner Gunst.“ [120]

Dieses Selbstlob, welches Erasmus der Thorheit in den Mund legt, ist wie man sieht nur theilweise aufrichtig. Eine verhängnissvolle Verblendung wird scheinbar wie eine gute Gabe des Himmels dargestellt oder doch zum mindesten als eine angenehme Schwäche, welche man der armen menschlichen Natur zu Gute halten müsse. Wie unglücklich müssten die Mönche sein, wenn sie wüssten, was Christus von ihnen denke.

Für Jemand, der die Waffe der Ironie zu handhaben verstand, war dieses eine glückliche Fundgrube und Erasmus beutete sie nach Kräften aus. „Wenn ein Bischof“ — so fährt die scheinbar harmlose Thorheit fort — „überlegte, weshalb er ein schneeweisses linnen Obergewand trägt: als Sinnbild eines makellosen Lebens; überlegte was der Verbindungsknopf zwischen den beiden Hörnern seiner Mitra bedeutet: eine gründliche Kenntniss der beiden Testamente; was die Bekleidung seiner Hände: die durch nichts menschliches befleckte Bedienung des Sakraments; was der Hirtenstab: die gewissenhafte Hut der anvertrauten Heerde; was das Vorausstragen des Kruzifixes: den Sieg über alle menschlichen Leidenschaften — würde er dann nicht ein verdriessliches und kummervolles Leben führen? Wäre ein traurigeres Dasein denkbar als wenn die obersten Kirchenvögte, die Statthalter Christi, versuchen

wollten Christi Leben nachzuahmen, seine Armuth, seine schwere Arbeit, seine Lehren, seine Kämpfe, sein Kreuz, seine Todesverachtung? Wer würde noch sein ganzes Vermögen opfern um Papst zu werden, wer sich durch Schwert, Gift und Gewaltthat in dem Besitze des Erkauften behaupten wollen? Kein Papst würde danach verlangen, wenn er nur ein Gran Weisheit, nur ein Korn des von Christus gepriesenen Salzes besässe. So hat es die Welt nur mir zu verdanken, dass kein Sterblicher üppiger und vergnüglicher lebt als seine Heiligkeit, welche glaubt, Christus vollkommen gerecht geworden zu sein, wenn sie ihr Oberbischofsamt mit Zuhilfenahme symbolischer und dem Theater entlehnter Ceremonien handhabt. Wunder verrichten, wäre altmodisch; dem Volk das Evangelium verkünden, ermüdend; die Bibel erklären, schulmeisterhaft; beten, zeitraubend; Thränen vergiessen, unwürdig und weibisch; Armuth ertragen, unanständig; geschlagen werden, erniedrigend und unvereinbar mit dem Range von Personen, welche kaum die Könige zum Küssen ihrer gesegneten Füsse zulassen; sterben endlich, höchst verdriesslich; gekreuzigt werden, ein unauslöschlicher Schandfleck. Dafür giebt es aber unter ihnen hinfällige Greise, beseelt von dem Kriegsmuth der Jugend [121], welche ihre Geldkisten leeren um zu Felde zu ziehen und nicht davor zurückschrecken, Gesetz, Religion, Frieden und alle menschlichen Dinge zu zerrütten.“ [122]

Aehnliche Invektiven finden sich bei allen satirischen Schriftstellern dieser Epoche, zumal bei den gewesenen Mönchen unter ihnen. Erasmus, Luther, Rabelais, sie sind alle Renegaten des Mönchs- und Priesterstandes und kannten aus eigener Erfahrung den falschen Schein einer traditionellen Weltentsagung. Unbekümmert um die Beschuldigung, dass sie als die Apostel des Fleisches handelten, eifern sie aus aller Kraft für das Naturleben und hämmern gleich gewaltig auf das Kirchenthum ein. Das Einzige, wodurch Erasmus und nach ihm die Verfasser der Briefe der Dunkelmänner sich von jenen unterscheiden, bildet das Latein, welches sie dem Volke unzugänglich macht.

An anderen Stellen des Werkes erscheint die Thorheit nicht mehr als Laster, sondern nur noch als tadelnswerthe Neigung. Der Mensch findet Behagen an Erholung und Vergnügungen, welche verzeihlich wären wenn sie nicht dazu beitrügen, ihn in seiner angeborenen Wildheit zu bestärken, so z. B. die Leidenschaft

für die Jagd bei Fürsten und Herren.[123] Weiterhin endlich beginnt die Thorheit einer Tugend zu ähneln, so dass wir sie nicht zu verdammen im Stande sind, ohne das Leben des Einzelnen eines unschuldigen und angenehmen Zeitvertreibes zu berauben. Von den vielen Bedeutungen, welche Erasmus demselben Worte unterlegt, verdrängt derart die eine allmählich die andere.

Eine mühselige Jugend hatte Erasmus schon früh auf die Schäden der Gesellschaft aufmerksam gemacht und gar mancher wäre an seiner Stelle Menschenhasser geworden. Ihn dagegen ergötzte der Gedanke, dass alle menschlichen Handlungen und Triebfedern eine humoristische Seite haben. Was er beobachtet brachte er zu Papier und so entstand seine Satire aus seiner eigenen Lebenserfahrung. Ihm fiel es auf, dass alle Eltern ihre Eulen für Falken ansehen, jedes verliebte Mädchen ihren Geliebten für einen Phönix hält, jeder Jüngling den Himmel in den Augen seiner Geliebten geöffnet erblickt. Edelleute, bemerkt er, vertragen sich, weil sie blind sind für ihre gegenseitigen Gebrechen; Steckenpferde bilden das beste Transportmittel für Denker, Dichter und Gelehrte; Völker sind grosse Kinder; die Scepter der Könige gleichen mitunter den Pritschen der Narren; Einfältige entziffern mitunter Räthsel, welche aller Scharfsinn von Weisen und Verständigen nicht zu lösen vermag.

Wie Holbein, der sein Büchlein illustrirte, so empfand auch Erasmus tief, dass das Leben der Menschen einem Todtentanze gleiche. Der unerbittliche Gott des Todes schwebt ihm unablässig vor, doch ohne ihn zu verbittern.[124] Vielmehr erblickte er, womit er sich auch beschäftigte, über den Schultern der Göttinnen der Tugend, Wahrheit und Schönheit stets die allgegenwärtige Phantasie, lächelnd mit der Narrenkappe.*) Glaube, Wissenschaft, Liebe, Begeisterung, Opfermuth, alles erscheint ihm nur bis zu einem gewissen Grade ernsthaft zu sein und vermag nach ihm nur ernsthaft zu bleiben, wenn etwas Thorheit es vor dem Verderben schützt.

Den einen seiner Einfälle, den Hofnarr, haben andere geistvolle Männer des 16. Jahrhunderts zu lebenden Wesen ausgestaltet, welche ebenso volksthümlich geworden sind wie die allgemeine Bildung selbst: Rabelais den Panurg, Cervantes den Sancho,

---

*) Denselben Gedanken spricht Goethe in der Ode „Meine Göttin“ aus.

Shakespeare den Falstaff. Allein Erasmus hat zuerst den natürlichen Zusammenhang entdeckt zwischen der Frechheit dieser witzigen Narren und der guten Laune, mit welcher selbst reizbare Herrscher jene ertrugen.

Der missgestaltete Narr Karls V., den Antonius Mor so trefflich gemalt hat [125], tritt uns unwillkürlich vor Augen, wenn die Thorheit tiefsinnig aber lachend sich auslässt: „Kann es Euch denn entgehen, dass selbst mächtige Fürsten die Gesellschaft des Narren so hoch schätzen, dass ihnen keine Mahlzeit schmeckt, kein Spaziergang behagt, wenn nicht der Narr zugegen, ja dass sie kaum eine Stunde meine Narren zu entbehren vermögen? Ohne weiteres geben sie ihnen den Vorzug vor den gesetzten Weisen, wiewohl sie diese anstandshalber beibehalten. Der Grund liegt auf der Hand, wie mir scheint. Die Weisen haben den Fürsten nichts als unangenehme Dinge mitzutheilen und scheuen sich nicht, gestützt auf ihr Wissen, deren stets zarte Ohren empfindlich zu verletzen. Die Narren dagegen unterhalten und ergötzen die Herrscher mit Spässen, Witzen und Dingen, welche Lachen und Schmunzeln hervorrufen. Dazu kommt ihr nicht zu unterschätzendes Vorrecht, dass sie allein in ihrer Einfalt die Dinge mit ihren wahren Namen bezeichnen, und was giebt es löblicheres als die volle Wahrheit? Aber, wird man einwenden, die Ohren der Fürsten scheuen die Wahrheit und hauptsächlich deshalb meiden sie die Weisen, aus Furcht einem unabhängigen Manne zu begegnen, der den Muth hat das Thatsächliche dem Erwünschten vorzuziehen. Gewiss, ich anerkenne, dass den Königen die Wahrheit verhasst ist. Allein was ich an meinen Narren bewundere ist gerade die Thatsache, dass aus ihrem Munde nicht allein Wahrheiten sondern auch ungeschminkte Strafpredigten gern angehört werden und dieselbe Offenherzigkeit, welche einem Weisen den Kopf kosten würde, in höchstem Masse gefällt, sobald ein Narr sie vorbringt. Die Wahrheit nämlich besitzt, wenn sie von nichts Verletzendem begleitet ist, eine natürliche Bezauberungskraft, doch verliehen die Götter nur den Narren diese Gabe.“ [126]

Die Heldin des Erasmus heisst Moria und glaubt an ihre olympische Herkunft. Sie rühmt sich, zugleich die Seele der Welt und der lebende Selbstbetrug zu sein. Sie ist es, welche bei Menschen und Himmlischen die chronische Krankheit der Luftschlösser erzeugt und sie dadurch glücklich macht. „Die Sterb-

lichen sprechen viel von mir, so lautet ihr erstes Wort, und ich weiss recht wohl, wie übel die Thorheit selbst bei den Thoren angeschrieben ist. Dennoch behaupte ich, dass mein Genie, und zwar lediglich das meine, Göttern und Menschen das Gemüth erquickt. Selbst berühmten Rednern gelingt es selten, ihre Zuhörer alle Sorgen vergessen zu lassen, ich brauche mich nur zu zeigen und eine ungekannte Fröhlichkeit verbreitet sich über die Gesichter, eine unsichtbare Hand glättet aller Stirne, ein freundliches Lachen erschallt.“ [127]

Den Gipfel seines paradoxen Systems erreicht Erasmus am Schlusse seiner Schrift, wo er, unter Anführung von Bibelstellen über die Thorheit Gottes, welche weiser ist als alle menschliche Vernunft, das Christenthum als eine göttliche Komödie und die christliche Frömmigkeit, welche alle irdischen Güter verschmäht um den Himmel zu erlangen, als eine Art von heiligem Wahnsinn bezeichnet. [128] „Beachtet wohl, sagt Moria, dass die Kinder, die Frauen und Greise, die Armen an Geist, am meisten durch den Gottesdienst angezogen werden und sich als reine Naturkinder am eifrigsten zu den Altären drängen. Ebenso sind die Religionsstifter meist grimme Feinde der Wissenschaften und bekennen sich zu einer erstaunlichen Einfalt.“

Dieser Skepticismus ist der beste Beweis, dass man mit Unrecht Sebastian Brant's „Narrenschiff“, welches 1494 zuerst im Drucke erschien, als einen Vorläufer des Lobes der Narrheit von Erasmus zu bezeichnen pflegt. Allerdings schlägt Erasmus vielfach auf denselben Amboss wie Brant und deutet ebenso wie jener auf die zahllosen Narren hin, welche das Glück in allerlei unwesentlichen Genüssen oder Vorrechten suchen, auf jene Bücher- und Weiber-, Geld-, Wein- und Biernarren, wie sie der strassburger Stadtschreiber nennt. Jedoch jene Tendenz von Brant, Busse zu predigen, ist Erasmus fremd, ihm ist die eine von dem Strassburger unablässig getadelte Narrheit nur ein Zwischenfall. Das Schiff von Brant ist ein schweres Fahrzeug mit flachem Boden, welches auf Rollen gestellt zu Fastnacht durch die Strassen geführt werden kann. [129] Mit dem flinken Nachen des Erasmus vermag man trotz des schlanken Baues eine Reise um die Welt anzutreten.

Hinsichtlich der Tendenz steht im 16. Jahrhundert keine Schrift dem Büchlein unseres Landsmannes näher als der grosse

Roman von Rabelais, eine gleichfalls die gesammte Gesellschaft berücksichtigende Satire. Die Narrheit des Erasmus heisst bei Rabelais *la dive Bouteille* und vertritt dieselbe wohlwollende Philosophie oder Lebensanschauung, welche gegenüber der oft nur gemachten Würde im menschlichen Verkehr das gute Recht des Frohsinns vertheidigt. [130] Beide, Erasmus und Rabelais, haben es lebhaft empfunden, dass der Mensch auch bei äusserster Anspannung seines Scharfsinns doch nicht das Geheimniss seines Wesens ergründen könne, dass Glaube und ewiges Leben in das Gebiet der Phantasie gehöre und unser Dasein trotz allen Forschens eine unergründliche Mischung bleibe des Komischen und Tragischen, Erhabenen und Alltäglichen.

Die äussere Form des Lobes der Narrheit war ein Opfer an die damalige Mode. Die literarische Welt jener Tage hatte eben erst die griechischen Sophisten und die sophistischen Unterhaltungen vornehmer griechischer Redner und Schriftsteller kennen gelernt. Wie an einer Neuigkeit ergötzte man sich an Lucian's „Lobe der Mücke" oder desselben ironischem „Lobe des Phalaris", des sicilischen Tyrannen. Man erinnerte sich mit Wohlgefallen, dass Glauco scherzend das „Lob des Unrechts", Synesius das „Lob der Armuth", Favorinus das „Lob des Thersites", des missgestalteten homerischen Schwätzers, sowie ein „Lob des dreitägigen Wechselfiebers" geschrieben hatten. Diese Vorbilder schwebten Erasmus vor, nur erhöhte er das Pikante dieser Gattung, indem er die Thorheit, welche nicht aus ihrer Rolle fallen durfte, eine Lobrede auf sich selbst halten liess. Sie, nicht er, ist der Sophist, der vom Anfang bis zum Ende das Wort führt. [131]

Im 18. Jahrhundert fand Erasmus geistvolle Nachfolger in Mandeville, dessen Bienenfabel ein vermummtes „Lob des Lasters" in der Gesellschaft, und in Holberg, dessen unterirdische Reise des Klaus Klim eigentlich ein „Lob des Leichtsinns" im Staate ist. [132] Niemand hat jedoch gleich Erasmus ein Ganzes geschaffen, welches in so hohem Masse den Charakter eines Naturproduktes besitzt. Das „Lob der Narrheit" ist nicht tiefsinnig gleich einem metaphysischen System, sondern gleicht einer Artischoke. Der Kern der Frucht schmeckt süss und giebt eine richtige Vorstellung von der blutreinigenden Wirkung der Werke des Erasmus überhaupt. Die spitzen Blätter, welche die Krone der Frucht bilden, lassen sich eins nach dem andern abpflücken und bedürfen,

gewürzig wie sie sind, weder des Oeles und Essigs noch des Salzes und Pfeffers.

Wenn unsere heutigen niederländischen Maler zu bewegen wären, auf kurze Zeit ihren Dorfgeschichten zu entsagen, so könnten sie sich durch ein historisches Gemälde Ruhm erwerben: Erasmus zu Pferde, begleitet von seinem Reitknecht und seiner reitenden Bibliothek, aufschauend von dem Büchlein, in welches er glückliche Einfälle für sein Lob der Narrheit einträgt.

In der That ist die kleine Schrift im Sattel auf der Rückkehr aus Italien 1509 wenn auch nicht vollendet so doch begonnen worden.[133] Erasmus zählte damals zweiundvierzig Jahre, hatte Rom und Venedig gesehen, sich in Turin den Doktorhut geholt[134] und stand im Begriff nach England zu gehen, um Lord Mountjou und Thomas Morus zu besuchen. Ihn quälten weder Sorgen noch Krankheit und er befand sich, noch unberühmt, in der richtigen Stimmung um ein Werk der Phantasie zu schaffen, in welchem er unter dem Schleier der Allegorie seiner Laune frei den Zügel schiessen lassen konnte.

19.

Erasmus scheint bereits verhältnissmässig früh auf Fremde den Eindruck eines Greises gemacht zu haben, was auch nicht Wunder nimmt, wenn man sein unstetes Leben und die zehn Folianten seiner Werke bedenkt. Auch kräftigere Naturen würden nach einigen Jahren Spuren einer solch angestrengten Thätigkeit aufweisen. Ich führe dieses an in Anlass der charakteristischen Apostrophe an Erasmus in dem Tagebuche Albrecht Dürers über seine südniederländische Reise im Jahre 1521. Dürer war damals den Fünfzigen nahe, Erasmus höchstens sechs oder sieben Jahre älter.

Bekanntlich weilte Erasmus zu jener Zeit in Antwerpen, befreundet mit dem Stadtschreiber Egidius und dem Maler Quentin Massys. Kurz nach Pfingsten durchlief die Stadt das beunruhigende Gerücht, Martin Luther, der auf dem Reichstage zu Worms eine so kühne Sprache geführt, sei in die Hände seiner Feinde gefallen. Ungeachtet des kaiserlichen Geleites sei er gefangen, vielleicht ermordet! Man begriff nicht sogleich, dass der Kurfürst von Sachsen ihn hatte aufgreifen und auf die Wartburg in Sicher-

heit bringen lassen. Dürer, der in denselben Tagen in Antwerpen verschiedene Persönlichkeiten portraitirte und auch Erasmus zeichnete *), wird schwerlich lange den allgemeinen Irrthum getheilt haben. Die erste Kunde aber machte auf ihn, der gut römisch und gut reformfreundlich zugleich war, einen niederschmetternden Eindruck. Er bewunderte den jungen unverzagten Luther, erachtete die Sache der Reform durch diesen Schlag für verloren und schrieb, übermannt von Trauer, in sein Tagebuch eine erschütternde Wehklage, welche um so höheren geschichtlichen Werth besitzt und von dem was die Gemüther jener Tage bewegte, eine um so treuere Vorstellung giebt, als hier weder ein Theolog noch ein Mönch noch ein Gelehrter spricht, sondern ein einfacher gut unterrichteter Bürger, der nur als Künstler hervorragt und die Religion allein um ihrer selbst willen verehrte als die erhabenste Form alles Schönen und reinste Quelle der Tugend.

Nach längerer Klage mit bewegtem Gemüth und ungeübter Feder [135] fällt es Dürer ein, dass wenn auch Luther verloren Erasmus noch lebe: „O Gott! ist Luther todt, wer wird uns hinfort das heilige Evangelium so klar vortragen? Ach Gott! was hätte er uns noch in zehn oder zwanzig Jahren schreiben können? O, Ihr frommen Christenmenschen alle! helft mir fleissig beweinen diesen von Gott begeisterten Menschen, und beten, dass er uns einen anderen erleuchteten Mann sende! O Erasmus von Rotterdam, wo willst Du bleiben? Sieh! was vermag die ungerechte Tyrannei, die weltliche Gewalt, die Macht der Finsterniss? Höre Du Ritter Christi! reite hervor neben dem Herrn Jesus, beschütze die Wahrheit, erlange der Märtyrer Krone! *Du bist doch ohnehin bereits ein altes Männchen.* Ich hab von Dir gehört, dass Du Dir selbst nur noch zwei Jahre zugegeben hast, die Du noch taugest etwas zu thun. Diese lege wohl an, dem Evangelium und dem wahren christlichen Glauben zu Gute und lasse Dich denn hören. Dann werden, wie Christus sagt, die Pforten der Hölle nichts wider Dich vermögen! Und wenn Du hienieden Deinem Meister Christus ähnlich würdest und Schande von den Lügnern in dieser Zeit erlittest und darum eine kleine Weile früher stürbest, so wirst Du doch desto eher aus dem Tode in das Leben eingehen und durch

*) Ein Facsimile der Zeichnung giebt Ch. Ephrussi, Albert Durer et ses dessins, 1882.

Christus verherrlicht werden. — O Erasmus, halte Dich zu uns, dass sich Gott Deiner rühme, wie von David geschrieben steht, denn Du kannst es thun und fürwahr, Du kannst den Goliath fällen.“ [136]

Mir erscheint diese Darstellung des Erasmus in ihrer Häuslichkeit als die merkwürdigste, welche Zeitgenossen von seiner Person und seinem Charakter geliefert haben. Regelmässig wird aus seinen Briefen der Ausspruch angeführt: „Nicht alle besitzen die Kraft zum Märtyrerthum und ich besorge, dass ich bei dem Entstehen von Unruhen Petri Beispiel befolgen werde“, oder das ironische Wort herangezogen: „Andere mögen das Märtyrerthum anstreben, ich halte mich einer solchen Ehre nicht für würdig.“ [137]

In gewöhnlichen Verhältnissen würde man den Muth des Mannes preisen, der zu Papier brachte was Tausende nicht wagten sich selbst zu gestehen, geschweige denn Anderen mitzutheilen. Erasmus auf dem Schaffot wäre ein ebenso grosser Widerspruch gewesen wie heutzutage der Tod eines Geistlichen im Zweikampf. Ihm hat die Versicherung nichts genützt: „Ich bin bereit für Christus zu sterben, wenn er selbst mir die Kräfte dazu verleiht; ein Märtyrer Luthers mag ich nicht sein.“ [138]

Die landläufige Geschichte hat ihre fest fixirten Anschauungen. Papst Julius II. nennen wir einen unwürdigen Statthalter des Gottes der Liebe, weil er Krieg führte; Zwingli dagegen, der die schweizerischen Miethstruppen des Papstes als Feldprediger begleitete, bewundern wir, wenn er als Heerführer in der Schlacht von Kappel mit dem Schwerte bewaffnet den Tod findet, und nichts hindert uns anzuerkennen, dass dieser Soldat und gewesene Priester eine sehr vernünftige Lehre vom h. Abendmahl aufgestellt hat. Weder Luther noch Kalvin nehmen wir es übel, dass sie in ihren Betten gestorben sind, wiewohl beide unschuldiges Blut auf dem Gewissen hatten; Erasmus dagegen, der nie eine Fliege verletzte und nach keinem andern Schwerte als nach seiner Feder verlangte, ihn nennen wir feige, weil er vor dem Holzstoss zurückbebte. Er allein, so meinen wir, hätte durch Henkershand umkommen müssen.

Diese Ungleichheit unseres Urtheils kann nur daher stammen, dass Luther, Zwingli und Kalvin ungeachtet ihrer Fehler, die sie selbst übrigens mit musterhafter Demuth zuerst eingestanden, dem Fortschritt gedient haben, Erasmus hingegen, ungeachtet seiner

Tugenden, für die Erhaltung des Bestehenden eintrat und es für uns von vornherein feststeht, dass wer das letztere thut, der menschlichen Gesellschaft geringere Dienste erweist.

Wollen wir Erasmus gerecht werden, so müssen wir uns auf den Standpunkt von Albrecht Dürer stellen, der ihn zwar schon früh für ein altes Männchen, aber doch auch für einen tapfern kleinen David und Ritter Christi hielt. Heinrich de Keyser trägt nicht die Schuld, dass sein Bronceriese auf dem rotterdamer Markte dieser Vorstellung so wenig entspricht; auf eine Vendomesäule gestellt würde das schöne Werk besser wirken als auf dem niedrigen Unterbau. [139] Holbein's Erasmus im Louvremuseum ist die beste Rechtfertigung der Denkweise von Albrecht Dürer. [140]

Erasmus lebte in einer so bewegten Zeit, dass es uns nicht ziemt ein abschliessendes Urtheil zu fällen über die Art und Weise, wie er seine bewunderungswürdigen Gaben verwandt hat. Wir müssen uns damit begnügen dass er, wie die Bibel sich ausdrückt, in seinem Gewissen völlig beruhigt war. Unsere nationale Eigenliebe aber kann sich brüsten, dass nur drei Mal in der Geschichte von Europa ein einziger Geist solch eine europäische Berühmtheit besessen und die Bildung seiner Zeit in solcher Weise beherrscht hat: Petrarka im 14., Erasmus im 16. und Voltaire im 18. Jahrhundert.

Erasmus war ein einseitiges literarisches Genie. Weder als Mathematiker noch als Jurist noch als Historiker hat er sich hervorgethan. Als Dogmatiker und Exeget war er ein Dilettant, als Politiker ein Träumer. [141] Selbst als wissenschaftlicher Philolog liess er viel zu wünschen übrig; sein Text des neuen Testaments hat viel zu lange für klassisch gegolten. [142] Der *Thesaurus linguae latinae* von Robert Stephanus (1532) und noch mehr der *Thesaurus linguae graecae* von Heinrich Stephanus j. (1572) waren Werke von bleibenderem Werthe als die gelehrten Ausgaben von seiner Hand.

Aber er war der verkörperte gesunde Menschenverstand seines Jahrhunderts und die fabelhafte Leichtigkeit, mit der er eine todte Sprache schrieb, gewährte ihm zu einer Zeit, da in allen Landen von Europa jeder nur einigermassen Gebildete das Latein ebenso bequem wie seine Muttersprache verstand, den Vorzug, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenken zu können.

Auch aus diesem Grunde schätzte er Basel und gehörte ein schweizer Typograph zu seinen besten Freunden. Nicht im „Zellchen mit einem Büchelchen“ wollte er hausen wie Thomas von Kempen, sondern zwischen Bergen mit einer Druckerpresse. Er war sich bewusst, dass er mit diesem Hebel eine Welt aus den Angeln heben könne, und sein schönster Ruhm besteht vielleicht darin, dass er trotz dieses gefährlichen Selbstgefühls verhältnissmässig bescheiden und schlicht geblieben ist.

Fünftes Buch.

Sechzehntes Jahrhundert. — Lukas von Leiden.

1.

In den früheren Abschnitten sind verschiedene wesentliche Bestandtheile des nationalen Lebens zur Besprechung gelangt, Religion und Sitten, Kriegswesen und staatliche Verhältnisse, Wissenschaften und Unterricht. Zur Vervollständigung soll die Schilderung mit einer Uebersicht der Literatur beschlossen werden, wiewohl sich dabei der Mangel eines genialen niederländischen Vertreters fühlbar macht und wir ausser Stande sind einen besonderen Namen an die Spitze des letzten Abschnittes zu stellen.

Zunächst haben wir jedoch unsere Aufmerksamkeit den Ueberbleibseln der altniederländischen Kunst zuzuwenden, dem Stich, der Zeichnung, der Malerei, Glasmalerei, Bildhauerei und Architektur. Obgleich auch sie zum grossen Theil nachahmt, weist sie doch geringere Spuren von Abhängigkeit auf als die mittelalterliche Literatur. Auf diesem Gebiet können wir sogar Namen von historischer Bedeutung aufführen, an ihrer Spitze Lukas von Leiden, den Maler und Stecher.

Ich beabsichtige darzuthun, dass aus der Zeit vor 1572 und trotz des Vandalismus, durch den sich dieses Jahr kenntlich gemacht hat, eine grössere Anzahl von Kunstdenkmälern vorhanden ist als es beim ersten Anblick scheinen möchte, so dass eine Sammlung des Zerstreuten den Stoff zu einer ganz anschaulichen nordniederländischen Kunstgeschichte des Mittelalters darbieten würde.

2.

Wenn man das heutige Niederland besucht und alle Provinzen nach allen Richtungen hin durchstreift, so erblickt man unzähligemal am Horizont, aus dem Gebüsch oder jenseits eines Gewässers Jahrhunderte alte Kirchen ihre Thürme und Dächer erheben.

Wiewohl die Bewohner des Landes zumeist Protestanten sind und es eine Zeit gab, in der sie ihren Willen zumal in religiösen Angelegenheiten durchzusetzen vermochten, so tragen doch die vornehmsten jener Gebäude auch heute noch den Namen römischer Heiligen. Betritt man die Städte, so stösst man auf mehr als eine S. Bavo-, S. Lorenz-, S. Joris-, S. Lebuinus-, S. Plechelmus-, S. Cunera-, S. Katharina-, S. Walburg-, S. Markus- oder S. Pankrazkirche, und bemerkt alsbald, dass sie im allgemeinen ziemlich kahl aussehen. Sie erinnern an das römische Colosseum oder die Bäder des Caracalla, wenn sie uns ihre backsteinernen Skelette zeigen. Die Armseligkeit bezieht sich jedoch nur auf das Aeussere. Im Inneren enthalten sie sorgfältig geweisste Mauern und erwecken den Eindruck eines luftigen und sauberen Hospitals.

Lukas von Leiden, auf den ich zum Schlusse dieses Abschnitts zurückkomme, hat diesen Widerspruch nicht erlebt, er war gut römisch. Bei seinem Tode 1533 war jedoch der Protestantismus, wiewohl zu Beginn gewaltsam unterdrückt, von mehr als einer Seite her, von Ost und Süd in Niederland eingedrungen um nicht wieder vertrieben werden zu können. Viele in seinem Sterbejahr geborene Niederländer sollten Geusen oder Wassergeusen genannt werden, bevor sie noch das volle Mannesalter erreicht hatten.

Diese Erinnerung genügt, um das Eigenartige des Anblicks und der Geschichte der altniederländischen Kirchengebäude zu erklären. Wenn wir dagegen einen Begriff von der Verwüstung und Zerstörung der Abteien und Citadellen zu gewinnen wünschen, so thun wir am besten, wenn wir uns nach dem Frankreich zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts versetzen, als die schwarze Bande unter dem Wahlspruch von Chamfort: „guerre aux châteaux, paix aux chaumières!“ die Provinzen heimsuchte. Um 1572 haben in Niederland ebensoviele Erstürmungen der Bastille stattgefunden als die Feudalität sich Burgen und Festen gebaut hatte. Von mehr als hundert Kastellen, die im Mittelalter das Land überdeckten, sind nur die Namen oder Trümmerhaufen übrig ge-

blieben; hundert andere konnten in unseren Tagen nur durch die dichtende Phantasie der Romantik wiederhergestellt und im Farbendruck wiedergegeben werden.[1] Bis auf die Gevangenpoort im Haag, das Schloss zu Muiden bei Amsterdam, zwei Herrenhäuser in Nordbrabant und eins in Geldern, hat die Geusenzeit alles dem Erdboden gleichgemacht.*) Besässen wir nicht die Ruine von Brederode, so könnte man fast die feudale Architektur bei uns für eine Sage halten. Die Sandenburg der Borssele auf Walcheren hatte bereits vor dem Ausgang des 16. Jahrhunderts dermassen gelitten, dass die Erhaltung einer Abbildung dieser fast königlichen Feste schier Wunder nimmt.[2] Auch von dem Schlosse der Grafen von Blois zu Gouda und dem monumentalen Baue Karl des Kühnen zu Gorkum[3] ist bis auf Abbildungen nichts übrig geblieben, während von dem Schlosse der Herren von Teylingen bei Leiden wenigstens einige Mauerreste vorhanden sind.[4]

Von der Abtei von Egmond in Nordholland ist ein Bildhauerwerk, von der Abtei Bern in Nordbrabant ein Grabdenkmal, von der Abtei Middelburg in Zeeland nichts als ein *nondescript* erhalten.[5] Die Abteien Mariengarten in Friesland, Blumenhof und Aduard in Groningen, Oudwijk in Utrecht, Rijnsburg und Koningsveld in Südholland sind spurlos verschwunden.[6] Das Land hätte nicht gründlicher von diesen Denkmälern gesäubert werden können, wenn es wie Sodom und Gomorra vom himmlischen Feuer verzehrt worden wäre. Nur hie und da konnte eine vereinzelte Handschrift aus den Flammen der Bibliotheken gerettet werden.[7]

Die Kirchen blieben verhältnissmässig verschont, weil sie auch unter der neuen Ordnung der Dinge zu denselben Zwecken wie früher verwendbar waren. Sie wurden inwendig mit Schulbänken ausgestattet, alle der Kanzel zugewandt, von der herab jener dogmatische oder volksthümlich philosophische Unterricht ertheilt werden sollte, auf dem die Kraft des Protestantismus beruht.

Für diesen Unterricht waren die Kirchen eigentlich überflüssig und genügten geräumige Lokalitäten. Entfernung alles Anstössigen, der Heiligenbilder und der Altargeheimnisse, war

---

*) Auch unter Karl V. waren einige alte Schlösser niedergebrochen worden, um Neubauten Platz zu machen.

zunächst die Hauptsache, im übrigen beschränkte man sich darauf, die Gebäude wasserdicht zu erhalten und gegen Einsturz zu sichern. Nur für die Orgeln wurde Sorge getragen trotz der Einsprache der Ultrakalvinisten, denn nächst den Predigten bildete der gemeinsame Psalmengesang das sprechendste Merkmal des neuen Gottesdienstes. An einen Ersatz für alles andere dachte Niemand, weil in der ersten Zeit Niemand das Bedürfniss darnach fühlte und alle um die Wette die Nothwendigkeit oder Zulässigkeit leugneten. Kalvinistische Betstühle brauchten nicht angeschafft zu werden, die kalvinistische Gemeinde betet stehend. Wirklich neu waren nur die Sitzbänke für die Männer und die Wärmpfannen unter den Füssen der Frauen. Aber selbst diese letzte, vom Standpunkt der Gesundheit preisenswerthe Massregel konnte erst getroffen werden, als das Streben nach einer gewissen Bequemlichkeit auch in der Kirche nicht mehr für einen Beweis geringeren Glaubenseifers angesehen wurde. Erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts ging eine reformirte niederländische Frau, die etwas auf sich hielt, mit der Bibel in der einen und dem Fusswärmer in der andern Hand zur Kirche.[s]

Derart sind eine grosse Anzahl mittelalterlicher Kirchen jene gutunterhaltenen Ruinen geworden, die man jetzt dort überall trifft. Ich spreche nicht von jener unwillkürlichen Verwahrlosung in einzelnen todten Städten, deren Bevölkerung und Wohlfahrt dermassen abgenommen haben, dass Kirchen- und Gemeindeverwaltungen sich den Ueberfluss einer Wiederherstellung und Instandhaltung nicht erlauben können. Ueberall wo Wohlstand herrscht, zeigen auch die alten Heiligthümer ein stattliches Aeussere und dennoch kann man sie nur als Ruinen bezeichnen, denn die Art ihrer Unterhaltung unterscheidet sich nicht von der Sorgfalt, welche ein kluger Kaufmann auf ein altväterliches noch brauchbares Packhaus verwendet.

Wenn nach 1572 irgendwo das Schiff einer alten Kirche einstürzte oder abbrannte, da hat man selbst in vornehmen Städten den Raum zwischen Thurm und Chor wüst gelassen; war auch der Chor verschwunden, so liess man das Unkraut am Fusse des Thurmes üppig gedeihen. Gar manche reformirte Dorfkirche in Niederland ist ein Fragment, das übrige ist abgebrochen, weil es zu gross war oder das Aufbauen zu viel gekostet hätte. Verlor ein Thurm seine Spitze, so erhielt er eine Haube oder Nachtmütze,

an welcher nützliche Uhren angebracht wurden. Unvollendete Kirchen und Thürme wurden nicht ausgebaut; Bogenfenster ohne weiteres zugemauert, wenn man grosse Orgeln aufstellen wollte; Glasmalereien, welche an irgend einer Stelle dem neuen Glauben zuwider Gott Vater darstellten und doch nicht zerstört werden sollten, wurden an der betreffenden Stelle mit harmlosen Arabesken versehen und im übrigen als Kunstwerk nicht verletzt. Gingen dagegen bemalte Fenster entzwei, so ersetzte man sie gern durch unbemalte, welche mehr Licht durchliessen, denn ein protestantischer Kirchengänger legt darauf Werth, den von der Kanzel verkündeten Text in der eigenen Bibel nachlesen zu können und das mittelalterliche Halbdunkel erweist ihm dabei schlechte Dienste. Mussten einige Fenster wegen Baufälligkeit der feinen Steinmetzarbeit gänzlich erneuert werden, so versah man sie mit rechtwinklig gekreuzten Latten, setzte in die viereckigen Oeffnungen kleine Scheiben ein und wenn dann die Sonne störend eindrang, wehrte man sie mit grünen Vorhängen ab wie in den Bibliotheken.

Als gutes Beispiel für die Kluft, welche in Bezug auf den Gottesdienst sich schon früh zwischen Protestantismus und Kunst im allgemeinen aufthat, mag die Thatsache erwähnt werden, dass das am sichersten beglaubigte Werk des Pinsels von Lukas von Leiden 1566 aus der Peter-Paulskirche, für dessen Hauptaltar es gemalt worden war, heimlich entfernt werden musste, damit es nicht den Bilderstürmern anheimfalle.*) Später wurde es von dem Bürgermeister pietätsvoll auf dem Stadthause bewahrt, um den Reformirten keinen Anstoss zu geben, doch auch diese Regierungsleute waren barbarisch genug und liessen das Haupt von Gott Vater durch einige mathematische Figuren übermalen und in den Zirkel mit hebräischen Buchstaben den Namen Jehovah hineinsetzen.[9]

3.

All dem eben Ausgeführten liegt eine einzige Ursache zu Grunde. Zu derselben Zeit, da der Protestantismus den Willen und Verstand der Niederländer kräftigte, hat er ihre Phantasie

---

*) K. Rudolf II. soll für das Bild soviele ungarische Dukaten geboten haben als nöthig gewesen, um dessen Oberfläche zu bedecken, doch gab die Stadt es nicht her, erzählt Merian. Das Bild stellt das jüngste Gericht dar.

geschwächt und abgestumpft. Der Sinn für höhere Baukunst kam ihnen in demselben Masse abhanden als sie in ihrem Eifer für das neue Dogma sich gewöhnten, den Katholicismus, dessen Bedeutung ihnen durch die Schuld seiner eigenen Priester unverständlich geworden war, als eine Offenbarung des Teufels und den katholischen Gottesdienst als Possenspiel zu betrachten. Auf dem Gebiete der Architektur kam kein neuer Geist über sie. Bauten sie selbst eine Kirche, so bestrebten sie sich umsonst, derselben einen protestantischen Stempel aufzudrücken. Es war kein Stil darin, höchstens fanden sich Reminiscenzen an die katholische Bauweise. Ebensowenig vermochten sie besondere Namen für ihre Kirchen zu erfinden. Sie nannten die eine nach ihrem Umfang die grosse, andere nach ihrem Alter die alte oder neue, die übrigen nach den Windrichtungen, Nord-, Süd-, Ost- oder Westkirchen. Ihre verarmte Phantasie hielt wie an den biblischen Namen von S. Peter, S. Johann, S. Jakob so auch an S. Cunera oder S. Plechelmus fest. Sie waren zufrieden, wenn sie das Vorhandene so gut oder schlecht es ging, ohne zu viele Kosten und mit Beseitigung aller Erinnerungen an den katholischen Gottesdienst im Stande erhielten oder ausbesserten.

Dennoch bin ich der Meinung, dass das Herz der niederländischen Protestanten sich nicht so allgemein und leicht von jenen Denkmälern des romanischen und gothischen Baustils abgewandt hätte, wenn diese ebenso schön und ursprünglich gewesen wären als sie in Ueberfluss vorhanden waren. Ein Volk verändert nicht so leicht seinen Charakter, als dass es seine Architektur, wenn diese wirklich aus seinem eigenen Schoosse hervorgegangen, später in den Tagen des Wohlstandes und dabei aufgeweckten Kunstsinns plötzlich verleugnen könnte. In Niederland fand der Protestantismus mit seinem Mangel an Geschmack weniger Gegenstände der Ehrfurcht als anderswo, denn hier war kein einziges römisches Kirchengebäude von hervorragender Bedeutung vorhanden, hier waren selbst die schönsten Bauten nur Nachbildungen, hier erschwerte der Boden die Suche nach schönem Material und legten die unedelen Backsteinmassen nur zu oft den Gedanken an eine machtlose Mitbewerbung nahe.

Schon die Thatsache, dass die berühmteste Kirche in Niederland, die Kathedrale von Herzogenbusch, zu Ausgang des 15. Jahrhunderts erbaut und 1529, am Vorabend der Reformation, voll-

endet wurde, ergiebt, dass unsere Landsleute auf dem Gebiete der kirchlichen Baukunst weder Erfinder noch Bahnbrecher gewesen sind. Sie erklärt auch ihre spätere Gleichgültigkeit.[10] Sie hielten mehr von ihren Deichen als von ihren Kirchen, weil die Deiche Schöpfungen ihres eigenen Gehirns waren, die Kirchen auf auswärtigen Unterricht zurückgingen.

Wenn noch heute im Ministerium des Innern im Haag der Ausdruck „trockner Wasserstaat“ *(drooge waterstaat)* gebraucht wird zur Bezeichnung der staatlichen Verwaltung der Ueberbleibsel der altvaterländischen Architektur[11], so ist das nur eine Fortsetzung derselben Gedankenrichtung. Der andere „Wasserstaat“ wurde in Niederland stets bevorzugt. In dem Lande, wo niemals ein Deich unvollendet blieb, finden sich verwahrloste oder im Stich gelassene Kirchengebäude zu Hunderten.

4.

Die allgemeine Geschichte der alten Kunst in Nordeuropa von den Tagen der Franken und Angelsachsen bis zum Ausgange des 16. Jahrhunderts ist allmählich so ausgiebig bearbeitet worden[12], dass wir nicht nur die erhaltenen Denkmäler unserer Vorzeit, sondern auch die Ruinen vollauf zu würdigen im Stande sind. Nach dem Gesagten versteht es sich von selbst, dass in Niederland Originalität eine Ausnahme, Nachahmung die Regel war, zumal die ältesten niederländischen Architekten das Nachahmen als eine fromme Handlung betrachteten und es systematisch in grösserem oder geringerem Umfange betrieben.

Die achteckige Kapelle im Falkenhof*) zu Nimwegen, erbaut um 800, ist eine verkleinerte Copie des Domes zu Aachen, der seinerseits wieder einer noch älteren italienischen Kirche zu Ravenna nachgebildet ist. Ob Kaiser Karl d. Gr. in Nimwegen den Grundstein in eigener Person gelegt hat oder nicht, ist ziemlich gleichgültig. Denn wenn der kleine Bau auch erst durch einen seiner Nachfolger gestiftet worden ist, so vergegenwärtigt er doch durch seine Linien und die Ueberbleibsel seiner Farben und Zierrathen das karolingische Zeitalter. Weiter reichen die Erinnerungen unserer alten Architektur nicht zurück.

---

*) Dieser alte Reichspalast wurde 1794 von den Franzosen zerstört.

Die Vorbilder der nimweger Kapelle besitzen ebensowenig wie diese eine auffällige Uebereinstimmung mit den Tempeln des alten Griechenland und Rom. Die Formen weisen vielmehr auf die Bedürfnisse eines neuen Gottesdienstes hin und die byzantinisch-italienischen Christen des ravennatischen Exarchats scheinen fast die ersten Erfinder der neuen passenden Bauart gewesen zu sein.[13] Ein christlicher Hauskaplan war im Stande in der achteckigen Kapelle alle symbolischen Handlungen des altchristlichen Kultus zu erfüllen, so oft die karolingischen Herrscher auf dem nimweger Schlosse weilten.[14]

Derselbe Falkenhof zeigt die Trümmer noch einer Hauskirche, welche in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts in Anlass einer Restaurirung des Palastes an denselben angebaut wurde. Die Abteikirche zu Laach, begonnen 1093, geweiht 1156, war ihr Vorbild und so brachte sie im Gegensatz zum karolingischen Stil die ganze Eigenart des romanischen zur Anschauung. Das Gleichseitige ist geschwunden und hat den Platz einem länglichen Viereck eingeräumt, welches fortan das Schiff genannt wird. An dem einen Ende ist ein Ausbau entstanden, der Chor, und dieser Chor hat die Form einer gewölbten halben Kuppel. Die Kapitäle der Säulen bestehen nicht mehr aus nachgeahmten Menschenköpfen, sondern aus Kränzen von Eichenlaub, die Bögen der Fenster sind rund geblieben.[15]

Die romanische Kapelle zu Nimwegen besass als Besonderheit eine Krypta unter dem Boden der Kirche, einen unterirdischen Raum, der gleichfalls zum Gottesdienst bestimmt war.[16] Andere und noch ältere Krypten befinden sich in Deventer unter der S. Lebuinuskirche und in Utrecht unter der S. Peterskirche, beide erbaut in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts durch denselben B. Bernulf, der seine Erhebung Kaiser Konrad II. und der Niederkunft der Kaiserin Gisela in seiner Pfarrerwohnung verdankte.[17] Die Stiftung der zweiten nimweger Kapelle wird dem Kaiser Friedrich Barbarossa zugeschrieben.

Die schönste romanische Kirche in Niederland besitzt jedoch Roermond, die geldrische Geburtsstadt des Murmellius. Zwar ist der strenge Stil nicht in allen Theilen rein bewahrt, doch ist der älteste, 1218 begonnene und 1224 eingeweihte Theil in seiner Art vollendet.[18] Einige merkwürdige romanische Dorfkirchen finden

sich in Friesland [19], doch sind diese Nussschalen im Vergleich zu dem roermonder Denkmal, dem Zeitgenossen der Eroberung von Damiette.

5.

Der altväterische Befestigungsbau würde vielleicht durch die Burg von Leiden am besten vertreten sein, wenn eine Wiederherstellung ihrer ursprünglichen Gestalt möglich wäre. Schon das kuchen- oder turbanähnliche Gebäude, welches auf einer alten Karte von Leiden abgebildet ist und in Wirklichkeit bis tief in das 17. Jahrhundert hinein bestand, war verhältnissmässig modern.[20] Es ruhte auf den Fundamenten eines früheren Baues, der die Gestalt eines aus dicken Mauern zusammengesetzten Rondells gehabt haben muss.[21] Und wenn wir bedenken, dass im Mittelalter die römischen Grabmonumente bereits frühzeitig als Festungen benutzt wurden, das Grabmal der Caecilia Metella bei Rom, das Mausoleum des Hadrian in der Stadt vielfach als Burgen haben Dienste leisten müssen, so können wir uns eine Vorstellung machen, wie die niederländischen Festungswerke in der frühesten Zeit ausgesehen haben. Der Anblick einer Burg unterschied sich nur wenig von dem eines Steinhaufens und die von Leiden bildete gewiss keine Ausnahme von der Regel.[22] Sie wird zu Ausgang des 11. Jahrhunderts entstanden sein als die ältesten Grafen von Holland um des Zolles willen, den sie an der Rheinmündung erhoben, ein Interesse hatten sich hier zu befestigen. Vielleicht war sie aber noch älter und stammte aus der Zeit der normannischen Einfälle.[23]

Das geldrische Schloss De Dorwerth soll bereits 1280 denselben Anblick gewährt haben wie heute nach der Wiederherstellung im Jahre 1837. Es war von gleichem oder doch nur wenig jüngerem Alter wie die Schlösser von Muiden und Brederode und vereinigte die Zwecke eines Wohnhauses und einer Festung.[24] Den letzteren Charakter hat das in Nordbrabant belegene, um 1500 erbaute Schloss Croy fast gänzlich eingebüsst, während er bei dem gleichfalls nordbrabantischen Helmont, welches aus dem Jahre 1402 stammt, noch überwiegt. Das Aeussere dieser beiden Schlösser ist gänzlich unverändert geblieben und sie bieten, namentlich Helmont, die vielleicht besten Muster des Jahrhunderts und Stiles in den Niederlanden.[25]

Alle diese ältesten Burgen sind nach auswärtigen Vorbildern des 13. Jahrhunderts ausgeführt und einzelne der ältesten niederländischen Stadtthore bewahren gleichfalls noch heute die Erinnerung an jenes System. So das S. Joristhor in Delft[26], das Sachsenthor in Zwolle[27], das Süd- und Nordhafenthor und das Nobelthor in Zierixee[28], das kleine Holzthor in Haarlem[29], die S. Antoniuswaage in Amsterdam.[30*]) Auch die Gevangenpoort im Haag gehört hierher, wiewohl sie niemals zu einer städtischen Befestigung gehört hat.[31]

Baumaterial und Einrichtung waren in Brederode und Muiden verhältnissmässig armselig, plump und kahl; dagegen erfüllten sie vollständig ihren Zweck vom Standpunkte der Vertheidigungsfähigkeit. Ihre Erbauer standen sichtlich auf der Höhe der militärischen Wissenschaft jener Zeit. Der „rohe Haufe von Backsteinen“, wie der Dichter Hooft dreihundert Jahre später das Schloss zu Muiden bezeichnete, war nach den besten Regeln der alten Festungsbaukunst zusammengestellt. Es wäre zu wünschen, dass dieses Schloss dem Aeusseren nach im Stile des 13. Jahrhunderts hergestellt würde, seine Ueberbleibsel geben alle Mittel zu einem wissenschaftlichen Wiederaufbau an die Hand.[32] Nicht minder würde die niederländische Baukunst an einem Neubau des Schlosses Brederode[33] ihre Kraft erproben können, hat doch jüngst ein belgischer Edelmann aus Verehrung für Rubens das Schloss Steen zwischen Mecheln und Vilvoorde vollständig wiederherstellen lassen.

Einen Abschnitt in der Geschichte des niederländischen Festungsbaues bildet das Jahr 1529, als das Material von zwei älteren Schlössern, Vreeland und Ter Horst, zum Baue einer neuen Friedensburg *(Vredeburgt)* in Utrecht verwendet wurde. Waren im Mittelalter Wohnung und Feste mit einander verbunden worden, so wurde die Friedensburg lediglich zu militärischen Zwecken erbaut und zwar so geschickt, dass sie im Winter 1576/77 von einer Besatzung von hundertundfünfzig Mann sieben Wochen hindurch gegen die ganze Bürgerschaft der Stadt vertheidigt werden konnte.[34]

---

*) Ursprünglich ein Stadtthor, welches zu Beginn des 17. Jahrhunderts im Interesse des Handels seine Bestimmung wechselte, jedoch fast unverändert geblieben ist.

Es ist in mancher Hinsicht zu bedauern, dass man in unsern Tagen die letzten sichtbaren Erinnerungen an das Kastell vernichtet hat. Ohne die Friedensburg wäre der niederländische Staat an der inneren Zwietracht zu Grunde gegangen und die Union von Utrecht unter Wilhelm dem Schweiger schwerlich zu Stande gekommen. Sie ist allerdings nur fünfzig Jahre unverletzt geblieben, hat aber dennoch unserem Volke unvergessliche Dienste erwiesen.

Blickt man auf die schönen Linien der kürzlich abgebrochenen Gewölbe, so ergiebt sich, dass die Baukunst seit der Errichtung des Schlosses zu Muiden ungewöhnliche Fortschritte gemacht hatte. Ungeachtet der völligen Verwahrlosung haben diese zierlich gewölbten Bögen drei und ein halbes Jahrhundert hindurch Lasten wie Kornmühlen ertragen, ohne zu weichen oder Risse zu erhalten.[35]

Unvermerkt haben wir uns dem haager Binnenhof genähert, der allerdings niemals eine Befestigung gewesen ist. Denn obgleich sich die Spanier 1574 in ihm verschanzen konnten, so glich er doch zu wenig einem Palaste in dem neueren Sinn des Wortes und zu sehr einer mittelalterlichen Burg, als dass er bei einer Besprechung des Festungsbaues könnte ausser Betracht gelassen werden.[36] Dies sei bemerkt als Ergänzung zu dem früheren Hinweise auf den verhältnissmässig friedlichen Charakter der zukünftigen statthalterlichen Behausung.[37]

Die Bezeichnung „statthalterliche Residenz“ passt allerdings streng genommen nur auf einen Flügel des Gebäudes, lässt sich jedoch im allgemeinen auch auf das Ganze recht wohl anwenden. Sie erinnert nicht nur an das 17. Jahrhundert, da die Oranier im Binnenhofe abstiegen, sondern auch an das 15. und 16., denn die Statthalter der Herzöge von Burgund, Könige von Spanien und deutschen Kaiser, haben in ihm residirt. Auf haager Karten aus den Jahren 1560 und 1570 wird ein kleiner Abschnitt des Gebäudes als „Kaiserhof“ bezeichnet, ein grösserer als „Statthalterhof“ und in der That datirte Philipp II. eine Akte vom 29. Juli 1556 aus „unserem Hause im Haag“.[38]

Zu dieser Zeit befand sich der aus dem Wasser hervorragende breite Giebel noch in so gutem Zustande, dass er erst hundert Jahre später beim Eintritt der ersten statthalterlosen Regierung für baufällig erklärt und durch einen neuen zu Gunsten der Staaten von Holland ersetzt werden sollte.[39]

Hundert Jahre zuvor, vielleicht unter Karl dem Kühnen, wurden an dem Binnenhof, der in den nächsten Jahrhunderten der Schauplatz von mehr als einem Trauerspiel sein sollte, beträchtliche Umbauten vorgenommen. Aus jener Zeit stammen vermuthlich die Thürme rechts und links von der Vorderfront des grossen Saales; vergleicht man sie wenigstens mit den Abbildungen des Schlosses von Karl in Gorkum, so haben sie ein ziemlich burgundisches Aussehen. Um 1556 waren diese Thürme noch in gutem Zustande und wurden von den Herrschern als Erbtheil der Vorfahren in Ehren gehalten. Ebenso war die von Floris V. gestiftete Marienkapelle noch vorhanden mit den Grabmälern der Jakoba von Baiern und ihres Grossvaters, Herzog Albrechts; auch die Ueberreste von Floris selbst waren bis auf die zu Alkmar aufbewahrten Körpertheile nach dem Mordanschlage Gerhards von Velzen nach dem Haag übergeführt worden.[40]

Dagegen war von dem durch Wilhelm II. erbauten Palaste 1556 nicht mehr viel zu erblicken. Auf seinen Gewölben war während der Minderjährigkeit von Karl V. ein neues Gebäude aufgeführt worden, vermuthlich dasselbe welches seitdem der Kaiserhof oder das Haus im Haag genannt wurde. Die Baurechnung ist erhalten und verzeichnet die Namen der Bauleiter und mitwirkenden Meister.[41] Auf den Flächen des erneuerten südlichen Treppengiebels waren vergoldete Löwen mit Fahnen und Wappen angebracht, darunter ein Löwe von fünf Fuss Höhe.

Lediglich die von Floris V. dem väterlichen Bau hinzugefügte Halle behielt, ungeachtet der Thürme womit man sie flankierte, ihr ursprüngliches Aussehen und ihre ursprüngliche Bestimmung: die hohe Bedachung, die hohen südlichen Seitenfenster, die hohe Front und über der Thür der Vorderfaçade die an ein altgothisches Kirchenportal erinnernde Rosette von gemaltem Glas.

Kurzum der Hof im Haag, begonnen im 13. Jahrhundert, umgebaut im 14., verschönert im 15., war in der ersten Hälfte des 16. im Vergleich zu der grimmigen utrechter Friedensburg und den noch schlimmeren feudalen Kastellen des Mittelalters, ein in Wahrheit kaiserliches Lustschloss. Aeusserlich ungleich zufolge des verschiedenen Alters der verschiedenen Theile, aber anmuthig am Wasser gelegen, im Osten begrenzt durch einen Garten, in dem sich ein mit Nischen und vergoldeten Bildsäulen ausgestattetes Sommerhaus befand, nach Süd und West mit Thoren

versehen, welche den Eintritt in einen stattlichen Hof gewährten. Die Sorgen der Zeit hatten hier ältere und jüngere Gebäude zu einem nationalen Ganzen verschmolzen.

Die Niederländer haben sich niemals im Erbauen centraler Paläste ausgezeichnet. Von jeher hingen sie dafür viel zu sehr an der eigenen Provinz oder an der eigenen Stadt, ein Mittelpunkt konnte nicht erstehen. Wenn nun der haager Binnenhof vor 1572 die äusserste Grenze bezeichnet, bis zu welcher sie auf diesem Gebiet gelangen sollten, so muss man anerkennen, dass sie mit Ehren nahe bis an das Ziel gelangt sind.

6.

Inmitten zwischen der Entstehung des Schlosses zu Muiden und dem Umbau des Binnenhofes im J. 1511 liegt die Geschichte der gothischen Kirchen in Niederland. Sie beginnt mit dem Dome zu Utrecht und schliesst mit der Kathedrale zu Herzogenbusch.[42]

Der erste Stein des ältesten Theiles der heutigen utrechter Kirche oder des Chores wurde 1254 gelegt und um 1300 war die neue S. Martinskirche vollendet. An dem Thurme wurde an die sechzig Jahre gearbeitet von 1321 bis 1382. Der Kapitelsaal endlich, der unlängst zum akademischen Hörsaal eingerichtet wurde und 1579 die Union von Utrecht unterzeichnen sah, ist hundert Jahre jünger als der Thurm.[43]

Ein Blick auf die S. Ursula- oder Neue Kirche in Delft lässt das Alter der utrechter Gothik noch beträchtlicher erscheinen. An dem Thurme von S. Ursula ist genau hundert Jahre gebaut worden, vom 6. Sept. 1396 bis zum 6. Sept. 1496. Der erste Stein musste in Delft mithin erst gelegt werden als der utrechter Thurm bereits vollendet war und die Kirche in kurzer Frist das erste Jahrhundert ihres Bestehens feiern sollte.

Doch mindert dieses keineswegs meine Ehrerbietung vor dem delfter Campanile. Hätte nicht ein verhängnissvoller Brand im J. 1536 ihn um einige seiner schönsten Zierrathe beraubt, so würde er durch Dimensionen, Linien, Material und auch durch die Zeugnisse eines niederländischen Ursprungs seine sämmtlichen Rivalen in Niederland übertreffen. Eine verkleinerte Copie des delfter ist der schöne Thurm zu Rhenen.[44]

Das Schiff der utrechter Kirche war leider nicht so fest

gefugt wie der Chor und der Thurm. Ein gewaltiger Sturm wehte es am 1. Aug. 1674 hinweg und erhärtet aufs neue die Thatsache, dass die Niederländer der älteren Zeit keine geborenen Kirchenerbauer waren. Nur auf das Detail wurde hier und da Sorgfalt verwendet.[45]

Im Vergleich zu den schönen gothischen Kathedralen in Frankreich, England, Deutschland und Belgien war der utrechter Dom, auch als er noch wohlerhalten, ein äusserlich unansehnliches Gebäude, zum mindesten eine Domkirche zweiten Ranges. Man konnte ihm ungeachtet des besseren Materials stets ansehen, dass die Bischöfe, um ihn nur vollenden zu können, „den Teufel beim Schwanze und die Gläubigen bei den Ohren“ herbeizerren mussten.[46] Zum Theil war hieran die falsche Stellung Schuld, welche die Bischöfe als nebenbuhlerische Souveraine einnahmen. Sie machten sich hierdurch bald die Herzöge von Geldern, bald die Grafen von Holland oder sonst Jemand zu Feinden und vermochten nur selten die Gesammtheit der Christen ihrer Diöcese um Beisteuern anzugehen. Ohne den Eifer der Geistlichkeit wäre die Hauptkirche des Bisthums schwerlich vollendet worden.

Im Innern dagegen gewährte sie, gemäss authentischen Zeichnungen aus dem 17. Jahrhundert, bis 1674 denselben erhabenen Anblick wie ihre berühmtesten Schwestern im Auslande, und von der Pracht ihrer Ausstattung im Januar 1546, als Kaiser Karl V. in ihr ein Kapitel des goldenen Vliesses abhielt, werden Wunderdinge berichtet.[47] Als sie nach der Eroberung der Stadt durch Ludwig XIV., 1672, vorübergehend wieder für den katholischen Kirchendienst hergerichtet wurde, hatten die Kreuzgänge, Säulen und Gewölbe noch nichts von ihrer ursprünglichen Schönheit eingebüsst.[48] Die Verzimmerung des Chores nach dem Einsturz des Schiffes ist dagegen der vielleicht treffendste Beweis für die oben geäusserte Behauptung, dass die niederländischen Reformirten seit alters das Hauptgewicht auf geräumige Lokalitäten legten und alles andere für nebensächlich erachteten, wenn nur die Gelegenheit sich bot, gemeinschaftlich zu singen und der Verkündigung des neuen Dogmas zu lauschen.[49] In anderen ehemals katholischen Kirchen begnügten sich die Reformirten mit Abänderungen, in Utrecht wurde das Innere geradezu in einen Hörsaal mit amphitheatralisch erhöhten Bänken verwandelt.

Der utrechter Thurm ist der älteste niederländische Bau,

dessen Architekt uns dem Namen nach bekannt ist.[50] Jan von dem Dome hiess er bei dem heranwachsenden Geschlecht, welches Werk und Meister für unzertrennlich hielt und Jan an dem Fusse seines Thurmes bestattete. Er stammte aus dem Hennegau und hatte es vielleicht seinem Ausländerthum zu verdanken, dass sein Andenken nicht der Vergessenheit anheimfiel.[51] Die meisten Thürme, Abteien und Kirchen in Niederland wurden jedoch durch niederländische zum Theil bekannte[52] Meister erbaut unter der Aufsicht von ungenannten Geistlichen und Laien, welche zuvor nach dem Auslande entsandt worden waren, um bestimmte berühmte Muster zu studieren und daheim nachzuahmen. Man erblickte in einer derartigen Nachahmung weit eher einen Akt der Pietät als ein Bekenntniss der eigenen Unfähigkeit.[53]

Gerhard Groote hatte Unrecht und wurde von unbewusstem Neide beherrscht, als er sein Büchlein gegen Jan von dem Dome und dessen Werk schrieb, und vielleicht ist es für sein Andenken ganz gut, dass der Text des Pamphlets verloren gegangen zu sein scheint.[54] Durch die Laterne des utrechter Thurmes, ein wirklich geniales architektonisches Motiv, strömt bedeutend mehr Licht als durch die Predigten des ehrwürdigen Begründers der Brüderhäuser. Die Architektur war zu jener Zeit der Literatur in Niederland weit voraus.[55]

Die Kathedrale von Herzogenbusch ist besser erhalten als die von Utrecht und von Napoleon I. den Katholiken zurückgegeben.[56] Sie würde einen gothischen Bau ersten Ranges darstellen, wenn ihr Kuppeldach durch einen gothischen Thurm gekrönt wäre und sie ein schönes gothisches Portal besässe. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts war man jedoch in Herzogenbusch beinahe blind und stellte das neue Schiff an einen schweren romanischen Thurm aus älterer Zeit. Es half nichts, dass man den Thurm mit einem viereckigen gothischen Oberbau versah, die beiden romanischen Stockwerke reichen zu hoch hinauf. Der hübsche Bau lässt überdies einen mit dem übrigen übereinstimmenden Haupteingang vermissen.[57] In dieser Hinsicht wirkt S. Stephan in Nimwegen mit seinem dreibogigen vorspringenden Portale ungleich mächtiger.[58]

Die Restauration dieser S. Johanneskirche wurde im Juli 1860 begonnen und kräftig gefördert[59], wie es scheint sogar zu kräftig, denn von Regierungswegen wurde vor Uebereifer gewarnt.[60] Zu

Beginn ist nicht genug darauf gesehen worden, dass das Innere mit dem Aeusseren in Einklang zu bringen sei. Bei der Erneuerung der Portale an der Seitenwand sind die Nischen mit Heiligen und Apostelbildern von viel zu modernem Aussehen geschmückt worden.[61] Dem gegenüber sind übrigens die äusseren Strebepfeiler des Mittelschiffes mit vorzüglich ausgeführten Thieren und Menschen verziert und ebenso sind die neuen Aussenfenster des Schiffes tadellos. Der Anblick der Kirche im Innern ist majestätisch. Das Herstellungswerk als Ganzes ehrt die neuere niederländische Baukunst und wenn sie auf dem weltlichen Gebiet dieselbe Fertigkeit erringt wie auf dem kirchlichen zu Herzogenbusch, dann kann sie vom Jahre 1860 einen neuen Abschnitt in ihrer Geschichte datiren.[62]

Fünf Männer werden uns zu Ausgang des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts als Leiter des Baues von S. Johann genannt. Jan van Poppel, der 1529 den Thurm oberhalb des Kreuzes vollendete. Gerrit Sijmons, Alard Duhamel und Jan Heyns, welche 1478 an der Seitenwand mit ihren Portalen, an einer berühmten Kapelle und am Schiff arbeiteten, und Egidius Coelman, der 1470 den Chor vollendete. Bis auf den Brabanter Duhamel, den berühmten Erbauer des Rathhauses von Löwen, scheinen alle Architekten Kinder von Herzogenbusch gewesen zu sein.[63] Von Duhamel stammt der Gedanke oberhalb des Kreuzes ein lichtes Gewölbe anzubringen, welches die von Poppel ausgeführte Spitze tragen sollte.

Diese gläserne Kuppel oberhalb des Kreuzes ist weitaus der schönste Schmuck des Domes. Was ihm an Alter und Ehrwürdigkeit gegenüber dem um zweihundert Jahre älteren Rivalen in Utrecht abgeht, wird seit jeher durch diese bewunderungswürdige Lichtquelle reichlichst ersetzt. Die Kuppel des Domes von Florenz bestand bereits, als man 1458 in Herzogenbusch mit dem Bau des Chores begann, und als 1520 auch das Schiff vollendet wurde, war man in Rom seit 1505 mit der Kuppel der Peterskirche beschäftigt. Die grössere Zufuhr von Licht war ein Gedanke jener Zeit und das nordbrabanter Beispiel beweist, dass die Reinheit des gothischen Stiles darunter nicht zu leiden brauchte.

7.

Viele schöne alte Rathhäuser und Hallen in Niederland sind in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts erbaut, so die zu Delft, Schoonhoven, Bolsward, Nimwegen, Amsterdam, Haarlem.[64] Die Mehrzahl der übrigen dagegen und alle sonstigen öffentlichen bürgerlichen Gebäude, welche einen Stil besitzen und noch vorhanden sind, stammen aus der Zeit vor 1600.[65] Als Bollwerke oder Sinnbilder des Bürgerthums hatten sie in den Jahren nach 1572 von der herrschenden politischen Bilderstürmerei weniger zu leiden. Die Stadthäuser wurden aus demselben Grunde verschont wie die Kirchen, Abteien und Schlösser vernichtet.

Zufolge einer alten merkwürdigen Aufzeichnung war der Haag 1574 dermassen ausgestorben, dass die Mutter des Dichter Huygens auf der Durchfahrt durch die Stadt keine lebende Seele auf den Strassen antraf bis auf einen alten Mann, der auf der Treppe des Rathhauses sass.[66] Und dennoch wird nirgends berichtet, dass die haager Geusen das Rathhaus geplündert und zerstört hätten, nur die Spanier haben im Binnenhof wüst gehaust.

Der Rathssaal im Stadthause von Kampen, welcher 1542 hergestellt wurde, hat 1572 und später nicht das mindeste gelitten; weder der berühmte Kamin noch die gegitterte Balustrade noch die geschnitzten Stühle noch der Sprechstuhl sind beschädigt worden. Im Jahre 1543 wurde das Stadthaus durch einen Brand zum Theil vernichtet, von einer späteren Plünderung des Saales durch die Geusen verlautet nichts. Er ist heute noch ebenso unversehrt wie zur Zeit seiner Erbauung.[67]

Ein weiteres anschauliches Beispiel liefert die Geschichte des schönen Rathhauses von Leiden. Die Peter- und Paulskirche liessen die Leidener nach 1566 kahl und nackt dastehen; die Hooglandsche oder Pankratiuskirche, der Stolz eines früheren Geschlechts, blieb unvollendet; die Burg blieb unbeachtet oder wurde höchstens nochmals verwünscht, für das Stadthaus dagegen hatte man alles übrig. Bereits 1576, zwei Jahre nach der Belagerung, war der 1573 abgebrannte Thurm mit grosser Sorgfalt neu aufgebaut und bereits 1579 zeigte die Vorderseite des Gebäudes ihre jetzige charakteristische Gestalt. Die Verhältnisse sind allerdings nicht tadellos, aber eine schönere Façade besitzt keines der seit-

dem in Niederland im 18. und 19. Jahrhundert entstandenen öffentlichen Gebäude.[68]

Zweihundert Jahre älter als das leidener ist das Rathhaus von Sluis in Zeeland. Eine flache Front mit nur zwei oder drei Fenstern und keiner weiteren Verzierung als dem unscheinbaren Gebälke der einzigen Thür wird von einem hohen kräftigen viereckigen Thurme überragt, den fünf kleinere derart krönen, dass der mittelste zugleich das spitz zulaufende Dach bildet.[69] An den Balken des Rathssaales befinden sich noch einige merkwürdige Ueberbleibsel einer ziemlich rohen Schnitzerei, welche gleichfalls aus den letzten Jahren des 14. Jahrhunderts stammen.[70] Ein ganz ähnlicher Thurm erhebt sich noch heute über dem alten Unterbau des seitdem restaurierten Stadthauses von Delft.[71]

Das Rathhaus von Zieriksee soll 1482 vollendet worden sein, doch weist die Jahreszahl 1554 am Giebel auf spätere Zuthaten hin. Zu diesen gehört wohl auch der Thurm, welcher reich geschmückt und zierlich, gleich einer Goldschmiedearbeit im grossen, plötzlich aus einem breiten stumpfen Vieleck emporschiesst.[72] Die Façade lässt eher an eine grosse Privatwohnung als an ein öffentliches Gebäude denken, denn obgleich sie im Gegensatz zu der von Sluis fast zu reichlich mit Fenstern versehen, ist sie doch gleichfalls höchst einfach ohne Schmuck, ohne Nischen und Bildsäulen.

Ueberhaupt finden sich Bildsäulen in Nischen oder auf Kragsteinen an öffentlichen bürgerlichen Gebäuden in Nordniederland erst am Stadthause von Veere, dann auch an dem zu Middelburg und etwas später an dem zu Nimwegen.

An dem Stadthause von Veere muss lange gearbeitet worden sein, denn das jüngste Standbild an seiner Front stellt den einzigen Sohn Anna's von Borssele dar, Adolf von Burgund, der 1540 starb. Es ist derselbe, dessen Hofmeister Jakobus Battus war und dem Erasmus sein Handbuch eines christlichen Ritters widmete.[73] Dieses hindert jedoch nicht, dass nachweislich die Fundamente zum Bau bereits 1474 gelegt worden sind, fünf Jahre bevor Antonius Keldermann der Alte aus Mecheln den Thurm der Grossen Kirche daselbst zu erbauen übernahm.[74]

In dem Giebel des 1545 neuhergestellten Rathhauses von Kampen prangen die Standbilder Alexander d. Gr. und Karl d. Gr. sowie vier weibliche Figuren, Darstellungen der Mässigkeit, Treue,

Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit.[75] Anders in Nimwegen, Middelburg und Veere, hier vergegenwärtigen die Figuren, falls sie nicht Portraits sind, zum mindesten historische Persönlichkeiten aus der Geschichte der Stadt und des Landes. In Nimwegen sind es acht deutsche Könige und römische Kaiser, welche die ehemalige Reichsstadt mit Privilegien beschenkt haben[76]; in Middelburg ist es eine vollständige Gallerie von Grafen und Gräfinnen von Holland und Zeeland.[77] Von den sieben am Rathhaus zu Veere befindlichen Bildwerken berichtete ich schon früher, dass sie sieben Herren und Herrinnen der zukünftigen Markgrafschaft darstellten.[78]

Die Fürsten des Hauses Oranien, welche in Folge der Losreissung von Spanien Markgrafen von Veere und Vlissingen wurden, haben zu viel zu thun gehabt als dass sie diesem Gebäude viel Aufmerksamkeit hätten zuwenden können. Vielleicht hatten sie auch mehr Neigung zu dem Schlosse von Breda wegen der dortigen Erinnerungen an das Haus Nassau. Doch ist die Geusenzeit, welche die mit dem Stadthaus gleichalterliche Kirche U. L. Frauen in Veere schmählich misshandelte oder verwahrloste, an dem Rathhaus hier wie allerwärts schonend vorbeigegangen und es hat jedenfalls einen geringeren Zoll an die Vergänglichkeit gezahlt als die sonstigen Ueberbleibsel dieser vereinsamten zeeländischen Stadt, in der Balthasar de Moucheron die ersten Grundlagen zur Ostindischen Compagnie legte.[79]

Die Flamänder und Brabanter besassen seit jeher mehr baukünstlerischen Sinn als die Groninger und Friesen, mehr auch als die von Geldern, Holland oder Zeeland. Im 14., 15. und 16. Jahrhundert sehen wir daher in Nordniederland allmählich verschiedene Rathhäuser erstehen, welche an die berühmtesten von Südniederland erinnern und vermuthlich durch Südniederländer gebaut oder entworfen worden sind. Auch fällt es auf, dass das Aeussere unserer Wohnhäuser und öffentlichen Gebäude ein um so eigenartigeres nordniederländisches Gepräge aufweist, je weiter man sich vom Süden entfernt. Das Stadthaus zu Kampen, die Kanzlei oder Waage zu Leeuwarden, das Rathhaus in Franeker und die Waage zu Alkmar, sie tragen ebensowenig ein flämisches Gepräge wie die Rathhäuser von Leiden oder dem Haag.[80] Geht man dagegen weiter nach Süden, so werden die südniederländischen Erinnerungen um so lebendiger und reicher. Das Rathhaus von Nimwegen kann von einem Brabanter erbaut sein; der Thurm des

Stadthauses von Sluis ist ein reiner flämischer Belfried; die Thürme und Giebel der Rathhäuser von Veere und Middelburg erinnern in allem an die von Gent, Löwen und Brüssel. Je näher an der Quelle um so sprechender wird die Aehnlichkeit.[81]

Das Stadthaus von Middelburg ist nicht nur schöner als das von Veere, es übertrifft sogar alle übrigen Denkmäler der weltlichen Baukunst in Nordniederland aus der Zeit vor der Einnahme von Brielle durch die Geusen. Von der middelburger Abtei ist fast kein Stein auf dem andern geblieben[82]; das Stadthaus dagegen haben dieselben Bilderstürmer, denen auf Walcheren nichts heilig war, völlig verschont.[83] Allerdings gab es hier auch keine Heiligenbilder oder sonstige religiöse Symbole wie die zwölf Apostel auf den zwölf Thürmen der Abtei. Unerachtet der an der Façade prangenden Grafen und Gräfinnen und des fürstlichen Glockenthurms besass das Stadthaus nicht den geringsten militärischen Charakter. Und den Siegern von 1572 genügte es, wenn ein Stadthaus in nichts an eine Citadelle und nur insoweit an eine Kirche erinnerte, als seine Spitzen zum Himmel wiesen und seine Spitzbogenfenster ihm eine gewisse Würde verliehen. Im übrigen mochte es nach Herzenslust Zeugniss ablegen von der Macht der Provinz, dem Ansehen der Stadt, dem Reichthum der Bürger.

Das middelburger Stadthaus wurde zu verschiedenen Zeiten theilweise restauriert, selbst ursprünglich nicht dazugehörige Baulichkeiten wurden mit ihm unter einem Dache vereinigt.[84] Dennoch hat der Charakter des Ganzen nichts eingebüsst. Im Vergleich zu dem Stadthaus von Amsterdam, dem heutigen königlichen Palais, trägt das middelburger, wenn man Nord- und Südniederland zusammenfasst, in höherem Masse einen altniederländischen Stempel. Seine Unversehrtheit, die Reinheit seines Stiles, der Reichthum seiner Ornamente, die Grösse seiner Verhältnisse gestalten es zu einem jener Bauten, welche gleichsam den kurzen Inhalt einer Volksgeschichte wiederspiegeln. Sie verhindern durch das Herzerhebende ihres Anblicks das Aufkommen der Gemeinheit und sind zugleich verwachsen mit der Erde und der Vergangenheit, mit der Nationalität und der Familie, mit der Ehre und der Arbeit, mit allem Besten des täglichen Lebens.

8.

Der Einfluss erst des Kalvinismus und dann des Rationalismus bewirkte, dass die niederländische Architektur sich im Laufe der Zeit durch eine Stillosigkeit bemerklich machte, welche erst im 17. Jahrhundert durch die spätere Renaissance und den Klassicismus verdeckt worden ist. Zu der Zeit, welche uns beschäftigt, wiesen noch die öffentlichen wie die privaten Gebäude einen historischen Charakter auf, spiegelten sie die Sinnesart der Erbauer wieder. Ohne eine solche lebendige Beziehung werden die Städte zu Kasernen und vermögen wir nicht mehr die Bewohner an ihren Wohnungen zu erkennen.

Der südniederländische Einfluss tritt wie bei den nordniederländischen Stadthäusern so auch bei den Resten der Wohnhäuser zu Tage. In Mecheln, Gent, Brügge, ja selbst bis Amiens hinab trifft man auf Stadttheile, welche ein ganz ähnliches Aussehen haben wie die ältesten Stadtviertel der Haupt- oder Binnenstädte von Groningen und Overijssel, Holland oder Zeeland. Ein Haus wie „der Steinfels“ *(De Steenrots)* in Middelburg, welches die Jahreszahl 1590 führt, kann von einem wohlhabenden Kaufmann aus Flandern erbaut worden sein. [85]

Auch hier zeigt sich dieselbe Erscheinung wie oben: je weiter nach Norden um so mehr verändert sich das Aussehen der Häuser, doch verschwindet der südliche Typus nicht völlig. Verschiedene alte Häuser in Dordrecht, Haarlem, Utrecht und vielen anderen Städten scheinen mit Keller und First aus Brügge dahin verpflanzt zu sein, wie man Bäume mit Wurzeln und Zweigen verführt.

Die Abhängigkeit der Nordniederländer ist in dieser Hinsicht unverkennbar, zugleich aber auch die Stetigkeit ihres Geschmackes, der Ueberfluss ihrer Mittel und die Kunstfertigkeit ihrer Arbeiter. Verschiedene alte Häuser sind mit einer Sorgfalt behandelt, wie sie vermögende und freigebige Eltern auf die Erziehung ihrer Kinder verwenden. Man suchte nach schönen Verhältnissen, strebte nach Bequemlichkeit gemäss dem Klima und verzierte den Bau mit urtheilkundiger Koketterie.

In Herzogenbusch stehen heute noch einzelne mehrstöckige Holzhäuser, welche aus der Zeit des Grafen Johann von Blois stammen und bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts hinaufreichen. Die vorderen Wände bestehen nicht aus liegenden Balken

wie die Schweizerhäuser, sondern aus aufrecht stehenden Planken aus Eichenholz. Das eine dieser Häuser heisst „das Kleeblatt“ *(Klaverblad)*, ein anderes, welches 1835 abgebrochen wurde, hiess „das kleine Windspiel“ *(Hazewindje)*. Dass sie fünf Jahrhunderte zu überdauern vermochten, beweist dass sie gut gebaut waren. [86]

Ein Haus von Backstein in Haarlem, neuerdings „der Hof von Holland“ benannt, wurde 1448 von seinem Besitzer verschenkt. Sein zur Zeit verwahrloster Zustand lässt es unansehnlich erscheinen, aber um seines Alters willen verdiente es wohl gleich einem berühmten Pendant in Brügge durch einen vermögenden Engländer angekauft und in seinem ursprünglichen Zustande wiederhergestellt zu werden. [87]

Ungewöhnlich hübsch ist ein grosses steinernes Haus in Delft, welches seit dreihundert Jahren als Gemeindehaus von Delfland bekannt, jedoch um 1500 durch den delfter Schultheiss, Junker Jan de Heuyter, für den eigenen Gebrauch erbaut worden ist. Bereits 1535 war das Haus so volksthümlich, dass einer seiner Rauchfänge Gegenstand einer delfter Sage werden konnte. Der arme Kornelis Musius, Prior des S. Aechtenklosters, den die Geusen 1572 in Leiden zu Tode marterten, hat sie in wohllautendem Latein besungen. Das Gebäude ragt hoch empor, trägt einen kleinen Thurm und erweckt keine geringe Meinung sowohl von dem Geschmack von Heuyter wie von der Grösse seines Beutels. [88]

Aehnlich verhält es sich mit dem dordrechter Wohnhause „Der goldene Ochse“ an der Fischbrücke. Seine Façade ist aus Quadersteinen hergestellt durch Aart 't Jonge, der dreissig Jahre lang bis an seinen Tod (1499—1529) Schöffe von Dordrecht war. An das Haus knüpft sich die Anekdote, dass K. Christian II. von Dänemark 1523 bei seinem Anblick einen Ausruf der Verwunderung ausstiess, den man für eine Anspielung auf sein eigenes Abenteuerleben halten kann.*) Die Wittwe von Aart verkaufte den goldenen Ochsen 1541 für 2200 Gulden: ein guter Massstab für die Abschätzung dessen, was ein wohlhabender Mann zu jener Zeit besessen haben muss, um sich den Luxus einer solchen Wohnung erlauben zu können. Dordrecht ist reich an alten Gebäuden,

---

*) „Ei! haben die Leute noch so viel Muth, dass sie an das Häuserbauen denken?“ Balen, Dordrecht, S. 814 B.

aber aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts ist keines besser erhalten. [89]

Vor wenigen Jahren musste in Maastricht ein altes Haus abgebrochen werden, welches, abgesehen von seinen malerischen Einzelheiten, sich durch seine Höhe auszeichnete: es zählte fünf Stockwerke einschliesslich des Unterbaus. Jahreszahl oder Kaufbriefe, welche die ersten Besitzer ergeben könnten, fehlen, doch kann es nur im 16. Jahrhundert erbaut worden sein. In ganz Niederland findet sich vielleicht kein Seitenstück zu diesem Hause, dennoch würde jeder Niederländer es, als es noch stand, beim ersten Blick als einen steinernen Landsmann erkannt haben. [90]

9.

Noch zwei weitere und vornehmere historische Wohnhäuser verdienen eine Erwähnung, beide sowohl um ihrer charakteristischen Bauart wie um der Berühmtheit ihrer Erbauer willen.

Das erste ist das „Papsthaus“ zu Utrecht, welches 1518 bis 1523 auf Bestellung und Rechnung des späteren Papstes Hadrian VI. erbaut worden ist. Es giebt mir die Veranlassung, den beide Theile ehrenden Gegensatz der Charaktere von zwei der Geschichte angehörigen Niederländern hervorzuheben, der beiden Zeitgenossen Erasmus von Rotterdam und Adrian Floriszen von Utrecht. [91]

Dem letzteren war zu Anfang alles günstig. Die Wittwe Karl des Kühnen verhalf ihm zum Doktorhut, zu einer Pfarrei in Goedereede, zu einem Kanonikat und einer Professur in Löwen. Hier wurde er alsbald Dekan von S. Peter und Unterkanzler der Hochschule, in Antwerpen Dekan von U. L. Frau, in Utrecht Schatzmeister von S. Martin und Propst von Altmünster. In kurzer Frist war er so reich, dass er aus eigenen Mitteln die löwener Universität mit einem Kolleg für arme Studenten beschenken konnte. Kaiser Maximilian ernannte ihn zum Erzieher seines Enkels und Gesandten in Spanien, der König von Aragon und Kastilien zum Bischof von Tortosa. Kaiser Karl machte ihn zum Amtsgenossen und Nachfolger von Ximenez, ersten Minister und spanischen Vicekönig. In demselben Jahre, da in Utrecht der erste Stein zu dem nach ihm benannten Hause gelegt wurde, erhob Leo X. ihn zum Kardinal, fünf Jahre später wurde er Papst.

An diesen Lebenslauf dachte ich, als ich Erasmus pries, dass er

der Versuchung, eine glänzende Carriere zu machen, nicht erlegen ist. Denn im 16. Jahrhundert konnte, wie P. Hadrian VI. beweist, selbst ein Mann von geringer Herkunft bei ungewöhnlicher Begabung das Höchste erreichen. Die verhältnissmässige Ueberlegenheit dieses Papstes giebt aber andrerseits einen guten Massstab zur Beurtheilung des Erasmus an die Hand. Der Jüngere, wiewohl nur „Einer von der Presse“, wie man heute sagen würde, wurde nicht nur von dem Aelteren, der ihn in Löwen zu seinen Schülern gezählt hatte, um Rath befragt, sondern die Geschichte hat auch bereits lange dem Befragten die grössere Festigkeit und grössere Toleranz zuerkannt. Ohne die Tugenden und Fähigkeiten des Papstes herabzusetzen, lässt er gerade die besondere Art der Ueberlegenheit von Erasmus am besten hervortreten.[92]

An dem Tage nach seiner Erhebung schrieb der Papst aus Spanien einem Freunde in Niederland, dass „sein liebster Wunsch gewesen wäre, in seiner utrechter Propstei Gott zu dienen“ und wir haben keinen Grund an der Aufrichtigkeit dieser Versicherung zu zweifeln.[93] Wir glauben vielmehr, dass er der ideale Papst in dem Lobe der Narrheit des Erasmus sei und erblicken in der vornehmen aber einfachen utrechter Wohnung, in welcher er sein Leben beschliessen zu sollen geglaubt hat, einen Beweis dafür, wie fremd ihm aller Hochmuth war.

Beim Loben der Eigenart der niederländischen Städte pflegt man die Denkmäler der früheren und späteren Zeit nicht genügend zu scheiden. Das Niederland des 17. Jahrhunderts lebt in einzelnen Theilen von Middelburg, Rotterdam und namentlich von Amsterdam fort. Es sind die stattlichen verhältnissmässig neuen Grachten, rechts und links mit Baum- und Häuserreihen versehen. Die Häuser haben im Aeusseren den mittelalterlichen Charakter fast gänzlich abgestreift, es sind Gebäude „mit Spiegelscheiben“, wie sie ein jüngeres Geschlecht abgetauft hat, um mit einem Worte alle Merkmale der Bauart eines bestimmten Zeitraums zusammenzufassen.

Das ältere Niederland, das Niederland des 16. Jahrhunderts muss man in Dordrecht und Delft, Haarlem und Alkmar, Groningen und Kampen, Deventer und Nimwegen und nicht zuletzt in Utrecht aufsuchen. Eine Strasse in Utrecht, welche in eine andere mündet in der man das Papsthaus einen Winkel mit einer Gracht bilden sieht, gehört zu den anziehendsten Städteansichten

unseres Landes. Das Haus ist einfach und nicht hoch und sieht mit den kleinen Thürmen auf dem Treppengiebel und dem S. Salvator in einer Nische des ersten Stockwerks recht altväterisch aus. Doch macht es den Eindruck einer ungewöhnlichen Ruhe und angenehmen Stimmung. Betrachtet man es auch im Inneren, so gelangt man zu dem Schlusse, dass die Feier der Erhebung des Propstes von Altmünster zum Papste durch die utrechter Domherren von einer geringeren Kurzsichtigkeit derselben zeugt als unser Abscheu vor ihrer Politik ihnen zuzuschreiben geneigt ist.[94]

10.

Das zweite historische Wohnhaus ist das jetzige Rathhaus von Arnheim, welches Martin von Rossem (1478—1555) um 1530 erbaut hat. Es ist gemeiniglich unter dem Namen „Teufelshaus“ bekannt, vielleicht weil die Volksphantasie die an sich unschuldigen am Hause angebrachten Satyrn mit dem Satanischen im Charakter des seiner Zeit gefürchteten Erbauers in Verbindung brachte.[95]

Karl von Egmond, Peter von Heemstra und Martin von Rossem waren die drei grössten historischen Schelme von Altniederland und sprechende Vertreter jener Menschenklasse, welche durch Barbarei und selbstsüchtige Anstachelung der niedersten Triebe die Fortentwicklung unseres Volkes am längsten aufgehalten haben.[96]

Anna Bijns, deren Verdienste als Dichterin wir später zu würdigen haben, zaudert in einem ihrer politischen *Refereinen* aus beschränktem Ketzerhasse, ob sie die Palme der Bosheit dem Teufel, Martin von Rossem oder Martin Luther zuerkennen soll.[97] Nur um 1530 konnte sich der Religionsfanatismus soweit verirren, Luther in diesen Streit hineinzuziehen, denn er war völlig unschuldig an dem Unheil, welches Karl von Egmond und sein willfähriger Diener über Holland verhängten. Obendrein bekannten sich der Herzog und sein Marschall zu derselben Religion wie Anna Bijns und es kann sich nur darum handeln, wer von diesen beiden der grösste Bösewicht war: der Feldherr, der die verbrecherischen Befehle ausführte, oder der Fürst, der sie ertheilte.

Der jüngste Biograph von Rossem nennt ihn nicht übel den geldrischen Attila des 16. Jahrhunderts und scheint ihn für den

Hauptschuldigen zu halten.[98] Sicher ist, dass die Niederländer jener Tage den Uebertritt von Rossem in den Dienst des Kaiser Karl nach der erzwungenen Abdankung von Karl von Egmond als eine Erlösung betrachteten. Als der Vertrag von Venloo 1543 die letzten Ueberreste der geldrischen Schreckensherrschaft vernichtete, wurden im Herbste in Brabant, Holland und Zeeland Volksfeste gefeiert.[99] Für das Gemeinwohl hatte die Unschädlichmachung von Rossem dieselbe freudige Bedeutung wie der Abzug des Herzogs von Alba im Jahre 1573.

Es ist schwerlich auszumachen, ob Martin von Rossem den Henker Philipp's II. im Plündern der Niederlande und Hinschlachten der Niederländer übertroffen hat oder nicht. Gewiss ist es ein Zufall, dass in der Gallerie unserer vaterländischen Geschichte keine zwei weiteren Bildnisse zu finden sind, welche eine so sprechende Familienähnlichkeit aufweisen wie die Portraits von Alba und Rossem.[100] Dass aber Martin von Rossem und Ferdinand von Toledo einander an Willkür, Raubsucht, Grausamkeit und orthodoxer Ruchlosigkeit ebensowenig wie an Feldherrntalent und militairischer Begabung nachstanden, unterliegt keinem Zweifel.

Wir dürfen jedoch den „Schnapphahnprinz" des Karl von Egmond, wie Anna Bijns Rossem bezeichnet, nicht blos im Hinblick auf unser Volk betrachten. Auch für die Geschichte der europäischen Kultur hat er eine gewisse Bedeutung. Er besudelte sich mit allen Verbrechen, mit denen in Italien hundert Jahre zuvor wie noch bei seinen Lebzeiten die fürstlichen Condottiere's der Renaissance ihre Person und ihre Regierung befleckten. Aber auch eine Tugend hatte er mit den genialen Schurken des Südens gemein, er liebte wenn auch nicht die Wissenschaften so doch die Künste. Augenscheinlich war es der schöne Traum seines schuldvollen Lebens, sich von dem Löwenantheil der Früchte eines dreissigjährigen Raubens und Brandschatzens eine Halle zu erbauen, welche grossartiger als irgend eine andere in Niederland werden sollte.[101]

Ein Vergleich zwischen dem utrechter Papsthause und dem arnheimer Teufelshause muss schon aus dem Grunde unterbleiben, weil das letztere nicht in gleicher Weise in Ehren gehalten worden ist und in Arnheim jene Pietät vermisst wird, welche einzelne Theile von Utrecht noch besitzen. Verdient jedoch das Haus des Papstes

Hadrian eine persönliche That genannt zu werden, so verdiente der Palast des Martin von Rossem, so lange er noch unverletzt war, nicht minder diese Bezeichnung.

Ein prächtiges Mittelstück, sechs Fenster breit und drei Stockwerke hoch, gekrönt von einem kleinen Thurme, war rechts und links von Flügeln eingefasst. Der schmälere Flügel, unmerklich niedriger als der mittlere Theil, hatte in jedem Stock zwei Fenster und ein mit Säulen verziertes Thor. Am meisten fiel jedoch der breitere Flügel auf, welcher um ein Geschoss höher ein Viereck bildete, mit Fenstern in jeder der vier Flächen. Ueber und zwischen den Dachfenstern der Hauptfront sowie über und zwischen den Dachverzierungen der beiden Flügel waren lebensgrosse Figuren gewaffneter Krieger angebracht. In den Rahmen über den Hauptfenstern befanden sich Medaillons, wie es scheint Portraits von Mitgliedern des Hofes von Karl von Egmond, des zweideutigen Wohlthäters und Herrn des Erbauers. Ein Brustbild über dem Haupteingange in dem breiten Flügel zeigte Martin von Rossem selbst. Der Haupteingang dagegen, noch heute die vornehmste Zierde des Gebäudes, war ein geräumiges Thor, dessen Gewölbe durch Pan- und Satyrgestalten gestützt wurden: Faune, deren Ziegenhörner, Bärte und haarige Bocksfüsse auf die Jagd, die andere Liebhaberei des wüsten Bauherrn hinweisen. [102]

Martin von Rossem hat seine Absicht erreicht. Länger als zweihundert Jahre war das Teufelshaus eines der merkwürdigsten Wohnhäuser in Niederland. Weder der Name des Architekten noch das Vorbild, welches ihm vorgeschwebt haben mag, sind bekannt; jedenfalls gehörte aber die fürstliche Wohnung in ihrem ursprünglichen Zustande sowohl in Anbetracht der Kostbarkeit ihres Materials wie der Harmonie ihrer Verhältnisse und des Grotesken ihres Schmuckes zu den besten Denkmälern der neueren Kunst jenes Zeitalters.

11.

Ich bezweifele ob es in irgend einer Stadt unseres Landes eine hübschere lateinische Schule gegeben hat als zu Nimwegen. Sie wurde 1544 durch das Kapitel von S. Stephan eingeweiht und war mit den Figuren der zwölf Apostel sowie mit einer Darstellung des jüngsten Gerichts geschmückt. [103] Leider ist das

Gebäude seit lange so verfallen, dass man es seinem Geschick überlassen muss.[104] Die Jahreszahl seiner Errichtung bezeugt jedoch auf ungesuchte Weise, dass die katholische Geistlichkeit in einigen Städten kurz vor dem Siege des Protestantismus in Niederland warm für das Studium der Alten eintrat. Vielleicht lebte damals in Nimwegen ein anderer Rudolf von Langen, der gleich diesem den veredelten Humanismus vertrat und kunstsinnig der nimweger Jugend ein so stattliches Unterkommen verschaffte. Wir haben uns diese Priester und Reformatoren der Kapitelschulen als Anhänger des Erasmus vorzustellen, welche gleich ihm darnach strebten, die Renaissance zu christianisiren.[105]

Die ökonomische und staatliche Geschichte jener Zeit berührt ein merkwürdiger dordrechter Bau, welcher besser erhalten ist als jene Schule. Es ist das letzte Beispiel weltlicher Baukunst, welches für uns in Betracht kommt. Ich meine jenes Portal in der dordrechter Vorstrasse, welches die Inschrift trägt: *„Dit is die Muinte des Rom. Keysers ende Graefelickheyts van Hollandt“* und auf der Gegenseite die Jahreszahl der Erbauung nennt.[106]

Fast unablässig stösst man in der holländischen Geschichte auf Dordrecht's Eigenart. Die Stadt ist nicht erst durch die Synode von 1618 berühmt geworden, vielmehr begann damals ihr Stern durch das Aufblühen von Amsterdam und Rotterdam zu erbleichen. In älterer Zeit dagegen hielt Dordrecht sich selbst für die vornehmste Stadt.

Jener Sieg Graf Dietrich III. über Bischof Adalbold und den lothringer Herzog blieb hier in lebendiger Erinnerung.[107] Seitdem in ihrer Existenz gesichert, verstanden es die Dordrechter sich an die vierzig umliegende Dörfer zinspflichtig zu machen und dieses Grundgebiet, zu dem auch die Stadt Gertrudenberg gehörte, nannten sie stolz Südholland. Nordholland begann für sie bei Schiedam oder Delft. Geschickt wussten sie die landesherrlichen Lasten zu gut zwei Drittel auf ihre Dörfer abzuwälzen, während sie die Erzeugnisse des „nordholländischen“ Ackerbaus und Gewerbes durch Eingangszölle von ihrem Markte fernhielten. Die Delfter, eifrige Brauer, waren ganz besonders auf Dordrecht erbittert, weil es ihr Bier schwer belastete, und als Dordrecht zu Beginn des 16. Jahrhunderts bei einem Process in Anlass einer neuen Umlage sich vergeblich auf seine alten Privilegien berief, drohten die siegreichen Delfter, „dass man die von Dordrecht ge-

bührend verurtheilen und ihnen alles nehmen sollte, was sie besässen“. [108]

Der Stolz von Dordrecht wurde nicht wenig dadurch genährt, dass sich seit undenklicher Zeit die Münze für Holland und Zeeland in seinen Mauern befand. Es behauptete, das Münzrecht bereits 1064 von einem deutschen Kaiser erhalten zu haben; ein neuer Beweis dafür, dass die Geschichte der holländischen Grafschaft eigentlich von der Stiftung Dordrecht's her datirt und seine Bewohner berechtigt waren, sich als Bewohner der ältesten Stadt des Landes zu fühlen. Sie beriefen sich auf noch vorhandenes Silbergeld, welches unter Dietrich VII., der 1203 starb, geschlagen war, und wenn auch unter Floris V. holländische Münze vorübergehend in Medemblik geprägt worden ist, so verblieb doch das Monopol bei Dordrecht. Verschiedene gräfliche Urkunden aus den Jahren 1367 bis 1504 bestätigten das Recht schwarz auf weiss. [109]

Das Gebäude, von dem ich sprach, datirt aus dem Jahre 1555 und wurde vermuthlich auf der Stelle des älteren Münzhauses errichtet. Der Treppengiebel, in welchen vermuthlich das heutige Karnies auslief, ist verschwunden, ebenso eine Bildhauerarbeit über dem Eingangsthore, welches am Giebel das Wappen von Holland mit der Unterschrift „Moneta“ und darunter das kaiserliche Wappen zwischen Löwen und Pilastern mit der Unterschrift „Divo Carolo V Caesare“ trug. Auf der Rückseite dieses Oberbaus waren zwei Fenster angebracht mit Kreuzrahmen, welche durch zierliche Bögen umspannt wurden. Zwei weitere jenen ganz ähnliche Fenster befanden sich nach der Strasse zu an beiden Seiten des Thores. [110]

Hinsichtlich der Façade aus rothem Ziegelstein, welcher der Breite nach durch Sandstein in Fächer getheilt wird, unterscheidet sich die dordrechter Münze nicht wesentlich vom utrechter Papsthause. Dagegen hat das reich geschmückte Thor vielleicht nicht seines gleichen in Niederland, nur muss man sich die verschiedenen Lagen von Farbe hinwegdenken. Zum Theil gehört die feine Dekoration der französischen, zum grösseren der italienischen Renaissance an. Die Pilaster formen Ketten von Laubwerk und Statuetten, der Bogen reiht Satyrköpfe und antike Masken aneinander und verbindet sie durch Rosetten. An der Innenseite eines jeden der in Lilienkelche auslaufenden Kapitäle waren rechts und links Medaillonbilder angebracht, je einen Kaiser und eine

Kaiserin darstellend. Das Ganze darf eines der schönsten Denkmäler der Stadt genannt werden.

12.

Wir wenden uns hiernach dem Kunstgewerbe zu, welches zu keiner Zeit der Kunst näher gestanden hat als im 16. Jahrhundert. Die Stickereien und Schnitzereien, die gegossenen und getriebenen Arbeiten aus der Zeit vor dem Abfall der Niederlande wurden im 17. Jahrhundert nur selten übertroffen und nur ausnahmsweise erreicht.[111] Mehr als die Hälfte der oft bewunderungswürdigen Gegenstände, welche der Zerstörung entgangen sind, bezeugt, dass Nordniederland in dieser Hinsicht den Höhepunkt bereits erreicht hatte als die eigentliche sogenannte holländische Kunstschule noch gar nicht entstanden war.[112]

Die S. Lambertuskirche zu Wouw, unweit von Rosendaal in Nordbrabant, im 15. Jahrhundert erbaut und im 16. ausgeschmückt, enthält geschnitzte Kirchenstühle, welche mit den berühmten niederländischen Schnitzwerken zu S. Martin in Neapel wetteifern können. Kaum minder beachtenswerth sind die Schnitzereien im Gerichtssaale des Rathhauses von Nimwegen, die Chorstühle in U. L. Frauenkirche zu Dordrecht, die Bänke der Armenpfleger in S. Bavo zu Haarlem. Alle diese Holzarbeiten sind ebenso wie das Material, aus dem sie gefertigt, von der gediegensten Art, so dass die Zeit fast gar keinen Einfluss hat ausüben können.[113]

Ein ungewöhnlich schönes Ueberbleibsel aus dem 16. Jahrhundert ist der Raths- und Gerichtssaal zu Kampen. Der an dem einen Ende des Saales befindliche Kamin mit seinen vier Geschossen ist ein Meisterwerk der Skulptur, reich und sinnreich verziert. Ein durchbrochenes Gitter theilt den Saal, dessen beide Hälften mit ebenso schweren wie künstlerisch ausgeführten Stühlen versehen sind. Ihre breiten Sitze und hohen Lehnen stempeln sie zu Sinnbildern einer sich selbst und ihre Sache hochachtenden Magistratur. Man braucht in der That nach der Bestimmung des Gemaches nicht zu fragen, der unbekannte Künstler, der es ausgeschmückt, hat ihm ein unverkennbares Gepräge aufgedrückt. Der Kamin im Justizpalast zu Brügge ist vielleicht der einzige in Europa, der sich dem zu Kampen an die Seite stellen kann.[114]

Der Kronleuchter von 1424 in der S. Johanneskirche zu Her-

zogenbusch ist nicht minder trefflich entworfen und ausgeführt. Die zwölf Arme sind so kunstvoll angebracht, dass sie wie die Blätter an einem Baume oder die Ranken an einem Rebstock gleichsam von selbst an dem Leuchter gewachsen zu sein scheinen. Aus dem Laubwerk steigt ein schlankes durchsichtiges gothisches Tabernakel empor, welches einen geharnischten Ritter enthält. [115] Dieselbe Kirche besitzt daneben noch ein gleichfalls vorzügliches Taufbecken, welches 1492 in Maastricht gegossen wurde und ein Seitenstück zu einem aus derselben Zeit stammenden Becken in der S. Walpurgiskirche zu Zütphen bildet. Diese Becken sind geradezu Ungethüme, ihre Spitzen überragen die Bedachungen der Kanzeln und ihre Deckel können nur mit Winden emporgehoben werden. Blickt man jedoch näher zu, so verschwindet jeder Eindruck der Plumpheit. Denn ringsum sind in drei und vier Absätzen übereinander biblische Geschichten durch kleine Figuren unten in gefüllten, oben in durchbrochenen Nischen dargestellt. Anmuthiges und Massiges bilden ein Ganzes und jeder Dichter, der einen gleich guten Vers gemacht hätte, würde mit sich selbst zufrieden sein. [116]

Das Raritätenkabinet des amsterdamer Rathhauses bewahrt Statuetten holländischer Grafen und Gräfinnen aus Metall und broncirtem Holz, welche der Kleidertracht nach aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammen. [117] In einem Privathause zu Utrecht wurde ein Kaminfries gefunden, auf welchem Maria das Jesuskind badend dargestellt ist. [118] In Kampen hat sich ein Trinkhorn von 1369 erhalten, welches früher der Zunft der Rheinschiffer von S. Anna gehörte [119]; ebenso in Amsterdam ein Trinkhorn von 1565, früher Eigenthum der S. Sebastiansgilde. Kunstvolle irdene Gefässe aus den Jahren 1566, 1569, 1593 [120], eine broncene Degenscheide, auf welcher der Todtentanz von Holbein in Hautrelief nachgebildet ist; eine Bronceuhr mit silbernem Triebwerk, verfertigt von Jakob Stevensen; prächtig verzierte Pedellenstäbe von 1502 und 1574 in Zütphen; ein silbernes Kännchen, auf dem ein Reitergefecht getrieben und so lebendig dargestellt ist, dass man es für ein Werk von Cellini halten sollte; Trinkgefässe in allen möglichen hübschen wie originellen Formen; Büchereinbände von Elfenbein; Schmuckkästchen von Holz mit gepressten Lederüberzügen; der 1551 von Maximilian von Burgund an Veere geschenkte silbervergoldete Kopf, welcher den Maximilian

von Buren darstellt [121]; die grosse stehende Glocke des Jan van Kall von 1547 im Rathhaus zu Nimwegen [122]; all diese leicht zu vermehrenden Beispiele bezeugen, dass das Kunstgewerbe bei uns in geringerem Masse als die Malerei durch den Untergang des Katholicismus gelitten hat. Die Schützen des Van der Helst nennen sich nach wie vor nach S. Sebastian oder S. Georg, ebenso wie die Rheinschiffer nach S. Anna. Dieselben Geräthe, welche früher als Schüsseln und Trinkgefässe gedient, fanden ohne Anstoss auch bei den Schützenmahlzeiten der neueren Zeit Verwendung. Möbel und Hausrath standen zum Glück ausserhalb des Glaubens und nur die Verfertiger von Kirchenschmuck sollten gewahr werden, dass eine neue Zeit hereingebrochen.

13.

Die Kapitäle einiger Säulen aus abgebrochenen Kirchen, ein Basrelief aus der S. Michaeliskirche zu Zwolle, welche 1040 errichtet und 1406 umgebaut wurde, ein weiteres Basrelief von 1143 aus der egmonder Abteikirche — diese und ähnliche Denkmäler besitzen einen gewissen Werth für die Kunstgeschichte, haben aber im übrigen nur die Bedeutung von Antiquitäten. Dasselbe gilt auch von den ältesten ausgehauenen Grabsteinen, es sind Mumiengestalten ohne tieferen Sinn. Nach und nach erwuchsen jedoch die Grabsteine zu Grabmälern und kam in die Mumien Leben.

Ein Grabmal in der S. Nikolauskirche zu Ijsselstein ist zwar undatiert jedoch mit Wappenschildern versehen, welche auf das Jahr 1350 hinweisen. Unter einem gothischen Baldachin ruhen auf der Grabplatte zwei Ehepaare, ehemalige Herren und Frauen van Ijsselstein, darunter die tapfere Frau Baerte, welche Vondel mit dichterischer Freiheit zur Mutter des Gisbrecht van Amstel machte. Ein anderes Grabmal in derselben Kirche stellt eine liegende und betende Frauengestalt dar, deren Ruhekissen zwei Engel stützen. Die Dame verschied 1471, ihr Gemahl, der ihr das Denkmal weihte, 1522. Zwischen diesen beiden Jahren ist das Kunstwerk entstanden, denn so darf es bezeichnet werden, wiewohl es aus geringerem Stoff hergestellt ist als das andere Grabmal. Die Figur ist aus Sandstein, der Sarkophag aus bläulichen Quadern, während Frau Baerte und ihre Angehörigen in Marmor ausgehauen und auf Marmor zur Ruhe gebettet sind. [123]

Der Stein der S. Lorenzkirche in Alkmar, welcher die Ermordung Floris V. durch Velzen im Juni 1296 meldet, kann schwerlich für ein Grabdenkmal angesehen werden [124], um so mehr dagegen der Gedenkstein an den 1229 verstorbenen Gerhard III. von Geldern und dessen Gemahlin im Münster von Roermond. Stammt dieses Monument wirklich aus dem 13. Jahrhundert, so verdient es um so grössere Beachtung. Die zwölf kleinen Säulen an dem Sarkophag aus schwarzem Marmor sind mit vergoldeten Kapitälen versehen und ebenso ruhen die Häupter von Graf und Gräfin auf vergoldeten Kissen; die Gräfin trägt ein weisses Unterkleid mit vergoldetem Ueberwurf, der Graf ein blaues Kleid und einen grünen Mantel. Es ist das älteste Beispiel für eine farbige Ausschmückung eines Grabmals in Nordniederland. [125]

Das Grabmonument der Eltern des Frank van Borssele, des Gemahls der Jakoba von Baiern, datirte von 1421 und 1422, ist jedoch nur durch eine alte Zeichnung [126] bekannt und scheint kaum einen Anspruch auf den Werth eines Kunstwerks erhoben zu haben. Das Grabmal der Jakoba von Baiern ging bei der Feuersbrunst von 1642 im haager Binnenhof zu Grunde, die Monumente der holländischen Grafen und Gräfinnen in der Kirche von Egmond wurden 1574 durch die Geusen vernichtet, dasjenige Wilhelm II. zerschlugen die middelburger Bilderstürmer 1566.

Desto mehr verdient das Marmordenkmal des Karl von Egmond in der S. Eusebiuskirche zu Arnheim hervorgehoben zu werden. Es ist zwischen 1537 und 1550 errichtet und im 17. Jahrhundert theilweise beschädigt worden. In unverletztem Zustande muss es einen prächtigen Anblick gewährt haben. An den beiden Längseiten des kolossalen Postaments aus schwarzem Marmor stehen die zwölf Apostel in Nischen, während am Kopf- und Fussende symbolische Reliefs angebracht sind. Der Herzog ruht in voller Rüstung zwischen sechs Löwen, welche einfache oder doppelte Wappenschilder halten. Das Haupt ruht auf einem Kissen, die Füsse stützen sich auf einen Helm. Sämmtliche Figuren, auch die Löwen, sind aus weissem Marmor und waren, wie auch Rüstung und Schilder, ursprünglich theils vergoldet theils bemalt. [127]

Ein wahres Museum der älteren Bildhauerkunst in Nordniederland ist die U. L. Frauenkirche zu Breda. Sie bewahrt eine ganze Anzahl merkwürdiger Monumente der verschiedensten

Zeiten und Stile. Jedes einzelne verdient Beachtung, alle zusammen gewähren einen historischen Ueberblick. Ich beschränke mich auf die beiden bedeutendsten.

Das Grabmal Engelbrecht I. von Nassau, von einem unbekannten Künstler um 1500 aus Sandstein gehauen, gehört noch vollkommen der älteren Zeit an und erinnert an die Miniaturen eines Gebetbuches aus der burgundischen Zeit. Es stellt das fürstliche Ehepaar dar, kniend vor der (nicht mehr vorhandenen) Jungfrau Maria und umgeben von je einem Apostel, Kardinal, Pilgrim und Ritter. Es fehlen nur die Farben, um den Eindruck eines Gemäldes zu vervollständigen. [128] Das andere Monument ist Engelbrecht II. und seiner Gemahlin Limburch gewidmet und kaum ein halbes Jahrhundert jünger als jenes. Die Rüstung scheint vergoldet gewesen zu sein, im übrigen findet sich jedoch gar keine Spur mittelalterlicher Anschauungsweise. Gewiss ist das Denkmal früher irrthümlich für ein Werk von Michelangelo gehalten worden, wahrscheinlich rührt es aber von jenem italienischen Bildhauer aus Michelangelo's Schule her, der sich um 1540 eine Zeitlang in Breda aufgehalten haben soll. Jedenfalls hielt die wiederbelebte Kunst der Antike mit diesem schönen Werke ihren Einzug in Nordniederland, wenn auch unter fremder Flagge.

Es ist zur genüge bekannt auf welche Weise Michelangelo sich das Verhältniss seiner Skulptur zu der des Alterthums vorstellte und mit welcher Kühnheit er seine Auffassung in seinen Werken zum Ausdruck brachte. Der Schüler ging noch weiter als der Meister und kein Bildhauer aus der griechischen Blüthezeit würde den Schöpfer des bredaer Denkmals für einen Anhänger der wahren Lehre erklären. Dennoch lieferte dieser, wie ich wiederhole, ein siegreiches Probestück. [129]

Alle übrigen Grabmäler unseres Landes werden durch das von Breda in den Schatten gestellt, keines der jüngeren aus dem 17. Jahrhundert, auch nicht das von Wilhelm dem Schweiger, kann sich jenem vergleichen. Das Denkmal von Breda verhält sich zu dem in Delft wie das Rathhaus von Middelburg zu dem von Amsterdam. Ebensowenig wie die Nordniederländer auf dem Gebiete der weltlichen Architektur die Flamänder zu erreichen vermochten, ebensowenig waren ihre Bildhauer im Stande sich zu der Höhe der Italiener aufzuschwingen. [130]

Fragt man jedoch, ob das Denkmal Graf Engelbrechts schöner

ist als der Moses- oder Prophetenbrunnen des Klaus Sluter zu Dijon, so muss die Antwort verneinend lauten, denn in Klaus Sluter hat Nordniederland einen Bildhauer erzeugt, welcher, ein Vorläufer von Michelangelo, dessen Schülern gegenüber sich als ein Meister kundgiebt. [131]

14.

Ueber die ersten Lebensjahre von Klaus Sluter, seinen Aufenthalt in Niederland und seine Ausbildung als Bildhauer ist nichts bekannt. Wir lernen ihn erst kennen aus den burgundischen Rechnungen von 1384 bis 1404, welche sich auf den Bau der Karthause zu Dijon, die Errichtung des Grabdenkmals Herzog Philipp des Kühnen und die Herstellung des Mosesbrunnen beziehen. Hier wird er einfach Klaus Sluter aus Holland genannt, doch erscheint neben ihm sein Neffe Claus von Voorne, so dass man an das Land von Brielle denken könnte.

Der Oheim war den Rechnungen zufolge derjenige der alles entwirft, die Materiallieferungen vereinbart und alles zum guten Ende führt. Er stand sowohl bei Herzog Philipp wie bei Johann dem Unerschrockenen so gut angeschrieben, dass er wie auch sein Neffe den Titel Kammerdiener*) erhielten. Nach einer schweren Krankheit wurde ihm eine Schadloshaltung gewährt, nach Vollendung eines Werkes eine aussergewöhnliche Gratifikation zum Zeichen der Anerkennung. Im Jahre 1404 zog er sich in das Stephanskloster zu Dijon zurück, dessen Insassen ihm einstimmig in Anerkennung seiner geleisteten Dienste ein Zimmer mit einem Keller sowie alle Rechte eines Kanonikus zugestanden. Ueber seine Beziehungen zu Niederland verlautet kein Wort. Er handelt und wird behandelt wie ein naturalisirter Burgunder, Dijon ist seine zweite Vaterstadt. [132]

Die vielleicht älteste Rechnung in der Geschichte der niederländischen Marine, welche vom August 1396 datirt, hat die Lieferung von allerlei Geschütz zum Gegenstande, welches zur Ausrüstung einer gegen Ostfriesland bestimmten Flotte Herzog Albrechts

---

*) [„Varlet de chambre.“ Die Ehre dieses Titels war nicht allzugross, er wurde allen möglichen Gewerbtreibenden zu Theil, aber er gewährte ein nicht unbedeutendes Gehalt ohne ständige Verpflichtung.]

von Baiern dienen sollte. Sie handelt von der Zahlung gewisser Summen an *Dirk den Sluter* für Büchsen, Pulver, Feuerpfannen, Steine und sonstiges Artilleriewerkzeug.[133] Nun erscheint die Vermuthung nicht zu gewagt, dass in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Holland oder Zeeland eine Schlosserfamilie existierte, welcher der Bildhauer Sluter als älterer oder jüngerer Bruder eines Dirk angehört hat. Ein Dirk, der Schlösser verfertigte, konnte aber ebenso gut auch Geschütze herstellen wie hundert Jahre später der Schmied Quentin Massys Gemälde und Broncearbeiten. Klaus würde in diesem Falle bereits als Jüngling in der väterlichen Werkstätte alle Lehrmittel angetroffen haben, welche zur Ausbildung seines Bildhauergenies erforderlich waren.

Diesem gegenüber ist jedoch zu betonen, dass nach dem Sprachgebrauch jener Zeit *der* Sluter der Rechnung von 1396 auch den Schatzmeister Herzog Albrechts bezeichnen konnte und in diesem Falle obige Vermuthung hinfällig wird.[134]

Weitere Hypothesen über Sluters Herkunft und Erziehung wage ich nicht. Die eben erwähnte erscheint insofern gerechtfertigt, als es kaum denkbar ist, dass selbst ein geborener Künstler in der zweiten Hälfte seines Lebens Vollendetes zu schaffen vermag, wenn er nicht in der ersten verschiedene Lehrjahre in einer guten Schule durchgemacht hat. Im übrigen genügt es uns, dass Sluter in Dijon als Holländer bezeichnet wurde und seine Werke ein unverkennbar niederländisches Gepräge tragen.

Die noch erhaltenen lebensgrossen Figuren am Portal der nicht mehr vorhandenen Karthause zu Dijon, die vierzig kleinen Statuetten, welche den Zug der Leidtragenden an dem Grabmal Philipp des Kühnen darstellen, geniessen eines wohlverdienten Rufes. Sie würden Sluter einen guten Platz in der Geschichte der europäischen Kunst sichern, auch wenn sein letztes und grösstes Werk, der Mosesbrunnen, nicht mehr existierte.[135]

In den Rechnungen wird der Brunnen, an welchem acht Jahre gearbeitet wurde, stets als das Klosterkreuz bezeichnet. Und wirklich bestand der Plan auf dem grossen inneren Hofe der Karthause, in gleichem Abstand von den vier Seiten des Kreuzganges, ein Riesenkreuz zu errichten mit den Figuren von Maria, Johannes und Magdalena zu Füssen des Gekreuzigten. Es fragte sich nur, wie der Unterbau herzustellen sei, weil dieser in der Mitte des Platzes aus dem Brunnen emporsteigen und diesen zugleich über-

wölben sollte.[136] Der Künstler löste das Problem in glücklichster Weise. Er stellte auf den Boden des ebenso tiefen wie weiten Brunnens einen schlanken sechseckigen Pfeiler, dessen Kapitäl aus einem Quaderstein besteht, der beinahe ebenso gross ist wie die Oeffnung des Brunnens. Dieser Stein trägt einen weiteren Pfeiler von fünf Meter Höhe und dritthalb Meter im Durchmesser, in welchem sechs flache durch Säulen abgetheilte Nischen eingehauen sind. Auf dem Kapitäl jeder dieser Säulen ruhen die Füsse eines geflügelten Engels in vorwärts gebeugter Haltung und diese Engel stützen wiederum ein Gewölbe, dessen Aussenrand vorsprang. Dieses Gewölbe bildete, so lange das Denkmal noch unbeschädigt, einen sanft ansteigenden Hügel, dessen Gipfel das Kreuz und die neutestamentlichen Figuren trug. Die Revolution von 1789 hat das Kreuz zerstört.

Dagegen ist der Schmuck der sechs Nischen noch erhalten: lebensgrosse Statuen von Moses, David, Jesaias, Jeremias, Zacharias und Daniel. Sie halten alle Pergamentrollen in den Händen, auf welchen alttestamentliche Weissagungen im Vulgatalatein eingetragen sind, die auf den leidenden Messias hindeuten.[137] Ebenso wie Michelangelo später in der sixtinischen Kapelle den Zusammenhang zwischen altem und neuem Testament darstellte, so wollte auch Sluter durch die Spruchbänder die Verbindung zwischen dem Kruzifix und den Propheten zur Anschauung bringen. Der Brunnen, der durch die Neuheit der Idee überraschen musste, wurde anfangs der Propheten- später Mosesbrunnen genannt, offenbar weil die Figur des hebräischen Gesetzgebers mit seiner mächtigen Stirn und gespaltenem, bis auf den Gürtel herabhängendem Barte am meisten die Aufmerksamkeit auf sich zog und als die hervorragendste betrachtet wurde.[138]

Heutezutage weist der Ueberrest keine andere als die natürliche Farbe des Sandsteins auf, aus dem das Werk verfertigt wurde und dessen Herkunft aus den Steinbrüchen von Asnières und Umgegend die burgundischen Rechnungen ergeben.[139] Doch bezeugen dieselben Akten, was auch das kundige Auge noch zu erkennen vermag, dass das ganze Werk ehedem reich vergoldet und bemalt war.[140]

Die Grundfarbe des Piedestals war ein dunkles Grau, etwas dunkler als die natürliche Farbe des Steines, das Blattwerk am oberen Rande und an den Kapitälen war vergoldet, der Hinter-

grund der Nischen dunkelbraun oder schwarz gehalten. Moses trug ein rothes Untergewand und einen golddurchwirkten Mantel mit blauer Innenseite, David über einem mit goldenen Sternen besäeten blauen Untergewand einen mit Hermelin gefütterten Mantel von Goldstoff, Jeremias desgleichen ein blaues Untergewand mit grünem golddurchwirktem Mantel. Magdalena am Fusse des Kreuzes war mit einem Diadem von vergoldeter Bronce geschmückt, welches ein Goldschmied aus Dijon anfertigte, zugleich mit der Brille, durch welche Jeremias in dem Buche las, das er mit der Rechten stützte. [141]

Bereits 1403, als der Brunnen kaum vollendet, wurde er mit einem hölzernen Schutzbau umgeben, um die Malerei soweit möglich vor Regen und Wind zu bewahren. [142] Sein Ruf verbreitete sich weithin. Päpstliche Legaten, welche ihn besichtigten (1418, 1432, 1445), spornten durch Ablässe zum Besuche an, und wir müssen annehmen, dass die Wallfahrtsgänger zahlreicher waren als die Kunstpilger. Dazumal unterschied man noch nicht so genau.

In plastischer Hinsicht wird das Werk von Sluter durch die Gesichtszüge und die Stellungen der Propheten charakterisirt. Die Miniaturen in den derzeitigen Gebetbüchern wie die Heiligenbilder in den Nischen der gothischen Kirchenportale scheinen durchweg nach einem Modell gearbeitet zu sein. Lediglich die Frömmigkeit gelangt auf den Gesichtern zum Ausdruck. Die Propheten von Sluter dagegen sind Gestalten aus dem Leben ohne irgendwelchen überirdischen Zug. Der einzige etwas übermenschlich dargestellte ist Moses, an dessen Stirn, kurz und stumpf, eben angedeutet, zwei Anschwellungen sich befinden wie an dem Kopfe eines jungen Stieres.*) Im übrigen ist Moses, gleichwie Jesaias, Jeremias und Zacharias, als Greis dargestellt, aber alle vier tragen einen verschiedenen Typus. Man erhält den Eindruck, als ob der Bildhauer eine Sammlung schöner Todtenmasken besessen und diese zu neuem Leben erweckt habe. Sein Daniel ist jugendlich und sieht aus wie ein hübscher Spanier oder Italiener, während David das Portrait des Vaters von Sluter in der Zeit seiner Vollkraft sein könnte. Noch heute begegnet man in Niederland leicht Männern von mittleren Jahren, deren Gesichtszüge dem David des Brunnens von

---

*) Dieselbe Symbolik findet sich beim Moses des Michelangelo.

Dijon ähneln. Sluter bereitete dem meist Eintönigen und fast immer Gleichmässigen der mittelalterlichen Bildhauerkunst ein plötzliches Ende. Lägen nicht die Rechnungen vor, Niemand würde glauben, dass sein Werk aus dem Jahre 1400 stammte.

Der Moses von Klaus Sluter ist nicht der Moses von Michelangelo und ebensowenig hat er etwas gemein mit der älteren italienischen Schule, welche Nikolaus von Pisa begründete. Er ist eine biblische Persönlichkeit in Stein gehauen, ähnlich wie zweihundertfünfzig Jahre später Rembrandt biblische Personen in Oel malen sollte: eine charaktervolle, dem wirklichen Leben nachgebildete Gestalt.

Manche Einzelheit der Arbeit von Sluter mag und kann getadelt werden; die Ausstellungen sind jedoch von derselben Art wie diejenigen, welche gegen die Pharisäer und Saducäer, gegen den Christus und die Apostel von Rembrandt gerichtet werden. Immer ist man gezwungen zuzugestehen, dass die Darstellung durch die lebensvolle Wahrheit packend wirkt. Die Propheten von Sluter scheinen heute noch zu leben und von ihm und seinem Werke datiert jene eigenartige Richtung, welche in der europäischen Kunstgeschichte als Kennzeichen der holländischen Schule bezeichnet werden sollte.

15.

Die Südniederländer waren wie in der Architektur so auch in der Miniaturmalerei ihren nordischen Nachbarn vorausgeeilt. Jan Gossaert, der Zeitgenosse des Lukas von Leiden, gebürtig aus Maubeuge im heutigen französischen Flandern, wird für den hauptsächlichsten Illuminator des berühmten Gebetbuches des Kardinal Grimani in Venedig gehalten und gehörte seiner Malweise nach zum Theil noch zur flämischen Schule der van Eyck, van der Weyden und Memling. Andere Flamänder hatten als weithin bekannte Miniaturmaler im benachbarten Frankreich bereits eine Dynastie von Künstlern gestiftet, als die Holländer noch ihre ersten Proben zu liefern hatten. [143]

Soweit von einer nordniederländischen Miniaturmalerei überhaupt die Rede sein kann, fand sie eine Pflegstätte in demselben östlichen Winkel unseres Landes, in welchem im 15. Jahrhundert eine Art von Klosterreform durchgeführt, ein besserer Sprach-

unterricht erzielt und der Gebrauch der Landessprache beim Gottesdienst üblich wurde. [144]

Wir besitzen keine älteren Handschriften, welche darthun könnten, dass sich in den aus Deventer oder Windesheim herstammenden Brüder- und Schwesterhäusern oder sonstigen Klöstern Miniaturmaler befunden haben, die es weiter als bis zum Zeichnen verzierter Anfangsbuchstaben gebracht hätten. Der grundsätzlich dem Schönen abgewandte Sinn, der jene Anstalten im allgemeinen beherrschte, lässt es natürlich erscheinen, dass sie künstlerische Kräfte nicht herangebildet haben. Dennoch müssen wir einiger Männer gedenken, welche in jenen Kreisen lebten und dem Vorurtheil zum Trotz von ihren Zeit- und Klostergenossen als geschickte Illuminatoren gerühmt werden. Ebenso wie jene, welche zuerst die Wände und Pfeiler unserer Kirchen mit lebensgrossen farbigen Darstellungen aus den Legenden der Heiligen bedeckten [145], sind auch die Miniaturmaler von Zwolle den Vätern der nordniederländischen Malerei zuzuzählen.

Ich beschränke mich auf die Nennung von Heinrich Mande, dessen wir bereits früher als Zeitgenossen von Thomas von Kempen und Dirk Potter zu gedenken hatten. [146] Da er bereits 1431 gestorben und in Zwolle und Beverwijk sein Leben verbracht, hat er vermuthlich bis zuletzt, unberührt von dem Einfluss der Gebrüder van Eyck, in der primitiven Weise der Vorzeit fortgearbeitet. Seinen Klosterbrüdern und Lobrednern ist keine grosse Kunstkennerschaft zuzutrauen, denn die Fabeln, mit welchen sie ihre Biographien auszuschmücken pflegen, erwecken ein gerechtes Misstrauen. Wir wissen nur, dass Mande ein geschickter und fleissiger Maler gewesen sein kann, vermögen aber nicht, ihm bei dem Mangel jeglichen Erzeugnisses seines Pinsels etwa eine ähnliche Stellung in unserer mittelalterlichen Kunst anzuweisen wie Maerlant und Stoke in unserer Literatur.

Die schönste Handschrift mit Miniaturen wird seit Jahrhunderten in Utrecht aufbewahrt. Ihre Herkunft ist ungewiss, doch war sie seit jeher für Nordniederland bestimmt.

Die um viele Jahrhunderte älteren Miniaturen der egmonder Handschrift auf der königlichen Bibliothek im Haag wage ich nicht hier anzuführen. Möglich ist es, dass irgend ein Klosterbruder von Egmond sie zu Ausgang des 10. Jahrhunderts angefertigt hat, doch waren unsere Klöster dazumal schwerlich in

der Lage, eigene Zeichner und Illuminatoren zu besitzen. · Auch gähnt zwischen diesen Anfängen und der späteren Fortsetzung zu Beginn des 15. Jahrhunderts eine solche weite Kluft, dass es jedenfalls sicherer ist, Handschrift und Bilder für ein ausländisches Erzeugniss zu erklären. [147] Allerdings lässt sich anführen, dass die katholische Kirche in Deventer zwei Bilderhandschriften aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts besitzt; dass Abt Emo, der Zeitgenosse Olivers von Köln, in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts sowohl selbst Handschriften illuminirt als auch andere dazu ermuthigt haben soll; dass ein illustrirter „Geschichtsspiegel“ von Maerlant aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts vorhanden ist, der keineswegs von einem Fläming herzustammen braucht: allein, selbst wenn sich all dieses bestätigen sollte, so könnte doch die unterbrochene chronologische Kette nur zur Noth hergestellt werden. [148]

Die überreich ausgeschmückte utrechter Handschrift, ein Messbuch, war für einen utrechter Bischof bestimmt und stammt aus dem Anfang der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Im J. 1450, zur Zeit des Rudolph von Diepholt, schrieb ein Papst ein Jubeljahr aus und hierauf spielt eine der Miniaturen an. [149]

Neben einem etwas jüngeren Missale, französischer Herkunft, in Haarlem [150] vertritt das utrechter so gut wie allein die nordniederländische Miniaturmalerei und im Vergleich zu dem Reichthum der flämischen Leistungen auf diesem Gebiet erscheint unsere Armuth doppelt auffallend.

Ich wies jedoch bereits auf den der Kunst feindlichen Geist der Brüderhäuser hin, welche im Norden zahlreicher und volksthümlicher als im Süden waren und ihre Einseitigkeit in der Erziehung zur Geltung brachten. Gerhard Groote und seine Nachfolger haben gewiss für den Unterricht erhebliches geleistet, aber das Schönheitsgefühl des Volkes haben sie fast systematisch ausgerottet. Auch war Nordniederland zur Blüthezeit der Miniaturmalerei noch nicht zu dem ungewöhnlichen Wohlstande gediehen wie Flandern und Brabant. Die Zahl der Vermögenden war nicht so zahlreich; man lebte einfacher und nur selten konnte sich Jemand den Aufwand einer kostbaren illustrirten Handschrift erlauben.

Wenn die Miniaturen der utrechter Handschrift wirklich von

einem nordniederländischen Künstler herrühren, so gereichen sie ihm zur Ehre: sie sind gut erfunden, geistvoll und anmuthig. [151]

16.

So unfruchtbar und unselbständig die Nordniederländer auf dem Gebiete der Miniaturmalerei geblieben sind, ebenso fruchtbar und selbständig waren sie auf dem der Glasmalerei. Wollte man die farbigen Handzeichnungen vervielfältigen, welche den Brüdern Dietrich und Walther Crabeth in den Jahren 1550—1580 bei der Herstellung ihrer goudaer Kirchenfenster als Vorlage gedient haben, so würde die Achtung vor der nordniederländischen Kunst sich im Auslande beträchtlich heben. [152]

Neben den beiden Brüdern zählt Gouda allein noch sechs namhafte Glasmaler, ebenso Haarlem und Leiden je einen, auch der Bürgermeister der letzteren Stadt, Isaak Swanenburg, arbeitete für Gouda. Nicht minder werden einige der ältesten Kartons in Gouda, deren Erhaltung der Pietät von zwei Bürgermeistern des 18. Jahrhunderts zu verdanken ist [153], Lukas von Leiden zugeschrieben, mitgearbeitet hat er jedenfalls. [154]

Dieser Reichthum an Glasmalern bezeugt eine ungewöhnliche Kunstbewegung. Dietrich Crabeth, der ältere Bruder, muss einige Arbeiten von Albrecht Dürer gesehen haben; Walther hatte Italien besucht und kannte manche Werke von Raphael aus eigener Anschauung. Im Jahre 1555 begannen beide die S. Johanneskirche in Gouda auszuschmücken, welche eine Anzahl älterer Glasgemälde 1552 durch eine Feuersbrunst eingebüsst hatte. Diese älteren waren nach archivalischen Zeugnissen von einem Klosterbruder Cornelis und zwei Glasern, Coddesteyn und Ponsen, hergestellt worden und in ihnen haben wir die Lehrmeister der Brüder Crabeth zu erblicken. [155]

Die S. Johanneskirche zu Gouda besitzt einunddreissig grosse und fünfundzwanzig kleinere gemalte Glasfenster und schwerlich wird eine andere Stadt von Europa eine solche Fülle von Glasmalereien des 16. Jahrhunderts aufweisen können. [156] Zeit, Wind, Hagel, kirchliche Vorurtheile sowie Geiz oder Unverstand der Nachkommen haben das nationale Denkmal nicht geringen Schaden erleiden lassen und die Restaurationsarbeiten sind meist recht

ungenügend ausgeführt worden, am ungenügendsten in unserm kunstliebenden Jahrhundert.

Bei der Restauration des Kopfes Johannis des Täufers in einem der schönsten Fenster hat man, vor nicht langen Jahren, blindlings nach einigen Scherben eines geringwerthigeren Fensters gegriffen, so dass eine officielle Untersuchung von Sachverständigen 1878 feststellte, dass der unglückliche Kopf aus einer Stirn, einem Hinterkopf, einer Nase, einem Munde und einem Auge von fünf verschiedenen Figuren zusammengesetzt war. [157] Nicht viel klüger war man 1621 verfahren, als sich Gott der Vater aus einem Fenster unwiederbringlich verloren hatte: man ersetzte ihn in aller Stille durch ein nichtssagendes Ornament. Diese kleinen Gebrechen vermögen indessen dem Werthe des Ganzen keinen Abbruch zu thun, zumal ein künftiges Geschlecht ihm leicht sein ursprüngliches Aussehen auf Grund der trefflichen Kartons zurückgeben kann.

Andrerseits ist es bezeichnend, dass die nordniederländische Glasmalerei des 16. Jahrhunderts lebendige Beziehungen zwischen Kunst und Zeitumständen herzustellen verstand, und je mehr die kirchliche Glasmalerei an die Ueberlieferung gebunden zu sein scheint, um so mehr ist dieser Punkt hervorzuheben. Selbstverständlich bringen die goudaer Fenster beim ersten Anblick lediglich biblische und kirchengeschichtliche Scenen zur Darstellung: die Taufe Christi im Jordan, Christi Bergpredigt, Johannes der Täufer vor Herodes, Johannes im Gefängniss, die Einsetzung des Abendmahls, Salomo und die Königin von Saba [158], der Tempelraub des Heliodor, die Säuberung des Tempels durch Christus u. s. w.

Eine kleinere Anzahl von Fenstern von etwas jüngeren Meistern schildern Vorgänge aus der vaterländischen Geschichte. Ein Fenster von 1594 stellt die Verleihung von Privilegien an die Deichherren des Rheinlandes durch Wilhelm II. 1255 dar, ein anderes von 1596 allegorisch die Gewissensfreiheit, ein drittes von 1603, entworfen von dem Bürgermeister Swanenburg, den Entsatz von Leiden im J. 1574. [159]

Ich denke jedoch an andere weniger direkte Hinweise von dieser Art. Ein Fenster von 1557, welches Philipp II. bei Dirk Crabeth bestellt hat, trägt eine weitläufige lateinische Unterschrift und bezeichnet den König als *Pater patriae.* Man hat hierin mit Unrecht einen ironischen republikanischen Protest des grollenden

Künstlers erblickt.[160] Sie beweist nur, dass Philipp II. 1557 immer noch als der würdige Nachfolger seines Vaters betrachtet wurde und Niemand daran dachte, die Rechtmässigkeit seiner Herrschaft anzuzweifeln. Crabeth führte nicht blos einen Auftrag des Königs aus, er war zugleich der Dolmetsch der öffentlichen Meinung.

Sein Bruder Walther hat den jerusalemer Tempelraub des Syrers Heliodor, den Raphael in einer der Stanzen des Vatikans dargestellt, in selbständiger Auffassung behandelt. Das Fenster war ein Geschenk des Herzog Erich von Braunschweig, Herrn von Woerden, der in seiner Jugend ein ebenso guter Lutheraner wie später ein eifriger Katholik gewesen ist. Er stiftete es in dem Jahre des Bildersturms, 1566, und wollte durch den Gegenstand seinen Abscheu über das strafwürdige Treiben der Stürmer zum Ausdruck bringen. Wilhelm der Schweiger hörte davon und fand die Kritik des Herzogs offenbar unpassend oder nicht erschöpfend. Er beauftragte wenigstens 1567 Dietrich Crabeth mit der Herstellung eines Gegenstückes, d. h. mit der Darstellung der Austreibung der Geldwechsler und Viehhändler aus dem Tempel durch Christus. Und diese Replik war um so empfindlicher, die Anspielung auf die katholischen Missbräuche um so schärfer, als das Fenster für eine katholische Kirche bestimmt war und der Prinz von Oranien zu dieser Zeit mit dem Katholicismus noch nicht gänzlich gebrochen hatte.[161]

Der Humor, der hier mit bemalten Kirchenfenstern unter Vermittlung eines friedlichen Künstlers polemisirte, war jedenfalls unschädlicher und höflicher als jener Streit mit der Feder, den derselbe Prinz später gegen den König von Spanien führte. Aber auch für Kunst und Künstler war diese Zeit eine günstige, berührten sie sich doch direkt mit dem Leben. Das 16. Jahrhundert hat indessen diese Erscheinung nicht allein in Gouda zu Tage gefördert.

Der Chor der alten oder S. Nikolauskirche zu Amsterdam besitzt eine Glasmalerei von 1585, welche Peter Aertsen zugeschrieben wird, den seine Zeitgenossen „den langen Peter“ nannten. Der obere Theil des Fensters stellt die Geschichte von Maria und Elisabeth sowie die Verkündigung Mariae dar, während der untere in trefflicher Weise eine zeitgenössische Begebenheit illustrirt.[162]

Ein angesehener Amsterdamer, Johann van Hoppen, der später Bürgermeister und Schöffe wurde, war in seiner Jugend lutherisch

oder kalvinistisch gewesen. Später kehrte er, durch gleichviel welche Einflüsse bewogen, zur katholischen Religion zurück und verehrte seiner Pfarrkirche jenes Fenster zum Zeichen seiner Reue und seiner Dankbarkeit für die Bekehrung. Ihn selbst erblickt man nun schuldbeladen knieend vor Paulus, dem Apostel der wahren Lehre, während seine Frau mit noch zwei Damen zu den Füssen von Petrus liegen, dem Bewahrer der Einheit der Kirche. Im Hintergrunde links steht, mahnend und lehrend, Georg von Egmond, Bischof von Utrecht, rechts dagegen, streng und drohend, Maria von Ungarn, die Schwester Karl V., welche fünfundzwanzig Jahre lang (1531—1555) mit ungewöhnlicher Energie als Regentin der Niederlande gewaltet hat.

An und für sich verdient dieses Beiwerk kaum eine Beachtung und auf alle Fälle darf es den Blick vom Hauptgemälde nicht ablenken. Das Eigenartige besteht nur in der Verbindung von Nebensächlichem mit wirklicher Kunst. Die nordniederländischen Glasmaler des 16. Jahrhunderts, gebildet nach den besten ausländischen Mustern, vertraut mit den wesentlichsten Geheimnissen der Proportion und Perspektive, sind die Lehrmeister eines Geschlechts geworden, welches sich im 17. Jahrhundert nicht minder durch hervorragende Technik als durch Reichthum und Schönheit der Farben auszeichnen sollte. Mit ihnen beginnt im Grunde die holländische Malerschule. [163]

17.

Neben den Glasmalern erzeugte das 16. Jahrhundert einen solchen Ueberfluss von nordniederländischen Malern und Stechern, dass man sie je nach den Wohnorten in ein halb Dutzend Gruppen theilen kann. Zunächst habe ich jedoch ihrer Vorläufer zu gedenken.

Das älteste bisher bekannt gewordene nordniederländische Oelgemälde auf Holz wird für eine Arbeit aus dem Jahre 1363 gehalten. Es ist ein Altarbild von mässigem Umfang und stellt einen utrechter Priester dar, welcher, geleitet von S. Johann und Maria, vor einem gekreuzigten Christus kniet. Der Maler ist unbekannt, der Besteller war laut Unterschrift Propst an der untergegangenen S. Johanneskirche. [164]

Weiter oben hatte ich zu erwähnen, dass Graf Johann von

Blois sich 1360 seine Hauskapelle durch einen utrechter Maler, Saint-Omer, ausschmücken liess. *) Ob derselbe auch dieses utrechter Bild gemalt, muss dahingestellt bleiben.

Die Bedeutung des Bildes beruht in der Oelfarbe. Es gehört zu den seltenen Oelgemälden, welche der durch die Brüder van Eyck bewirkten Umwälzung in der Behandlung der Oelfarben um ein halbes Jahrhundert vorangegangen sind. [165] Im übrigen ist es keineswegs hervorragend; auf Goldgrund gemalt lässt es jene schönen landschaftlichen Perspektiven vermissen, welche gerade die Brüder van Eyck an die Stelle des undurchsichtigen Hintergrundes setzen. Die van Eyck waren eben nicht nur die Entdecker neuer Farben sondern zugleich auch die Eroberer eines neuen Gebiets.

Der utrechter Maler des 14. Jahrhunderts hat denn auch, soweit wir wissen, keine Schüler herangezogen. Im Gegentheil: die nach ihm in Nordniederland auftauchenden Malertalente haben die Heimath verlassen, um sich in Brabant oder Flandern niederzulassen und wir könnten sie höchstens in dem Falle als Landsleute betrachten, wenn wir den Namen ihrer Geburtsorte einen übertriebenen Werth beilegten. Die van Eyck und Hans Memling sind südniederländische Maler, wiewohl die Ersteren aus Maaseyck bei Maastricht gebürtig waren, und Memling aus Geldern, seine Vorfahren aus Medemblik herstammen sollen. [166] Die Entwicklung ihres Genies war, gleich der von Sluter, bedingt durch die Kunstliebe der Herzöge von Burgund und die Wohlfahrt der flandrischen Communen, welche in Gent und Brügge die Blüthe der italienischen Handelsrepubliken wiederaufleben liess. Das wahre Vaterland der Kunst ist das Land wo sie gepflegt wird.

Auch manche andere berühmte Maler des 15. und 16. Jahrhunderts waren geborene Nordniederländer. Gerard David erblickte das Licht in Oudewater, Peter Christus in Baerle bei Tilburg, Dierik Bouts und Jan Mostaert in Haarlem, Peter Pourbus in Gouda, Otto Venius in Leiden, Vredeman de Vries in Leeuwarden. Alle älteren von diesen haben sich aus keinem anderen Grunde nach dem Süden begeben, als weil der Süden kunstliebender war und leichteres Fortkommen gewährte. Ihre Werke zeigen keinerlei Spuren specifisch nordniederländischer Her-

---

*) Vgl. S. 65.

kunft, sie gehören durchweg der flämischen Schule an. In der Kunst wie im Leben wurden sie Bürger ihres neuen Vaterlandes.

Sobald aber auch im Norden der Wohlstand zunahm und mit ihm der Trieb erwachte, mit dem Süden zu wetteifern, da schufen sich nicht nur die einheimischen Talente daheim einen Wirkungskreis, sondern auch auswärtige kamen herbei aus demselben Grunde, der früher die Nordniederländer nach dem Süden getrieben hatte. Jan Gossaert aus dem Hennegau erwarb sich Ruhm und Vermögen in Utrecht, Veere und Middelburg und reiste mit Lukas von Leiden nach Antwerpen. Jan Joosten aus Calcar im Klevischen verbrachte die gesammte zweite Hälfte seines Lebens in Haarlem. Johann Steven, gleichfalls von Calcar zubenannt, weilte einige Zeit in Dordrecht, bevor er sich nach Italien begab. Heinrich Goltzius aus Limburg fand eine neue Heimath in Haarlem und Amsterdam. [167]

Zum Theil unter dem Einfluss dieser Auswärtigen bildeten sich jene Gruppen von Malern in den einzelnen Städten, deren ich oben gedachte. Unweit von Gouda und der Schule der Brüder Crabeth entstand die Schule von Utrecht. Ihr Stifter war der Fremdling Jan Gossaert, doch erhielt sie erst in Jan Schoorel aus Kennemerland ihr eigentliches Haupt. Schoorel hatte Italien und Palästina bereist, liess sich hierauf 1523 in Utrecht nieder und starb daselbst 1562. Zu seinen Schülern zählen Antonie van Montfoort, genannt van Blokland, Jan Vermeyen und vor allem Antonis Mor van Dashorst, dessen Ruhm den von Mitschülern und Lehrer überstrahlen sollte. Vermeyen und Mor standen bei Karl V. und Philipp II. in nicht geringerem Ansehen als zu ihrer Zeit Sluter, van Eyck und Memling bei den burgundischen Herzögen. Auch Abraham Bloemaert, ein Zögling von Montfoort, gehört zu den berühmten Angehörigen der utrechter Schule. [168]

Schoorel sah sich durch verschiedene Umstände zeitweilig veranlasst, Utrecht zu verlassen und siedelte nach Haarlem über. Hier wurde Martin van Heemskerk sein Schüler, der selbst wieder eine Schule stiften sollte. Kaum zehn Jahre nach dem Tode von Heemskerk kam Karl van Mander 1583 aus dem Süden nach Haarlem, machte die Bekanntschaft von Cornelis Corneliszen, fand Heinrich Goltzius mit einer jungen haarlemer Wittwe vermählt, und errichtete mit diesen beiden eine Malerschule, aus der mit der Zeit kein Geringerer als Franz Hals hervorgehen sollte. Auch

Jan Ravesteyn, der nächst Mor für den grössten Portraitmaler des damaligen Nordeuropas gehalten wurde, scheint diese Schule besucht zu haben. [169]

Als die Ereignisse von 1572 die Verlegung des kleinen Hofstaates des Prinzen von Oranien aus dem Haag nach Delft bewirkten, bildete sich auch hier für kurze Zeit ein Mittelpunkt künstlerischen Lebens. Ich sehe dabei ab von den delfter Malern und den delfter Fayencen der späteren Zeit und denke nur an die Verdienste des älteren Mierevelt und an die Künstlerschaft seines Sohnes. Dank seinem frühreifen Talent hatte der Jüngere sich bereits vor 1600 einen Namen für alle Zeit erworben.

Eine ganze Schaar von Künstlern weilte ferner in Amsterdam. Ein Dichter aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts zählte deren sechzehn auf, ohne vollständig zu sein. Ich nenne nur Franz Badens, in dessen Atelier der spätere Dichter Bredero sich ausbildete; Peter Lastmann, einen der Lehrer von Rembrandt; Abraham Bloemaert von Gorkum, dessen von Saenredam gestochene Zeichnungen die heutigen Kunstsammler einander bestreiten; Peter Aertsen, den vermuthlichen Hersteller der Glasmalereien in der alten Kirche; Dooven Barend, den Darsteller des amsterdamer Wiedertäuferaufruhrs von 1535; seinen Sohn Dirk Barentsen, von dessen Hand eine bemerkenswerthe Arbeit im Stadtmuseum von Gouda herstammt; Dirk Jakobs, Jakob Cornelisz, Cornelis Ketel, Portraitmaler. Die Pflege der Malerei reicht in Amsterdam bis 1533 hinauf; in diesem Jahre verfertigte der Schöffe Cornelis Anthonisz ein noch vorhandenes Schützenbild. [170]

In Leiden endlich entwickelte sich aus dem Verkehr mit Flandern die Schule von Cornelis Engelbrechtsen, des Lehrmeisters von Lukas Huigenszen, genannt Lukas von Leiden. Nach dem frühen Tode von Lukas hat die Kunst sich in seiner Vaterstadt nicht auf gleicher Höhe erhalten. Es trat vielmehr bis auf Rembrandt hin ein stetiges Sinken ein, so dass die Eltern von Rembrandt, als sie nach einem heimischen Lehrmeister für den heranwachsenden Sprössling ausschauten, unter den siebzehn zur Auswahl vorhandenen Meistern — Maler, Bildhauer, Kupferstecher und Goldschmiede — keinen einzigen von einigem Namen fanden. [171] Nur der Bürgermeister Swanenburg verdient unter den früheren hervorgehoben zu werden. Leiden hatte sich gleichsam in künstlerischer Hinsicht erschöpft und sammelte Kräfte für die

Zukunft. Dafür war aber auch Lukas eine so ausserordentliche Erscheinung gewesen und hatte seine Vaterstadt durch ihn eine solche Berühmtheit erlangt, dass sein Name allein eine Schule aufwog.

18.

Die gesellschaftliche Stellung unserer Künstler im 16. Jahrhundert lässt sich leider kaum anschaulich schildern.[172] Autobiographien fehlen und die im übrigen vortrefflichen Lebensbeschreibungen des Karl van Mander berühren die hier einschlägigen Verhältnisse nur beiläufig. Wir sind zu Rückschlüssen aus dem Leben der Maler im 17. Jahrhundert gezwungen.

Der Lustspieldichter und Maler Bredero (1585—1618) brachte in seinem *Spanischen Brabanter* sich selbst als Vertreter der amsterdamer S. Lukasgilde auf die Bühne, und wir können in der Umgebung, in der er in dem Stücke erscheint, in der Lebensweise, die er hier als die seine schildert, mit Fug und Recht einen treuen Spiegel der gesellschaftlichen Verhältnisse des nordniederländischen Künstlers in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erblicken.

Es handelt sich hier nur um den Durchschnitt. Bredero war Fahnenträger der amsterdamer Schützen, verkehrte mit gut gestellten Kaufherren, stand im Briefwechsel mit Hugo Grotius, widmete seine Stücke dem schwedischen Gesandten im Haag. Wiewohl er dem kleinen Bürgerstande entstammte und keinen wissenschaftlichen Unterricht genossen hatte, galt er doch als ein junger Mann von gewissem Ansehen.[173]

Ottochen Grossmaul — so heisst derb und bezeichnend der junge Maler des Stückes, den Bredero in der Vorrede als sein eigenes Abbild andeutet mit dem Hinzufügen, dass Otto an derselben Schwachheit leide wie der Dichter.[174] Otto hat dem angeblichen spanischen Edelmann Jerolimo eine Anzahl Gemälde geliefert, welche bestellt aber noch nicht bezahlt sind: ein Werk von Lukas von Leiden, ein anderes von Albrecht Dürer, ein drittes von Holbein, eines von Martin van Heemskerk, eines von Baccio Bandinelli. Er unterscheidet dieselben als antik und modern und betheuert, dass sie Familienreliquien wären. Von seinen eigenen Arbeiten spricht er nicht; er ist in diesem Falle mehr Kunstkenner und Kunsthändler als Künstler.[175]

Jerolimo ist inzwischen in Concurs gerathen und neben Gross-

maul erscheinen als gleichwerthige Gläubiger lauter Persönlichkeiten von derselben Zweideutigkeit wie der prahlerische und schwindlerische Schuldner: Ein Hausherr oder Häusermakler, genannt der geizige Gerhard, eigentlich ein Wucherer; ferner ein Goldschmied Jasper, ein Zinngiesser Balich, welche Becher und Kannen geliefert haben. Auch das schöne Geschlecht ist vertreten, allerdings nicht auf die würdigste Weise. Die Trödlerin Beatrix ist zugleich Kupplerin, ohne sich des Gewerbes zu schämen. Neben diesen erscheint ein Notar mit seinem Schreiber, zwei Knechte des Schultheissen und der Schultheiss selbst. Die Schlachtopfer des Jerolimo rasen gegen den Beamten der Justiz und Otto Grossmaul macht bei dem Gezänke seinem Namen alle Ehre. [176]

Bredero besitzt die Gabe alle Personen, die er auftreten lässt, trefflich zu charakterisiren und da er vor drastischen Redewendungen nicht zurückscheut, so lässt es sich denken, dass es dem Dialoge nicht an Lebendigkeit mangelt. Dem Wortgefecht zwischen Gläubigern und Schulzen geht ein Zwist der Gläubiger untereinander vorher, wobei wir aus den gegenseitigen Beschuldigungen die Laster und Schwächen der Einzelnen kennen lernen. Ottochen gilt, wie wir hören, für einen Erztrinker und vermag den Fehler nicht abzuleugnen, so grosse Mühe er sich auch giebt, den anderen ihre Untugenden vorzuhalten. Noch am vergangenen Abend, so beichtet er, hat er sich auf einer Versammlung der S. Lukas- oder einer anderen Gilde schwer bezecht, und zur Rechtfertigung seiner Bekanntschaft mit den Adressen zahlloser amsterdamer Weinhäuser führt er an, dass er den grössten Theil seines Lebens in Kneipen und Schänken zugebracht habe. [177] Nun ist gewiss bei derartigen Selbstkritiken das eine und andere zu streichen und schwerlich hätten die niederländischen Maler des 17. Jahrhunderts ihre Schöpfungen mit so fester Hand vollenden können, wenn sie wirklich so gelebt wie Bredero schildert. Auch wissen wir, dass Gerhard Terburgh Mitglied des Rathes von Deventer war, Albert Cuyp zu den wohlhabenden und gesetzten dordrechter Industriellen gehörte, Rembrandt nur die Schwäche besass, allerlei schöne Sachen aufzukaufen, Bakhuizen mit hausväterlicher Genauigkeit in seinem Testamente die Weinsorte bestimmte, welche bei seinem Begräbniss verabreicht werden sollte, und dergleichen Züge mehr. Allein im allgemeinen setzte sich die Künstlerwelt zur Zeit der Blüthe der Republik trotzdem aus gesellschaftlichen Vagabunden zusammen,

wenigstens in den Augen der ruhigen und ansässigen Bürger jener Tage. Franz Hals, Adrian Brouwer, Adrian van Ostade, Jan Steen bewegten sich ebenso wie Bredero und die Seinen auf der Grenzlinie der gesitteten Gesellschaft, ohne darum an Bedeutung als Maler etwas einzubüssen. Hervorgegangen aus dem Volke lebten sie wie Handwerker von einem Tage zum andern und zehrten mit der ihrer Abkunft entsprechenden Sorglosigkeit von den Studien ihrer Jugend und dem ihnen angeborenen Talente. Ohne einer Schule anzugehören, ja trotz besonderer Hervorhebung ihrer Individualität, bildeten sie doch die nach Hunderten zählenden Mitglieder eines Standes.

Im 16. Jahrhundert war dieses bis auf Cornelis van Haarlem und Heinrich Goltzius hinab keineswegs der Fall. Die Maler dieser älteren Zeit waren kaum Mitglieder einer S. Lukasgilde und bildeten noch keine eigene Gesellschaftsklasse mit eigenen Sitten.[178] Selbst wenn wir auch bei ihnen die gewöhnlichen Unregelmässigkeiten des Künstlerlebens wahrnehmen, paaren sich diese doch mit Umständen, welche auf eine frühere Ordnung der Dinge hinweisen.

Jan Schoorel (1492—1562) wurde Geistlicher und utrechter Kanonikus, unterhielt jedoch nach wie vor ein Verhältniss mit einer Frau aus dem Volke und bedachte die Kinder aus dieser wilden Ehe in seinem für gültig erklärten Testamente. Jan Mostaert (1490?—1556), Angehöriger einer später geadelten haarlemer Familie, war achtzehn Jahre lang Hofmaler und Kammerdiener der Statthalterin Margaretha in Brüssel. Heimgekehrt empfing er in seinem Atelier den Besuch eines Grafen von Buren, der ohne Umstände bei ihm eine Kanne Bier trank und sich die Zukost selbst aus dem Speiseschrank holte. Martin van Heemskerk (1498—1574) bedang sich für ein Altargemälde neben einer Baarzahlung eine Leibrente aus, welche regelmässig entrichtet wurde.

Jan Vermeyen (1500—1559), von dem wir trotz seiner grossen Fruchtbarkeit kein einziges bekanntes Werk besitzen, war ein Günstling Karl V., der ihn nach Spanien und auf den Feldzug nach Tunis mitnahm. Sein Bart war so lang, dass die Enden ihm bis auf die Füsse hinabreichten, wenn er ihn den Hofdamen zu Gefallen entrollte. Der Bart scheint im kaiserlichen Dienst eine ähnliche Rolle gespielt zu haben, wie der grosse spanische Hund an der Seite des kaiserlichen Zwerges, den Mor verewigt hat.

Antonis Mor (1512—1581) wurde nach England gesandt, um Maria Tudor, die Braut Philipp II., zu malen. Er verschwand aus Madrid, weil die Gunst des Königs den Neid der spanischen Höflinge erweckte und die Inquisition ihm nach dem Leben trachtete. Heimgekehrt ging er alsbald von Utrecht zum Herzog von Alba, um dessen „Gespielinnen“ zu malen. Die Sittsamkeit der jungen Damen war nicht über allen Zweifel erhaben und Mor wird sein ganzes Talent haben aufbieten müssen, um sie Danaë- oder Venusähnlich zu gestalten. [179]

Keine dieser Künstlerbiographien erinnert an das Leben eines nordniederländischen Malers des 17. Jahrhunderts. Durchgehends tritt bei ihnen die genaue Beziehung der Kunst zur alten Ordnung und insbesondere zu den Höfen hervor. Je nach den Wünschen der Fürsten verlegen die Künstler ihre Werkstätten bald hierher bald dorthin. Unter der Republik änderte sich dieses, da gab es keinen souverainen Fürsten und fast keinen Hof, die Malerkolonie liess sich vollzählig im Lande und am Saume der Gesellschaft nieder.

Gehen wir vollends bis auf Lukas von Leiden (1494—1533) zurück, so entschwindet nicht nur das 17. sondern auch das 16. Jahrhundert fast vollständig aus unserm Gesichtskreise. Denn Lukas hat etwas erzväterliches an sich und erinnert an halbmittelalterliche Zustände, wiewohl er kaum neununddreissig Jahre alt geworden ist. Bereits als Kind machte er die Nacht zum Tage, so dass seine Mutter ihn ermahnen musste, seine Gesundheit und seine Augen nicht durch das Zeichnen bei Kerzenlicht zu verderben. Junge Goldschmiede und Maler, die Lehrlinge seines Vaters und des Cornelis Engelbrechtsen, waren sein einziger Umgang, unausgesetzt arbeitete und übte er. Ein Bürgermädchen aus Leiden gebar ihm eine Tochter, ohne dass dieses Anstoss erregt hätte, denn er heirathete hierauf eine adlige Dame aus der Umgegend von Leiden, die ihm zwar keine Kinder bescheerte aber einiges Vermögen einbrachte. [180] Auf seinem Todtenbette wurde ihm mitgetheilt, dass seine inzwischen verheirathete natürliche Tochter einen Sohn geboren, der auf seinen Namen getauft worden sei. Unwirsch erwiderte er: „Habt Ihr es denn so eilig, mir einen Nachfolger zu geben“ und wandte sich von neuem seiner Arbeit zu. Melancholiker von Natur und schwindsüchtig von Jugend auf, war er zugleich ein geborener Arbeiter. Bis zu seinem letzten

Athemzuge, durch Kissen aufrecht gehalten, hat er sich mit seiner Kunst beschäftigt. Das von Bredero behandelte Trinkerleben eines späteren Geschlechts verachtete er und ging ihm aus dem Wege. Bei der eigenen Hochzeit verdross ihn die Aneinanderreihung der Mahlzeiten. Nur ein einziges Mal gestattete er sich ein Vergnügen und bestieg ein Fahrzeug, um die Kunstbrüder in Zeeland und Flandern zu besuchen. Doch bekam es ihm schlecht. Er bildete sich ein, ein Neider habe ihn auf einem der auf seine Kosten veranstalteten Gastmähler in Middelburg oder Gent, Mecheln oder Antwerpen vergiftet. Gewiss ist nur, dass er nach seiner Heimkehr bettlägerig wurde und sechs Jahre lang bis an seinen Tod an das Bett gefesselt blieb: niemals aufgeräumt, niemals fröhlich, nur an der Arbeit Behagen findend. Unwillkürlich denkt man an jenen jungen Mann mit dem Federhute auf dem Haupte und dem Todtenkopfe in der Hand, den sein Grabstichel verewigt hat. Die Melancholie von Albrecht Dürer und dieses Phantasieportrait von Lukas von Leiden sind vielleicht die beiden schönsten und jedenfalls die beiden tiefsinnigsten Stiche des 16. Jahrhunderts.

19.

Jan Schoorel und Martin van Heemskerk haben Italien besucht, Cornelis Engelbrechtsen und Lukas von Leiden nicht. Schoorel hat vornehmlich Raphael, Heemskerk Michelangelo studiert. Diese Jüngeren gingen über die Alpen, um neue Motive und neue Behandlungsweisen zu suchen. Die älteren, Lukas und Cornelis, blieben entweder daheim oder lernten keine anderen Vorbilder kennen als die flämischen der van Eyck.

Man wird mir jedoch darin zustimmen, dass dieser Unterschied zwischen den nordniederländischen Künstlern der ersten und der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mehr der Kunstgeschichte im technischen Sinne angehört als der Geschichte der Kunst als Ausdruck des nationalen und gesellschaftlichen Lebens.

Als Heemskerk nach Italien ging, hatte Michelangelo, der noch dreissig Jahre leben sollte, bereits Schüler herangezogen, die ihren Meister nicht erreichten. Bei diesen ging Martin in die Lehre.[181] Die Bildhauerkunst und Poesie hat er nicht ausgeübt und von seinem Talent für Architektur legt allein das kleine Holzthor in Haarlem Zeugniss ab.[182] Sein Studium des Michelangelo

kann daher nur besagen, dass er gewisse Eigenheiten der italienischen Art zu zeichnen und gruppiren von jenem übernommen hat. Und er hat überraschend viel gezeichnet und gemalt. Seine Werke waren bei den Stechern, darunter Coornhert, derart beliebt, dass es an fünf- bis sechshundert Stiche nach ihm gab. Allein auch nach seiner Rückkehr aus Italien ging er nicht über die Darstellung der herkömmlichen Altar- und Geschichtsbilder hinaus; die Vorwürfe waren lange gefunden und wurden von ihm nur auf eine neue Weise bearbeitet.

Noch schwieriger ist es, die Grenzen der italienischen Einflüsse bei Schoorel anzugeben. Von Heemskerk besitzen wir zum mindesten ein Gemälde, dessen Datierung (1532) ergiebt, dass es vor seiner italienischen Reise vollendet ist. Es stellt den Evangelisten Lukas dar, beschäftigt das Portrait der h. Jungfrau zu malen, gereicht dem jungen Künstler durch die wesentlich originelle Auffassung zur Ehre und giebt uns einen Massstab für die Beurtheilung der von ihm in Italien gemachten Fortschritte.[183]

Bei Schoorel fehlt ein ähnlicher Anhaltspunkt, denn wir kennen kein einziges Gemälde von ihm, welches in die Zeit vor seinen Reisen nach Süd und Ost hinaufreichte. Als er 1522 aus Jerusalem zurückkehrte und in Rom den Papst Hadrian für die Universität von Löwen malte[184], war Raphael bereits zwei Jahre todt. Der Papst ernannte den Landsmann zum Conservator des Belvedere und in dieser Stellung, die Schoorel nach dem Tode von Hadrian wieder aufgab, konnte er die Werke Raphaels im Vatikan mit Musse und in der Nähe studieren. Und es unterliegt keinem Zweifel, dass er einen bleibenden Eindruck empfing. Die schwebenden kleinen Engel, welche das Blut des Gekreuzigten in Opferschalen auffangen, auf einem der besten Altargemälde von Schoorel*), könnten von Raphael gemalt sein; auch die Landschaft im Hintergrunde ist ganz im Stile der alten italienischen Schule gehalten.

Dieses Werk von Schoorel ehrt die damalige nordniederländische Kunst in nicht geringerem Masse als das Altargemälde von Heemskerk für die haarlemer Lukasgilde. An die launige Brille auf der Nase des Evangelisten, welche dem charaktervollen Kopfe in Heemskerks Gemälde etwas ganz Eigenartiges verleiht, würde

---

*) Jetzt in der Pinakothek zu München; Stich von Langlois.

Schoorel sich kaum gewagt haben. Dafür war aber der Sinn für das Edele bei ihm stärker ausgebildet und an Stelle des Humors besass er einen feineren und reineren Geschmack. Er war Heemskerk überlegen lange bevor dieser in Haarlem sein Schüler wurde.[185]

Wir erhalten jedoch mit alledem keine Vorstellung davon, was diese Meister als Niederländer bezeichnet oder was sie in der Geschichte ihres Volkes bedeuten. Das Fehlen der italienischen Einflüsse bei den Einen wie das Hervortreten derselben bei den Anderen sind Eigenthümlichkeiten, welche in der Allgemeinheit ihrer Werke verschwinden. Die Hauptsache ist vielmehr, dass die nordniederländischen Künstler des 17. Jahrhunderts Naturalisten waren, welche die ganze Natur und das ganze Leben, selbst das Stillleben, darzustellen unternahmen, während unsere Maler des 16. Jahrhunderts ausnahmelos Kirchenmaler gewesen sind. Die einen lehnten sich an Flandern, die anderen an Italien an, alle aber waren in ihrer Kunst beherrscht durch die römisch-katholische Auffassung des christlichen Glaubens, alle gehörten der älteren Periode der vaterländischen Geschichte an.

Ich bezeichne Martin van Heemskerk als den Jüngsten der Aelteren, weil nach seinem Tode 1574 kein nordniederländischer Künstler mehr ein Altargemälde ausgeführt hat. Mit ihm ging diese Kunstform in Niederland zu Grabe. Der Katholicismus hörte 1572 auf, die allgemeine Denkweise zu sein.

20.

Zwischen dem Abgange des Martin van Heemskerk und dem Auftreten von Rembrandt, 1574—1624, liegt ein halbes Jahrhundert, welches für die Malerkunst in Niederland ein wahres Fegefeuer gewesen ist. Die römischen Kirchen waren getünchte Gräber geworden, die römischen Heiligen wurden verschmäht, die Kunst wusste in der That nicht, welchem Gegenstande sie sich widmen sollte.

Cornelis Engelbrechtsen und die Seinen hatten ein verhältnissmässig angenehmes Leben gehabt. Fühlte Cornelis (1468—1533) sich zum Malen angeregt, so fand er leicht einen angemessenen Gegenstand. Er malte eine „Kreuzigung“, ein Altarbild mit zwei Flügeln, welches ihn wahrscheinlich mehrere Jahre in Anspruch nahm. War es vollendet, so begann er ein zweites Altarstück,

wiederum mit zwei Flügeln und verwandte alle Mühe darauf. Er durfte sich Zeit nehmen und Sorgen sparen, denn die wohlhabenden Stiftsdamen von Marienpoel bei Leiden, welche den Auftrag ertheilt, waren ihm sicher genug.[186]

Ebenso hatte Lukas von Leiden (1494—1533), als er sich anschickte ein umfangreiches Gemälde für die Peter-Paulskirche auszuführen, nur zu bedenken, ob ihm seine Mittel erlaubten, einen so ansehnlichen Theil seiner Zeit ohne Ersatz darauf zu verwenden. Das war die einzige Beschwerde. Sein „jüngstes Gericht", das wusste er, würde jederzeit und jedem willkommen sein; er brauchte nach dem Gegenstande nur zu greifen.[187]

Aehnlich erging es den damaligen Glasmalern. Sie hatten lediglich eine geschickte Auswahl aus der biblischen und christlichen Geschichte zu treffen; Gegenstand und Behandlungsweise waren gegeben, es kam nur auf die Ausführung an. Die Kosten eines gemalten Kirchenfensters wurden mit dem Zollstock berechnet und nach demselben Massstabe erfolgte die Bezahlung. So und so viel Groschen für jede Scheibe von bestimmtem Umfang und dazu noch so und so viel Groschen für das Einsetzen derselben.[188]

Als sich der Ruf von Rembrandt und den Seinen zu verbreiten begann, verhielt es sich, wenn auch aus anderen Gründen nicht anders. Nicht allein war es jetzt gestattet alle Gegenstände zu behandeln, wenn nur Gott Vater, Maria und Anna aus dem Spiele blieben, sondern es waren auch an die Stelle der reichen Domherren und Stiftsdamen die wohlhabenden Bürgermeister getreten, die vermögenden Anführer der städtischen Bürgerwehren, welche auf einem „Doelen- und Regentenstück" umgeben von ihren Fähndrichen und Offizieren prangen, die zahlungsfähigen Innungen und Gesellschaften, welche sich verewigt sehen wollten. Gut gestellte Bürger verlangten nach Genrebildern für ihre Wohnräume, nach Bauernherbergen und Kirchweihen, auf welchen zerlumpte Kerle und Dirnen tanzten oder sich balgten; nach fröhlichen Darstellungen aus dem täglichen Leben; geputzten jungen guitarrespielenden Damen, welchen galante Krieger den Hof machen; alten gemüsereinigenden Frauen in malerisch beleuchteten Innenräumen; nach Landschaften mit und ohne Staffage, Thierstücken, Städteansichten, Marinebildern. Die letzteren wurden um so mehr begehrt je mehr die Zahl der berühmten Admirale anwuchs und die Marinebehörden nach Bildnissen derselben mit zugehörigem

Beiwerk verlangten. Auch das Stillleben bildete sich zu einem eigenen Fache aus und wurde eine Quelle der Wohlfahrt. Darstellungen von halbgeschälten Citronen neben einer Schale mit Austern, von Küchentischen, welche unter der Last erlegten Wildes oder todter Schellfische fast zusammenbrachen, von Salontischen, welche mit zierlichen Gefässen bedeckt waren, von Pfauen, welche auf einer Gartentreppe sich spreizten: sie erwarben den neuen Angehörigen der S. Lukasgilde Ruhm und Vortheil. Ein noch grösseres Wunder war es jedoch, dass das frühere Altarbild durch historische Gemälde aus dem alten und neuen Testament, die katholische Kunst durch eine lediglich aus der Bibel schöpfende protestantische ersetzt wurde.[189]

Zwischen diesen beiden goldenen Zeitaltern befanden sich die unmittelbaren Nachfolger von Schoorel und Heemskerk in misslicher Lage. Cornelis van Haarlem, Heinrich Goltzius, Karl van Mander, was sollten sie beginnen, als keine Kirchenstücke mehr bestellt wurden und für die neue Kunstrichtung noch kein Raum vorhanden war? Inmitten der ungünstigsten Zeitverhältnisse, als der Kampf um die nationale Unabhängigkeit noch auf und ab wogte, hatte sich der alte Markt geschlossen, war der neue noch nicht eröffnet.

Karl van Mander entschloss sich zu guter Stunde, seine Musse mit der Abfassung seines „Malerbuches“ auszufüllen. Als er 1583 durch den Krieg gezwungen aus dem Süden nach Haarlem übersiedelte, ging er daran die Lebensbeschreibungen der altniederländischen Künstler aus Süd und Nord aufzuzeichnen. Und wenn er auch nicht die leiseste Ahnung davon hatte, dass die Kunst im Süden durch Rubens und van Dyck, im Norden durch Rembrandt einen ganz neuen Aufschwung nehmen sollte, für die Vergangenheit besass er einen richtigen Blick. Sein Malerbuch ist ganz ohne Widerrede der weitaus beste Beitrag zur niederländischen Kunstgeschichte. Seine Nachfolger haben ihn entweder ausgeschrieben oder im besten Falle in einigen Punkten ergänzt.[190]

Heinrich Goltzius dagegen versuchte vergeblich sich neben seiner Stellung als Kupferstecher eine weitere als Maler zu erringen. Er war noch mehr als Mander davon überzeugt, dass die niederländische Kunst einer stärkeren Beeinflussung durch die italienische bedürfe, und auch seine Gesundheit trieb ihn über die Alpen. Von der ärztlichen Kunst in Niederland zum Tode ver-

urtheilt, kehrte er nach anderthalb Jahren wiederhergestellt aus Rom und Neapel nach Haarlem zurück, und die Stiche seiner zweiten Periode bringen vielleicht den Eindruck der italienischen Renaissance auf unsere ältere Kunst am reinsten zum Ausdruck. Nur ausnahmsweise tragen sie ein nationales Gepräge; Stellung, Gewandung, Beiwerk, alles ist italienisch. Die mittelalterliche Behandlung der Gesichter wie der Kleidung ist gänzlich verschwunden, ohne durch den niederländischen Naturalismus ersetzt zu sein oder den Uebergang dazu zu erleichtern. Erst später in seiner dritten Periode wurde Goltzius vielseitiger und entwickelte sich zum Erstaunen seiner Landsleute zu jenem Proteus, der mit gleicher Leichtigkeit Albrecht Dürer und Lukas von Leiden nachahmte und daneben sich seine Eigenheit bewahrte. [191]

Die Portraits von Goltzius übertreffen vielleicht alle seine übrigen Arbeiten. Sein Stich der Büste Coornherts ist ein Denkmal; das reizende Bild der Anna Roemers und das noch anmuthigere der Marie Tesselschade könnten von Leonardo da Vinci gezeichnet sein. Wohl niemals wurde ein feineres Profil mit grösserer Feinheit von Menschenhand umrissen. [192] Und dabei war diese Hand steif und durch einen schlechten Verband nach einem Falle des spielenden Knaben fast verstümmelt.

Goltzius gebührt auch der Ruhm, das beste Portrait von Wilhelm dem Schweiger der Nachwelt überliefert zu haben. Ohne der Ehre von Mierevelt und seiner Schule zu nahe zu treten, scheint doch Goltzius der einzige Künstler seiner Zeit gewesen zu sein, der den Prinzen von Oranien begriffen und durch die Augen des Schweigers in seiner Seele gelesen hat. Mierevelts Prinz mit dem Käppchen erinnert an das Bildniss eines holländischen Rathspensionairs wie etwa Barnevelt, und sein Prinz im Harnisch ist ein General wie hundert andere. Lediglich der Prinz des Goltzius ist zugleich General, Staatsmann und Fürst. Fürstlich geschmückt, lässt der Kopf den Staatsmann erkennen, während die Hand den Feldherrnstab umfasst. Goltzius zählte erst dreiundzwanzig Jahre, als er dieses kleine Meisterstück schuf. [193]

21.

Das Portrait, das war der einzige Ausweg für die Künstler der Uebergangszeit, das weibliche wie und hauptsächlich das männliche Bildniss.

Die Männer auf den mittelalterlichen Miniaturen und Gemälden sehen zumeist, berühmte Ausnahmen natürlich abgerechnet, recht unmännlich aus. „Die Frömmigkeit fällt den Frauen nicht schwer“ hat Nikolaus Beets einmal geäussert; blickt man auf die mittelalterliche Kunst, die doch vor allem durch Frömmigkeit beseelt wurde, so muss man fast glauben, dass sie den Männern ganz besonders beschwerlich falle.

Ich denke dabei an die knienden Bildnisse gottesfürchtiger Schenker mit gefaltenen Händen, welche man auf den Altargemälden findet. Um die Unterdrückung aller bösen Leidenschaften durch den christlichen Glauben recht anschaulich darzustellen, wussten die Maler nichts besseres zu thun, als ihren Männerbildnissen einen frauenhaften Ausdruck zu verleihen. Sie vergassen, dass sie damit den Frauen nicht schmeichelten und die Männer albern oder lächerlich machten. Ihre Fürsten und Prälaten, Edelen, Krieger und Richter, ihre Bürger und Bürgerväter, mitunter sogar ihre Henker — alle sehen sie fromm und zugleich einfältig darein. [194]

Die Abkehr von dieser Darstellungsweise bedeutete eine wahre Revolution und datirt bei den meisten Nordniederländern seit ihrer Bekanntschaft mit der antiken Kunst.

Allerdings haben die Köpfe der zwölf Apostel in dem „Jüngsten Gericht“ des Lukas von Leiden und ebenso sein „Philipp von Burgund“ das mittelalterliche Element bereits zum Theil überwunden. [195] Man kann ihnen ansehen, dass die Flamänder, unter deren Einflusse Lukas stand, auch ohne die Antike vorwärts gelangt wären. Aber ebenso wie bei Cornelis Engelbrechtsen finden sich auch in den Gemälden von Lukas von Leiden, im Gegensatz zu seinen Stichen, Anklänge an die ältere Zeit. Will man wirklich neue, aus Italien stammende, Männergesichter sehen, dann muss man an das Portrait des Papstes Hadrian von Schoorel oder an die gelungensten seiner Bildnisse von Mitgliedern der Brüderschaft von Jerusalem herantreten oder das Götterfest im Olymp von Abraham Bloemaert und den Kindermord von Bethlehem des Cornelis van Haarlem betrachten. Vor allem muss man aber die Schützenmahlzeiten desselben Cornelis ins Auge fassen: die ersten reiferen Früchte einer Gattung, welche nationale Specialität werden sollte. [196]

Allerdings bewahrt das Rathhaus zu Amsterdam verschiedene

Schützen- und Zunftbilder von noch älterem Datum, welche bis 1532 hinaufreichen und darthun, dass der Ursprung unserer Schützen- und Regentenbilder in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gesucht werden muss.[197] Allein das neuere männliche Bildniss erscheint darum doch zum ersten Male auf der Leinwand des Cornelis van Haarlem. Nicht nur sind seine Köpfe nach dem Leben gemalt, sie haben auch jenen schwächlichen mittelalterlichen Zug verloren. Die dummen Gesichter, welche einzelne Schützen besitzen, sind dumm von Natur nicht infolge eines übernatürlichen Einflusses religiöser Ueberspanntheit. Und ebenso ist der männliche Ausdruck von anderen ein normaler; wir erblicken sie nicht im Halbdunkel eines Kirchenportals sondern unter freiem Himmel im vollen Tageslicht.[198]

Van Mander urtheilt richtig, wenn er die Ursachen angiebt, weshalb Cornelis, der nicht in Italien gewesen, so grosse Fortschritte in der Darstellung menschlicher Bildnisse gemacht hat. Die Stelle giebt zugleich einen kurzen Begriff von der Kunstlehre jener Zeit. „Der Eifer des Cornelis kam ihm bei seinem überaus fleissigen und unverdrossenen Zeichnen trefflich zu Hilfe und er konnte sich dazu die besten und schönsten antiken Modelle — deren wir hier zu Lande genug besitzen — aussuchen als das sicherste und beste, was man finden kann. Ich kann es wahrlich bezeugen, dass die Kunst dem Cornelis nicht im Schlafe zugeflogen ist; er hat sie sich erworben mit schwerer Arbeit. Und wer da glaubt auf anderem Wege zu solcher Vollkommenheit gelangen zu können, der wird sich bald enttäuscht finden; nicht die Kunst, nur ihr Schatten wird ihm verbleiben.“[199]

22.

Cornelis von Haarlem und seine Vorgänger können als Maler nicht auf eine Linie mit Heinrich Goltzius als Stecher gestellt werden. Der erste nordniederländische Portraitmaler, bei dem das männliche wie das weibliche Bildniss der neueren Zeit zu einer gewissen Vollendung gelangt, war vielmehr der schon wiederholt genannte Antonis Mor von Utrecht, der nach einem kleinen Landgute den Beinamen van Dashorst erhielt.

Das Louvremuseum besitzt seit 1878 zwei Seitenflügel eines von Mor herrührenden Altarbildes. Das Mittelstück ist verschollen.

Auf dem linken Flügel befinden sich die Bildnisse eines brabantischen oder spanischen Edelmannes und seiner zwei Söhne, auf dem rechten das seiner Gemahlin. Das Gemälde soll aus dem Jahre 1578 stammen, doch sieht man ihm das Alter nicht an. Mor, ein Lehrling von Schoorel und Günstling von Philipp II. und Alba, hat vermuthlich noch andere Altarbilder gemalt, die sich möglicher Weise in Spanien befinden. Allein sie werden nur dieselbe Wahrnehnung bestätigen, welche das pariser Bild machen lässt. Das Knien von Vater und Söhnen gehört noch dem mittelalterlichen Katholicismus an, aber auch nur diese Haltung. Der Gesichtsausdruck von Allen ist durchaus natürlich. Wer nicht wüsste, dass die Mutter eine Frau aus dem 16. Jahrhundert vorstellt, könnte ihr Portrait für ein Werk von van Dyck oder van der Helst halten.

Mor hatte sich nach Tizian gebildet, dessen Ruhm ihn nach Venedig lockte, und ein männliches Portrait von ihm im Louvre aus dem Jahre 1565 erinnert derart an seinen Lehrmeister, dass selbst geübte Augen dadurch getäuscht werden könnten. Ein anderes Bildniss, gleichfalls im Louvre, der berühmte Zwerg Karls V., zeigt das Tizianische in fast noch stärkerem Masse und ist zugleich ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der europäischen Kultur oder Unkultur. [200]

Das Meisterstück von Mor besitzt indessen das Museum im Haag, das Bildniss eines unbekannten Mannes aus dem Jahre 1564. Man hat vermuthet, dass es den utrechter Goldschmied Wilhelm Eerstensz van Vianen vorstelle, und der Mann sieht allerdings eher wie ein Holländer oder Engländer als wie ein Spanier oder Italiener aus. Vor ihm auf dem grünen Tische liegen zwei goldene Ringe und ein ciselirtes goldenes Fläschchen. [201]

Wer es auch sei, die Hauptsache ist die meisterhafte Ausführung. Das Gemälde würde zweifelsohne auf jeder Weltausstellung zu den besten und vollkommensten gerechnet werden und beweist zugleich, dass jene Lossagung von der mittelalterlichen Auffassung nichts mit dem persönlichen Glaubensbekenntniss der Maler zu thun gehabt hat. Denn Mor war so gut katholisch und spanisch gesinnt, dass die Protestanten ihn für einen schlechten Niederländer halten mussten. Sein Tod im Jahre des Abfalls (1581) überhob ihn der Wahl zwischen seinem Gönner Granvella und der Sache der Freiheit. Dennoch hat das an trefflichen

Portraitmalern so reiche 17. Jahrhundert kein seine Bildnisse übertreffendes Gemälde hervorgebracht, nur hinter Rembrandt bleibt er zurück.

Nur ein rein äusserliches Merkmal erinnert an die Zeit, in der Mor's Werke entstanden. Es sind durchweg Persönlichkeiten aus den höchsten Kreisen, die er gemalt hat, oder doch solche, die sich in Tracht und Sitte jenen anschliessen. Das republikanische Wesen, das Streben nach städtischer und provinzialer Selbstverwaltung, welches die Schützenmahlzeiten und Gildebilder des 17. Jahrhunderts wiederspiegeln, ist Mor unbekannt geblieben. Der reiche regierende Bürgerstand war noch nicht an die Stelle eines verarmten Adels getreten.

23.

Bereits im bisherigen habe ich einzelne Werke des Lukas von Leiden berührt, welche seine Bedeutung kennzeichnen. Doch erscheint es angezeigt, zum Schlusse dieser Uebersicht über die Entwicklung unserer Kunst bis zum Anbruch der Geusenzeit, die zerstreuten Züge zu einem Ganzen zusammenzufassen.

Zunächst muss man zugeben, dass der Protestantismus bei uns in mancher Hinsicht ebenso störend auf die Entwicklung der Kunst eingewirkt hat wie der Jesuitismus unter anderen Formen in Südniederland. Die Architektur hatte ihren Höhepunkt bis zum 16. Jahrhundert erreicht und ist hierauf ebenso zurückgeschritten wie die Kunstindustrie und Skulptur; nur die Malerei hat sich unter der Herrschaft des Protestantismus reicher und unabhängiger entfaltet.

Das ist das Merkmal des Jahrhunderts von Lukas von Leiden und speciell seines Genies. Ueber seine Gemälde hat die Zeit gerichtet. Selbst wenn uns eine grössere Anzahl erhalten wäre oder er mehr produciert hätte, sein Ruf als mittelalterlicher Maler zweiten Ranges würde schwerlich sich bessern. Von einer holländischen Schule wäre jedenfalls keine Rede gewesen, wenn nicht unsere Kunst nach Lukas einen eigenen Weg eingeschlagen hätte.

Es ist eine allgemeine Erscheinung bei den nordniederländischen Malern des 16. Jahrhunderts, dass der specifisch nordniederländische Charakter ihren Gemälden fehlt oder doch nur bei einigen in Einzelheiten hervortritt. Ihre Werke erinnern durch-

weg an die Erzeugnisse der flämischen oder deutschen Kunst aus der unmittelbar vorhergehenden Periode.[202] Nur mit Mühe kann man im Beiwerk, wie z. B. in der Behandlung der Landschaft, hier und da Spuren einer eigenen vaterländischen Anschauung wahrnehmen.[203] Sie beherrschen die Technik, sind tüchtig geschult, aber die Eigenart fehlt. Selbst ein Talent wie Antonis Mor verliert durch das zweideutige Lob, dass die einen ihn den niederländischen Holbein, die anderen ihn den niederländischen Tizian nennen dürfen.

Die Gemälde des Lukas von Leiden bilden keine Ausnahme von dieser Regel. Die Mängel, welche ihnen in unsern Augen anhaften, stammen von ihm, ihre Vorzüge dagegen von der altflandrischen Schule, die ihm als Muster diente. Wir erkennen den Enkel des Jan van Eyck und den Zeitgenossen des Quentin Massys, forschen aber vergebens nach dem grossen Künstler, der sich ebenbürtig neben seine berühmten Vorgänger oder Nebenbuhler hinstellen könnte.

Jedoch der Kupferstecher entschädigt uns für alles, was der Maler zu wünschen lässt. Heinrich Goltzius hat sich nach Lukas von Leiden einen gerechtfertigten Ruf als Stecher erworben; gleichzeitig mit ihm blühten Albrecht Dürer und Holbein. Um von solch einem Nachfolger als Meister anerkannt zu werden, bedurfte es der ausserordentlichsten Gaben, nicht minder aber auch, um sich neben Zeitgenossen, welche ihn in anderer Hinsicht überragten, durch Originalität zu behaupten. Und das ist der Nachwelt nicht entgangen. Wir sind nur billig, wenn wir Lukas von Leiden für den grössten Künstler halten, den unser Land im 16. Jahrhundert hervorgebracht hat.

Ich erwähnte bereits des „Jünglings mit dem Todtenkopfe“, der zwar kein Selbstportrait des Lukas doch an sein Geschick erinnert. Von diesem Stich existiren zwei Zustände. In dem einen und schönsten ist der Hut des Jünglings überreich mit Federn geschmückt, in dem andern ohne Zierde. Zwischen diesem Phantasiebild und einem andern Stich, den Lukas als Selbstportrait andeutet[204], besteht eine entfernte Aehnlichkeit. Das Geheimniss des Reizes liegt jedoch weniger in den Gesichtszügen als in dem Ton und der Stimmung des Ganzen. Denn Lukas besass, wenn er seiner Phantasie freien Lauf lassen konnte, eine zarte, feine und warme, ihm allein eigene Weise des Stechens.

Fast Niemand hat es verstanden, mit der Nadel solche Farbenwirkungen zu erzielen wie er.[205] In seinem „Jüngling“ scheint seine Kunst in dieser Hinsicht ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Ein Meisterstück in Zeichnung und technischer Ausführung, ist der Stich gleichzeitig eine Elegie und ein Gemälde.

Einen trefflichen Gegensatz dazu bildet das Portrait von Kaiser Maximilian, begonnen kurz vor dessen Tode, vollendet 1520. Die Zeit hat das Antlitz nach allen Richtungen hin durchfurcht und die Runzeln in der Haut des Sechzigjährigen gleichen den Narben eines Eichenstammes. Die fürstlichen Insignien am Hut und auf der Brust sind kräftig hervorgehoben. Das ist kein träumerischer junger Wirrkopf, sondern ein mit der rauhen Wirklichkeit vertrauter Mann, der ein halbes Menschenleben hindurch ein gewaltiges Reich beherrscht hat. Nicht mit Unrecht geniesst dieses Werk eines ausserordentlichen Rufes; es steht auf einer Linie mit den trefflichsten Holzschnitten und Stichen des 16. Jahrhunderts.[206]

Unter den biblischen Stoffen, welche Lukas behandelt, steht sein „Ecce homo“ obenan, zugleich der grösste Stich, den er geliefert. Der Hintergrund stellt den stattlichen Palast des Pilatus in Jerusalem dar, ein an der Ecke einer Strasse gelegenes, nach den Vorschriften des Vitruv erbautes Gebäude. Die andere Strassenecke wird durch ein im Renaissancestil aufgeführtes Haus gebildet, doch lässt die natürliche Darstellung den Anachronismus übersehen. Der römische Landpfleger hat sich mit Christus aus dem Palast auf eine Terrasse begeben und zeigt ihn dem unten versammelten Volke. Diese feindliche, am Fusse der Freitreppe und im Vordergrund zusammengedrängte Gruppe von Pharisäern, Sadduzäern und Leuten aus dem Volke beansprucht eigentlich das Hauptinteresse. Es ist eine Blumenlese von leidenschaftlichen Gestalten, schelmischen und ruchlosen Gesichtern.

Dieser Stich allein, den Lukas im sechzehnten Lebensjahre vollendete, würde ihm das Recht auf eine Erwähnung in der europäischen Kunstgeschichte verleihen. Eine Zeichnung aus seinem zwölften Jahre ist untergegangen[207], Stiche aus seinem vierzehnten und fünfzehnten, die zu seinen besten zählen, sind noch vorhanden.[208] Es wird stets ein Räthsel bleiben und weder durch Geschlecht, Umgebung noch Klima erklärt werden können, dass der kleine, schüchterne, trübselige, kaum den Kinderschuhen ent-

wachsene Leidener [209] fast ohne Anleitung ausser der des eigenen Genius Darstellungen entworfen und in Kupfer oder Holz gestochen oder geschnitten hat, welche noch heute die Bewunderung seiner Fachgenossen erregen: im ganzen an die zweihundert Historien, Portraits, Wappen, Scenen aus dem Volksleben, heimathliche Landschaften. [210] Die Jahreszahlen sind unwiderleglich. Das Talent von Lukas war so früh entwickelt und gereift, dass er fast an den alttestamentlichen König Melchisedek erinnert, von dem die talmudische Ueberlieferung berichtet, er habe weder Vater noch Mutter noch Vorfahren besessen.

Die niederländischen Kupferstecher des 16. Jahrhunderts haben auch das humoristische Genre eifrig gepflegt und Lukas ist darin nicht zurückgeblieben. Wir besitzen von ihm reisende Musikanten, einen Gaukler, einen Zahnarzt, einen kleinen Eulenspiegel der seine Eltern in die Fremde führt. Der ihm zugeschriebene „Virgil im Korbe“ ist eine fröhliche Illustration einer mittelalterlichen Legende. Ein Tanz der h. Magdalena dagegen hält die Mitte zwischen einem ernsten und einem satirischen Bilde. Alle diese Darstellungen aus dem niederen Volksleben sind die Vorläufer jener Schilderungen des holländisch-flämischen Bauernlebens, in welchen sich namentlich das 17. Jahrhundert ergehen sollte.

Bereits Lukas ertappt das niederländische Vagabundenthum der grossen Städte auf heisser That und nicht minder beobachtet er das Landvolk. Das „Milchmädchen“, einer seiner schönsten Stiche, hat eine holländische Landschaft mit frei erfundenen Hügeln zum Hintergrund. Bäume, Dirne, Kuhhirt und Kühe, alles trägt ein nationales Gepräge, man glaubt sogar den Platz in der Umgebung von Leiden nachweisen zu können, auf dem das Bild gezeichnet wurde. [211] Die Liebe zur freien Natur war dem Leidener angeboren. [212]

Der Gegensatz, in welchem sich diese ausgezeichneten Stiche von Lukas zu seinen mittelmässigen Oelgemälden befinden, zwingt uns zum Glauben, dass sein Talent Lücken gehabt. Bei Geistern ersten Ranges halten Können und Wollen einen gleichmässigeren Schritt. Aber trotzdem, welche Genialität bezeugt nicht das Werk des Kupferstechers Lukas, wie sehr ergiebt es in allem, dass er an sich selbst die höchsten Forderungen stellte? In der Kunst erreicht selten ein Schüler die Fertigkeit eines Meisters, noch seltener jedoch betrachtet ein Talent seine Gaben nur als einen Sporn zu

weiterer Ausbildung und nicht als Entschuldigung zum Ausruhen oder Wiederholen. Lukas von Leiden wachte auf das sorgfältigste darüber, dass nur solche Blätter, die den strengsten Anforderungen entsprachen, mit seinem Namen in die Welt hinausgingen. Einen missglückten Stich ersetzte er sofort durch einen neuen, fehlerhafte Abdrücke wurden vernichtet. [213]

Diese Strenge der älteren Meister trug ihre Früchte für die Zukunft. Die unerbittlichen Zeichner, die es mit ihrer Kunst so ernst nahmen und nichts dem Zufall überliessen, haben damit den Grund zu einer Ueberlieferung gelegt, welcher die Jüngeren die Hälfte ihres Ruhmes verdankten, wenn sie ihr treu blieben. Ich meine damit jene Sauberkeit der Zeichnung, welche die grossen holländischen Maler des 17. Jahrhunderts mit der Gluth der Farben und der Freiheit in der Auswahl der Gegenstände so glücklich zu vereinen wussten. Die Söhne wucherten mit dem Erwerb der Väter und hatten es diesen zu verdanken, dass sie von Jugend auf zur Liebe und Ehrfurcht vor der Kunst erzogen wurden. Selbst Rembrandt wäre schwerlich zu seiner Vollendung gelangt, wenn er nicht diese Schule durchlaufen und sein älterer Stadtgenosse Lukas von Leiden ihm auf die würdigste Weise vorangegangen wäre.

Sechstes Buch.

Uebersicht der Literatur.

1.

Hinsichtlich der Literatur bildeten Nord- und Südniederland bis in das 16. Jahrhundert eine Einheit. Die Bücher wurden zunächst in dem sogenannten Mittelniederländisch geschrieben, hierauf in dem Bastardidiom der Rederijker. Die meisten und besten Werke stammen aus Flandern, doch unterscheidet sich das Holländische von Melis Stoke und Potter nicht wesentlich von dem Flämischen des Maerlant und Boendale.

Politisch haben Flandern und Holland sich oftmals feindlich gegenübergestanden, ja man kann sagen, dass jede einzelne Stadt in Nord und Süd ihre eigene Entwicklung genommen hat. Und deshalb konnte ich auch, ohne den Thatsachen Gewalt anzuthun, in den früheren Abschnitten von einer specifisch nordniederländischen Kultur reden. Mit der Sprache dagegen verhält es sich ähnlich wie mit der Kunst und dem Glauben. Nord und Süd bekannten sich zu derselben Religion, verkörperten diese in denselben Kunstformen und gaben ihr mit denselben Lauten sprachlichen Ausdruck. Und wie in der Malerei und Architektur, so haben die Flamänder auch in der Poesie im Mittelalter mehr Talent und grössere Fruchtbarkeit an den Tag gelegt; hier wie dort müssen wir ihre Ueberlegenheit guten Muthes anerkennen und ertragen.

2.

Bei den heutigen Anforderungen an historische Studien kann eine Geschichte der mittelniederländischen Literatur kaum geschrieben werden; die ursprünglichen Werke sind zu selten.[1] Wer würde etwa im Ernste glauben eine Geschichte der niederländischen Literatur im 19. Jahrhundert verfasst zu haben, wenn er die aus dem Englischen, Französischen oder Deutschen übersetzten Romane oder Gedichte seit Walther Scott oder Lord Byron, von Paul de Kock bis auf Ernest Daudet oder Zola, von Goethe bis auf Berthold Auerbach oder Georg Ebers analysirte.

In einem ähnlichen Verhältnisse befand sich die niederländische Literatur zu der europäischen vom 13. bis zum 16. Jahrhundert. Es giebt kaum einen Roman oder ein Heldengedicht, kaum ein wissenschaftliches oder erbauliches oder historisches Werk im Mittelalter, von dem wir nicht, allgemein gesprochen, auch einen niederländischen Text besässen oder besessen haben. Aber diese Texte sind Uebersetzungen, sei es aus dem Latein sei es aus dem Französischen oder Deutschen. Und wie noch heute eine gute Uebersetzung in Holland zu den grössten Seltenheiten gehört, so waren auch die ältesten und älteren meist Pfuscherarbeiten und nur ganz wenige verrathen Talent.

Auch der Inhalt der mittelalterlichen Bibliotheken in Niederland bestätigt das Gesagte. Es gab keine Gelehrten oder Dichter in Niederland, welche wissenschaftliche oder poetische Werke von bleibendem Werthe in der Landessprache verfassten. Wohl vernehmen wir von dem Untergang so mancher Klosterbibliothek durch Feuer oder Menschenhand, niemals wird aber die Klage laut, dass dabei auch niederländische Schriften zu Grunde gegangen seien. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts warf Thomas von Kempen seinen Klosterbrüdern allzueifriges Romanlesen vor[2], und wir dürfen wohl annehmen, dass die Bücherei von S. Agnetenberg ihnen die Gelegenheit dazu geboten hat. Die Geringschätzung jedoch, mit welcher Thomas über diesen Zeitvertreib spricht, giebt uns das Recht zu der weiteren Annahme, dass es Uebersetzungen gewesen sind. Mit alleiniger Annahme von *Beatrijs* gab es offenbar keine ursprünglich niederländischen Romane.

Gudrun und das Nibelungenlied scheinen zum Theil auf niederländischem Boden zu spielen, wie auch ihre Helden und

Heldinnen zum Theil Niederländer sind; in der Sage vom Schwanenritter wird Nimwegen erwähnt; Dante berichtet von einem berühmten Seedeich in Flandern. Aber kein einziger Fremdling wird von einem Werke der niederländischen Dichtkunst oder Wissenschaft angeregt. Einen literarischen Tauschhandel gab es für uns im Mittelalter nicht. Wir besuchten die Märkte des Auslandes, gaben aber nicht mit der einen Hand zurück was wir mit der andern entlehnten.

Die Bedeutung eines Volkes lässt sich je nach dem Zustande seiner Literatur in den verschiedenen Perioden seiner Geschichte bemessen. Wiewohl nun die niederländische des 17. bis 19. Jahrhunderts gleichfalls zum grossen Theil von Nachahmung lebt, so hat sie doch in dieser neueren Zeit verschiedene hervorragende Werke in der Muttersprache erzeugt, welche dem Auslande als Leitfaden bei dem Studium unserer Geschichte oder Kultur zu dienen und das allgemeine Wissen von Europa zu bereichern im Stande sind. Ja sie verdienen sogar sorgfältiger und öfters zu Rathe gezogen zu werden, als es bis zum heutigen Tage der Fall gewesen ist.

Von unserer mittelalterlichen Literatur lässt sich dieses nicht behaupten. Da sie lediglich Gedanken vortrug, welche vom Auslande erborgt waren, und auch die Form für das Ausland nicht den Reiz der Neuheit besass, so entbehrte sie von dem Tage ihrer Entstehung an jedes europäischen Interesses. Und ihre Bedeutung sank vollends in der Zeit der Renaissance, als selbst literarische Meisterwerke des Mittelalters den Blicken entschwanden; Nachklänge wie unsere mittelalterlichen Erzeugnisse kamen da überhaupt nicht mehr in Betracht.

Erst in den letzten fünfzig Jahren ist hierin eine Wandlung eingetreten, auch heute aber beschäftigt man sich mit unserem Mittelniederländischen allein zu historischen oder philologischen Zwecken. Stillschweigend wird vorausgesetzt, dass der ästhetische oder poetische Reiz fehle. Unsere mittelniederländischen Uebersetzungen oder Nachahmungen erweisen jetzt der germanischen Sprachvergleichung werthvolle Dienste und die Textausgaben unserer Philologen erfreuen sich deshalb einer gerechtfertigten Werthschätzung.

Das jüngste Beispiel hiefür bietet die kürzlich beendete Ausgabe des *Merlijn* von Jakob von Maerlant, dessen Text in Er-

mangelung von mittelniederländischen Handschriften aus dem westfälischen einer späteren Kopie durch den Herausgeber so gut wie möglich wiederhergestellt worden ist.[3] Von den reichlich 36000 Versen des Werkes stammen mehr als 25000 von dem Nachfolger Maerlants, Ludwig van Velthem, doch das wird als Nebensache betrachtet. Der Roman an sich, eine Geschichte des mittelalterlichen, im Dienste des König Arthur stehenden Zauberers Merlin, besitzt keinen poetischen Werth und Maerlant würde auf Grund seiner Verse kaum für einen Dichter gelten können, wenn nicht die noch geringere Befähigung seines Fortsetzers uns ein Recht gäbe, ihm ein gewisses Talent zuzuerkennen. Beide legten ihren Arbeiten einen französischen Prosatext zu Grunde, den sie um die Wette erweiterten und ausdehnten.

3.

Dante lässt im fünften Gesang seiner Hölle Franceska Rimini berichten, dass sie und Paolo Malatesta eines Tages zur Kurzweil den Roman Lancelot gelesen hätten. Ob eine italienische Uebersetzung oder den französischen Urtext, bleibt ungewiss, wahrscheinlicher ist das erstere.

Auf das gemeinschaftliche Lesen legt der Dichter, der Zeitgenosse des Liebespaares, keinen Nachdruck. Er fand es ganz natürlich, dass diese jungen vornehmen Leute lesen konnten, und wir müssen annehmen, dass diese Fertigkeit bei den italienischen Edelen in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts weit verbreitet war.[4] Nicht minder aber auch das Interesse an der romantischen Literatur jener Zeit. Franceska spricht von dem Durchblättern des Lancelot ungefähr in derselben Weise, wie eine vornehme Französin zur Zeit der Julimonarchie über einen Roman von Balzac hätte sprechen können, und redet von dem Lesen des Buches wie von einem alltäglichen unschuldigen Zeitvertreib.

Diese Einzelheit erinnert uns daran, dass nur Dante von der gesammten mittelalterlichen Literatur in Europa, soweit sie sich nicht des Latein bediente, ununterbrochen fortlebte und mit ihm auch die Episode von Paolo und Franceska zu jeder Zeit bekannt gewesen ist. Sobald die Buchdruckerkunst sich verbreitete, wurde auch die Göttliche Komödie der Presse überantwortet.[5] Sein Italienisch ist noch heute die Sprache seiner Landsleute. Wir

haben kein zweites Beispiel eines mittelalterlichen in einer Landessprache verfassten Werkes, welches so berühmt, so volksthümlich und so wenig veraltet wäre.

Wenn alle Hauptquellen der Zeit ebenso bekannt wären wie Dante, so würden wir in den übrigen europäischen Landen so ziemlich dieselbe mittelalterliche Bildung wie bei ihm finden. Die Wissenschaft hat sich jedoch Jahrhunderte hindurch mit diesen Verhältnissen nicht beschäftigt. Sie theilten dasselbe Geschick, welches im Mittelalter den Erinnerungen an die Kultur von Rom, Griechenland und Egypten widerfuhr. Das Mittelalter wurde vergessen wie es selbst die ihm vorhergehende Zeit vergessen hatte; seine Sprachen wurden als veraltet, seine Literatur als barbarisch bei Seite gestellt.

Die historischen Studien des 19. Jahrhunderts haben diesen Stand der Dinge gewandelt. In den heutigen Literaturgeschichten nimmt Dante nach wie vor den ihm gebührenden Ehrenplatz ein, doch hat er auch Nebenbuhler erhalten.[6] Das Nibelungen- und Rolandslied, Gudrun und Parcival, Tristan und Reineke Fuchs: sie sind wieder hervorgezogen und entdeckt worden. Das Mittelalter ist zu neuem Leben erweckt und unsere Nachkommen werden uns diese That zur Ehre anrechnen.

Der lange Winterschlaf beruhte auf natürlichen Ursachen. Das Französische des Rolandsliedes ist nicht gleich dem Italienischen des Dante eine lebende Sprache geblieben und ebensowenig war dieses mit dem Deutschen der altgermanischen Dichtungen der Fall. Selbst die nationale Eigenliebe und Anhänglichkeit an das Vorväterliche haben nicht zu verhindern vermocht, dass diese Idiome veralteten und schliesslich den Neueren nur durch das Studium wieder zugänglich gemacht werden konnten. Doch unterliegt es keinem Zweifel, dass jene Sprachen einer weit fortgeschritteneren Bildung als Verkehrsmittel gedient haben als gewöhnlich angenommen wird.

Denn die geistige Nahrung unserer Vorfahren und speciell der Niederländer des 13. bis 15. Jahrhunderts bestand keineswegs blos aus der Literatur ihres eigenen Landes. Die Begabtesten unter ihnen schöpften vielmehr auf die verschiedenste Weise direkt aus den fremden Literaturen, theilten ihre Befunde ihren Landesgenossen mit und vermittelten diesen die Kenntniss der jeweilig modernen europäischen Literatur.

Der niederländische Uebersetzer des *Roman de Renart* beherrschte das Altfranzösische in derselben Weise, wie der Verfasser der *Beatrijs* das Latein des Mirakelbuches, dem er den Stoff entlehnte. Maerlant muss seinem *Martijn* zufolge nicht minder vertraut gewesen sein mit dem Niederdeutschen des Sachsenspiegels, und dieselbe Sprachkenntniss setzt die Lektüre der schönen deutschen Bearbeitungen des Tristan und Parcival von Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Strassburg voraus. Dasselbe gilt vom Nibelungen- und Rolandslied oder vom Wilhelm von Orange: sie waren dem Verständniss der Gebildetsten unter den Niederländern des 13. Jahrhunderts keineswegs verschlossen. Ja in Anbetracht der mittelmässigen Begabung der mittelniederländischen Uebersetzer dieser zuletzt genannten Gedichte darf man behaupten, dass ein Niederländer jener Tage durchaus keines besonderen Antriebes bedurfte, um sich mit der Literatur seiner östlichen und südlichen Nachbarn ziemlich vertraut zu machen.

Uebersetzungen aus dem Italienischen kennt unsere mittelalterliche Literatur nicht, nur einige lateinische Schriften von Italienern wurden eifrig gelesen, wie die gereimte Uebersetzung des Lebens des h. Franciskus von Bonaventura durch Maerlant beweist. Dennoch muss die Bekanntschaft mit der Muttersprache von Dante schon durch den Handel sich in Altniederland allmählich verbreitet haben, sonst würde der *Lauf der Minne* von Dirk Potter weder so zahlreiche Ausfälle gegen die Italiener noch eine solche Vorliebe für Bocaccio aufweisen.

Nach diesem Massstabe haben wir meines Erachtens den Durchschnitt der niederländischen Bildung in der Zeit vor dem Anbruch der Renaissance zu bestimmen. Da sich unter den Vertretern unserer Literatur keine Geister ersten Ranges befinden, so muss die Entwicklung der Schriftsteller selbst den Gradmesser für die Entwicklung des Publikums abgeben.

Es handelt sich um die grosse Masse des Volkes, um den kleinen Bürger, um die „unwissende Menge“. Sie ermangelt keineswegs allen Interesses, nur versteht sie blos die Umgangssprache und Uebersetzungen sind das einzige Mittel, um ihre Leselust zu befriedigen. Den Werth der Uebersetzungen vermag sie höchstens instinktmässig zu beurtheilen, ihr Geschmack ist unausgebildet, sie verschlingt was man ihr vorsetzt. Ihr zu Liebe wird aus dem Latein, dem Deutschen und namentlich dem Fran-

zösischen übertragen, auf ihr Bedürfniss spekuliren die Uebersetzer. [7]

Dieser Menge gegenüber stehen die Gelehrten von Beruf, die Philosophen, Theologen, Juristen, deren Vaterland Europa ist. Der Mehrzahl nach geistlichen Standes, verfassen sie ihre philosophischen und theologischen, historischen und staatsrechtlichen Werke lateinisch. Selbst alte Gedichte in der Volkssprache übertragen sie in lateinische Verse, denn die nationalen Literaturen sind für diese Männer gleichsam entomologische Kuriositäten. Sie wissen nicht recht, was diese Insekten zu bedeuten haben, sind aber geneigt sie für schädlich zu halten. Das Studium der Wissenschaften in lateinischer Sprache erscheint ihnen als die einzige würdige Beschäftigung für den menschlichen Geist, lateinische Beredsamkeit die einzige welche Achtung verdient.

Maerlant wollte zwischen diesen Gelehrten und dem Volke vermitteln. Er und die Seinen versuchten, die grosse Masse vom Romanlesen abzulenken und zur Lektüre von sittlichen und historischen Schriften anzuleiten. Doch steht es zu bezweifeln, ob sie ihre Absicht erreicht haben. Von den Sittensprüchen des „Laienspiegels“ von Boendale sind nur wenige im Gedächtniss des niederländischen Volkes haften geblieben, während die angeblich historischen Erzählungen von Maerlant sich von den Fabeln der Ritterromane häufig nur dadurch unterscheiden, dass sie nüchtern und trocken, diese poetische Erfindungen sind. Immerhin beweisen diese Arbeiten, dass die „bürgerliche Dichtkunst“ die einzige Aeusserung der mittelniederländischen Literatur gewesen ist, welche eine gewisse Zeit hindurch einen nationalen Charakter besass. [8]

Auch die oberen Gesellschaftsklassen in Niederland gewährten bis zur burgundischen Zeit hin der Volksliteratur ihren Schutz, in ähnlicher Weise wie das noch heute zu geschehen pflegt, ja Herzog Johann I. von Brabant verfasste sogar mittelniederländische Minnegesänge. [9] Ein Edelmann, Johann von Polanen, von dem wir freilich nicht wissen ob er fremde Sprachen verstand, liess sich eine Abschrift der Reimchronik von Melis Stoke anfertigen und zahlte dafür so reichlich, dass der Schreiber Walther ihm in einer Nachschrift aufs wärmste dankte. [10] Wie noch heute niederländische Frauen gern als Beschützerinnen der Muse eines vaterländischen Dichters oder Romanschriftstellers gelten, so stand auch dem Bearbeiter des mittelniederländischen Reineke Fuchs

eine ungenannte Dame zur Seite, deren Rang, wie wir annehmen dürfen, sie in den Stand setzte, seine Satire auf die grosse Welt zu beurtheilen. Vielleicht hat sie mit heimlichem Behagen ihm passende Winke ertheilt.[11] Maerlant widmete eines seiner Werke einem zeeländischen Edelmann, Nikolaus von Kats, der in der Geschichte Floris V. eine zweideutige Rolle gespielt, dem Dichter jedoch nur Gunst erwiesen hat.[12] Merlin war Albrecht van Voorne gewidmet, von dem nur bekannt ist, dass er zwischen 1258 und 1261 seinem Vater nachfolgte.[13] In einer andern Schrift wiederum erzählt Maerlant, dass er einer Dame zu Liebe einen französischen Roman übersetzt habe.[14] Ebenso berichtet schliesslich Dirk Potter — ich greife nur wenige Beispiele heraus —, dass er sein Werk verfasst habe, um einer Dame am herzoglichen Hofe einen Gefallen zu erweisen.[15]

Die Beweggründe dieser Frauen vermögen wir nicht zu beurtheilen. Besassen sie Neigungen zu den Persönlichkeiten der Dichter, die ihnen den Hof machten, oder erblickten sie in diesen nur lohnheischende Untergebene? Beabsichtigten sie die heimische Literatur zu fördern oder wurde nur ihre Eitelkeit rege? Aus Ehrerbietung für die Dahingeschiedenen geziemt es sich die ehrenvollsten Absichten vorauszusetzen.

Schliesslich müssen wir auch der gekrönten Häupter gedenken. Wir wissen alle, wie wenig die Widmung an einen Fürsten den literarischen Werth eines Werkes beeinflusst, zumal die Herrscher meistentheils mehr als ihnen lieb ist mit dergleichen Auszeichnungen belästigt werden. Und namentlich im Mittelalter, da die nationalen Literaturen noch keine selbständige Stellung begründen konnten, unterschied sich eine Widmung kaum von einer Bittschrift, so dass deren Annahme abseiten des Fürsten schwerlich für einen Beweis persönlichen Wohlwollens gelten darf. Doch können natürlich auch beide Theile ehrende Gründe es veranlasst haben, dass Maerlant seinen Geschichtsspiegel Floris V.[16], Melis Stoke seine Reimchronik Wilhelm III.[17] widmeten. Graf Wilhelm IV., der letzte Hennegauer, setzte dem Dichter Wilhelm von Delft einen Jahrgehalt aus[18]; Herzog Albrecht von Baiern und Johann von Blois beschenkten allerlei Sänger, die gewiss nicht nur Fremdes werden vorgetragen haben. Denn die Bescheidenheit dieser Leute verstieg sich selten bis zu diesem Aeussersten.[19]

4.

Bei dem Durchmustern der Literatur, von der wir mit Sicherheit behaupten können, dass sie im Mittelalter unsere besten Landsleute herangebildet hat, dürfen wir die Einzelheiten übergehen. Wir können uns mit der Bemerkung begnügen, dass eine grosse Anzahl der damals herrschenden Gedanken uns noch heute beherrscht; andere mit jenen eng verknüpft waren und, ohne dass sie unseren Anschauungen widersprächen, doch aus der Geschichte erklärt werden müssen; noch andere endlich, welche uns abstossend oder sonderbar erscheinen, damals gang und gäbe waren. Nicht anders verhält es sich mit dem Geschmack. Zum Theil ist uns der Geschmack des Mittelalters zuwider, zum Theil lassen wir ihn gelten ohne darum ihn uns anzueignen, zum Theil anerkennen wir ihn als ebenbürtig ja selbst als überlegen oder dem des klassischen Alterthums gleichwerthig.

Entscheidend ist dagegen der Unterschied zwischen sonst und jetzt im Hinblick auf Werkzeug und Wissenschaft. Das Mittelalter besass keine genügenden Untersuchungsmethoden, keine kritische Forschung, keine historische, keine Textkritik. Im Vergleich zu dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft verfügte die mittelalterliche Gelehrsamkeit, auch dann wenn sie uns mit Erstaunen erfüllt, doch nur über eine geringe Menge von Kenntnissen. Der scharfsinnige Abälard, der sich ohne sonderlichen Uebermuth zur Disputation *de omni re scibili* erbot, war ein Nichtwisser im Vergleich zu Kant; die wandelnde Encyklopädie Vincenz von Beauvais ein Schüler im Vergleich zu Voltaire, desgleichen Dante, der Vielwissende, im Vergleich zu Goethe. Für die meisten und selbst ruhmreichsten Wissenschaften der neueren Zeit vermögen wir nicht einmal einen Anknüpfungspunkt zu ermitteln, geschweige denn etwas was ihnen gleichkäme. Sie mussten noch geboren werden und ihre Vertreter mit ihnen.

Unter Werkzeug verstehe ich Hilfsmittel wie unsere Tageblätter und Zeitschriften, welche neue Entdeckungen und Lehren entweder direkt der Welt verkünden oder die stillerworbenen Kenntnisse der Fachmänner auf Umwegen unter das Volk bringen.

Reisen und Briefewechseln dagegen waren in Anbetracht der schwerfälligen Verkehrsmittel weit häufiger als man glauben sollte. Die wissenschaftlichen und literarischen Neuigkeiten drangen schnell

genug von Land zu Land, von Hochschule zu Hochschule. Man lebte keineswegs in strenger Absonderung. Allein der Unterschied war nichtsdestoweniger gewaltig. Es gab keine Zeitungen, keine Monatsschriften, keine akademischen Mittheilungen, sondern nur Bücher und von diesen Büchern bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst nicht mehr Exemplare als die Fertigkeit der Abschreiber in Umlauf brachte. Wenn nicht zu allen Zeiten die grossen Schöpfungen des menschlichen Geistes so selten gewesen wären, dass von der einen bis zur andern Zeit und Gelegenheit zum Durchdringen übrig blieben, so müssten wir das Mittelalter beklagen.

5.

Weitaus am meisten allgemein bekannt war der Inhalt der Bibel. Sie wurde ohne Kritik der Grundtexte aus der kirchlich sanctionirten lateinischen Uebersetzung in die Volkssprache übertragen und sowohl als älteste allgemeine Geschichte wie auch als Offenbarung Gottes betrachtet.

Auf diesem Gebiete entfernten sich Werke wie Maerlants Reimbibel am weitesten von der Quelle. Um 1150 hatte ein gelehrter französischer Geistlicher, Petrus, Comestor „der Bücherverschlinger“ zubenannt, einen lateinischen Auszug biblischer Geschichten zusammengestellt.[20] Dieses Werk, welches der Bibel selbst nicht viel näher steht als die Jugendbibel van der Palm's aus dem Anfang unseres Jahrhunderts, übertrug Maerlant 1276 in flämische Verse.[21] Er glaubte allen Ernstes, dass er den Priestern deshalb verhasst gewesen sei, wie ein Volksaufklärer den Finsterlingen. In Wirklichkeit betrachteten die Geistlichen, welche sich für Gelehrte und ihn für einen unberufenen Dilettanten hielten, es als einen Eingriff in ihre Vorrechte, dass er Comestor zum Volke anstatt das Volk zum Comestor brachte. Sie vertraten das Klassische auf ihre Weise und ihr Durchhecheln des Maerlant, der umgekehrt auch die Geistlichkeit nicht schonte, entsprang mehr einem literarischen als einem theologischen Groll.

Die Hauptsache blieb jedenfalls durch diesen Conflikt unberührt. Die Tadler von Maerlant wie der Tadler Maerlant selbst verehrten um die Wette die Bibel als die höchste göttliche Offenbarung und unfehlbare Quelle historischer Wissenschaft.

Dante war hierin seinen Zeitgenossen zum Theil vorausgeeilt.

Sein dichterischer Instinkt sagte ihm, dass die poetischen Bücher des alten Testaments nicht ohne gewaltige Einbusse aus dem Hebräischen in das Latein oder in eine andere Sprache übertragen werden könnten. Diese Beobachtung hatte bisher noch Niemand gemacht.[22] Im übrigen geht aber auch er auf das willkürlichste mit der Bibel um, wirft altes und neues Testament durcheinander, ersinnt tiefsinnige Bezüge und Allegorien, behandelt Lehrsätze wie Geschichten und Geschichten wie Lehrsätze, kurz hält sich im wesentlichen an die damals übliche mystische Auslegung.

Wer wollte aber verkennen, dass dieses Spielen mit der Bibel im Zeitalter der Feudalität in dessen Bibelkenntniss wurzelte, und dass diese noch Jahrhunderte hindurch einen entscheidenden Einfluss auf die allgemeine Anschauungsweise der Europäer ausgeübt hat?

Ein Asiate, der in unseren Tagen europäische Geschichte und Literatur studieren und Europa's Begriffe von Gut und Böse, seine Vorstellungen vom Uebersinnlichen kennen lernen wollte, der müsste sich vor allem eine gründliche Kenntniss des alten und neuen Testamentes erwerben und hierauf zusehen, welche Bedeutung die europäischen Christen zu den verschiedenen Zeiten den heiligen Büchern beigelegt haben. Sie enthalten den Schlüssel zu einer grossen Anzahl unserer Vorstellungen, erklären alles was in unserer Empfindungs- und Gefühlsweise nicht menschlich oder national ist, und bilden gleichsam eine durchlaufende Randzeichnung zu der Bildung unserer Phantasie.

Selbst die Negation des Biblischen, welche mehr und mehr bei den Europäern durchdringt, bestätigt nur die Allgemeinheit dieser Herrschaft. Was wir als freies Denken bezeichnen, ist nur zur Hälfte etwas positives, zur andern etwas relatives. Wir verstehen darunter anders denken als unsere Vorfahren, welche ihre Denkweise nach der Bibel regelten, oder anders denken als diejenigen unserer Zeitgenossen, welche im Beharren bei den biblischen Vorstellungen eines früheren Geschlechts ihren Frieden finden.

6.

Die biblische Geschichte hat bei den später protestantisch gewordenen Völkern von Europa nicht nur ihre ehrenvolle Stellung behauptet sondern sogar noch an Ansehen gewonnen. Man

kann sagen, dass sie bis in das Mark der Literatur hindurchgedrungen und sich eines grossen Theiles der Bildersprache bemächtigt hat. Dagegen ist der Inhalt verschiedener Bücher des alten Testaments, welche bei den Protestanten für apokryph gelten, allmählich dem Gedächtniss so gut wie entschwunden. Und noch mehr ist dieses mit den Legenden der christlichen Heiligen der Fall. Protestantische Kirchen tragen heute den Namen von Heiligen, deren Geschichte oder Fabel in protestantischen Kreisen völlig unbekannt geworden ist, selbst die Aussprache der Namen wird verstümmelt. [23]

Dem Mittelalter war derartiges unbekannt. Die mittelalterliche Kunst und Literatur stellt Judas den Makkabäer hinsichtlich der Heiligkeit und göttlichen Führung auf eine Linie mit dem Erzvater Abraham oder den Aposteln des neuen Testaments. Aeltere und neuere, heilige und profane Geschichte werden vielfach durcheinander gemengt, König David und Alexander der Grosse, Judas Makkabaeus und Karl der Grosse als Sprossen eines gottgeweihten Heldengeschlechts hingestellt. Bei Dante sind Beatrix Portinari, die Gräfin Mathilde, Rahel, die Schwester der Lea, und Maria, die Schwester der Martha, in demselben oder gleichartigen Grade geistliche Verwandte der h. Jungfrau.

Das Mittelalter verehrte ebenso wie die Helden und Heldinnen der Bibel alle Männer und Frauen als heilig, welche vor kürzerer oder längerer Zeit sei es als Martyrer des Glaubens gestorben waren, sei es sich ausgezeichnet hatten als barmherzige Schwestern, Missionare, Ordensstifter, Prediger oder Theologen. Die mittelalterliche Literatur bewegte sich in einer Welt ununterbrochener Heiligsprechung. Als Maerlant 1270 das Leben des Franciskus von Assisi übersetzte, war Franciskus bereits heilig, wiewohl er kaum ein halbes Jahrhundert zuvor aus dem Leben geschieden war. Ludwig IX. von Frankreich starb 1270 bei Maerlants Lebzeiten und wurde bereits 1297 kurz nach Maerlants Tode kanonisirt. Bonaventura und Thomas von Aquino, beide jünger als Franciskus, galten Dante bereits als Heilige, und Dominikus, der Ordensstifter des 13. Jahrhunderts, war ihm genau so heilig wie Benedikt, der Ordensstifter des 6., oder Bernhard, der 1115 das Kloster von Clairvaux ins Leben rief.

Dieses ist eine der Ursachen, weshalb die mittelalterliche Literatur von der heutigen so sehr abweicht. Die gesammte

Heiligenliteratur ist seitdem theils Gegenstand gelehrter archäologischer Studien geworden, theils soweit sie noch mit dem Leben zusammenhängt, auf die Hände von eifrigen Katholiken beschränkt. Anstatt von der Welt wird sie nur noch von einer Sekte gelesen, während ihr Inhalt durch Kenntnisse anderer Art abgelöst wurde.

Zu jeder Zeit haben die europäischen Völker, je nachdem diese oder jene Form der Wissenschaft auf der Tagesordnung stand, eine gewisse Summe von Kenntnissen besessen, behufs deren Aufnahme sie früher Erlerntes bei Seite schaffen mussten. Das Mittel dieses Vorraths ist sich, soweit eine Berechnung möglich, zu allen Zeiten nahezu gleich geblieben. Sieht man ab von allen aussergewöhnlichen Geistern, so waren die Europäer des Mittelalters im allgemeinen nicht unkundiger als die heutigen. Eine Anzahl uns bekannter Dinge war ihnen fremd; eine Anzahl anderer, die ihnen geläufig waren, sind uns ganz oder theilweise fremd geworden. Der beste Beweis, dass ihr Wissen, Denken, Fühlen nicht zu verachten war, ist die Mühe, die wir uns geben es zu ergründen, und die Dankbarkeit dieser Aufgabe.

Die mittelalterlichen Meister waren nicht im Stande, Eisenbahnen oder Riesenbrücken zu erbauen, die dazu erforderlichen Kenntnisse gingen ihnen ab. Aber sie bauten dafür gemächlich Kirchen und Thürme. Und vergleicht man die heutigen geschmacklosen Industriepaläste mit jenen Erzeugnissen der Gothik, so sieht man, dass eine früher allgemein verbreitete Fertigkeit uns verloren gegangen ist. Dasselbe gilt von der Kenntniss der Bibel und christlichen Symbolik. An die Stelle der Unkenntniss ist Wissenschaft, an die Stelle der Wissenschaft Unkenntniss getreten.

7.

Die Feststellung des Umfangs der Kenntnisse unserer Vorfahren hinsichtlich der eigenen Landesgeschichte würde eine eigene Untersuchung erfordern. Die äusseren Vorgänge müssen verhältnissmässig gut bekannt gewesen sein, wenn wir die grosse Anzahl mittelalterlicher Chroniken und dahin einschlägiger Werke in Betracht ziehen. In Egmond wurde besonders die politische, in Windesheim die Kirchengeschichte gepflegt. [24]

Ein ungünstiges Zeichen ist es, dass nach der Erfindung der Buchdruckerkunst zu Anfang Niemand daran gedacht hat, diese

historischen Werke ans Licht zu ziehen. Die Chronik von Windesheim wurde erst 1621, die von S. Agnetenberg 1622 gedruckt. Melis Stoke erschien 1591 und als die Ausgabe zufällig verbrannte, dauerte es dreissig Jahre bevor sie neu aufgelegt wurde. Der egmonder Mönch, der Vorgänger von Stoke, kam 1620 aus der Presse, der egmonder Wilhelm Procurator, Stoke's jüngerer Zeitgenosse, erst 1698 zugleich mit Emo und Menko. Der älteste Druck von Johann von Leiden reicht nicht weiter hinauf als bis 1692, der älteste von Beka nicht weiter als bis 1620.

Bei Maerlant und Velthem, welche die allgemeine und nicht die vaterländische Geschichte behandelten, nimmt das kein Wunder. Sie waren zum grössten Theil Uebersetzer und wer sich belehren wollte, zog es vor, direkt an die Quellen zu gehen. Dass aber vaterländische Geschichtsschreiber zwei bis drei Jahrhunderte und länger im Staube der Bibliotheken schlummern durften, zeugt von geringem Interesse und geringer Werthschätzung. Allerdings dürfen wir nicht vergessen, dass Niederland bald nach der Verbreitung der Buchdruckerkunst von Bürgerkriegen zerrissen wurde. Die Buchhändler vermögen in solchen Zeiten mit historischen Werken nur geringe Geschäfte zu machen, und hatten dazumal obendrein alle Hände voll zu thun mit dem Druck von klassischen Autoren und theologischen, erbaulichen und polemischen, Schriften. Jedenfalls beweist aber die späte Drucklegung von Stoke nicht, dass auch seine Zeitgenossen zu Beginn des 14. Jahrhunderts gleichgültig gewesen wären gegen die früheren Geschicke ihrer Heimath.

Melis Stoke ist kein zu verachtender Geschichtsschreiber. Der Gebrauch der Landessprache, die bis dahin zu diesem Zwecke noch nicht gedient hatte, zwingt zu der Annahme, dass sich damals ein Leserkreis für derartige Schriften gebildet hatte oder zu bilden im Begriff war. Was er der lateinischen Prosa des egmonder Mönches für seine Reimchronik entlehnte, war das beste was man über Leben und Thaten der ersten Grafen und Gräfinnen von Holland zu jener Zeit erkunden konnte. Er prüfte allerdings die Zuverlässigkeit seines Vorgängers nicht, überzeugte sich aber doch so weit möglich, ob die Klosterurkunden von Egmond das Erzählte bestätigten.[25] Er war ein guter Beobachter und obgleich er an den Höfen der Grafen Floris V., Johann I. und II. und Wilhelm III. nur eine untergeordnete Stellung einnahm und in die Politik dieser Herren nicht eingeweiht wurde, so hält er uns doch durch seine

Darstellungsgabe schadlos für seinen Mangel an Einsicht und Urtheil. Seine Beschreibung des grossen Seegefechts bei Zierikzee im Jahre 1304 ist vortrefflich [26] und noch gelungener ist der Bericht über die Ermordung von Floris V. mit den Hinweisen auf die Charaktere von Amstel und Velzen und der Bemerkung über die beschämende Treue der gräflichen Doggen. [27] All diese Partien seiner Reimchronik gehören zu den Zierden der mittelniederländischen Literatur.

8.

Weit länger als die Reimchronik von Stoke blieb der „Geschichtsspiegel“ *(Spiegel historiaal)* von Maerlant so gut wie unbekannt. Erst 1784 wurde er dem Druck übergeben [28], fast fünf Jahrhunderte nach seiner Niederschrift (1290) und mehr als drei nach Einführung des Buchdrucks in Niederland. [29] Zu Anfang des 16. Jahrhunderts war die Erinnerung an Maerlant so sehr erloschen, dass 1515 ein Unverschämter einen Theil des Geschichtsspiegel in Prosa umgeschrieben und ohne Maerlant zu nennen herausgeben konnte mit der Bemerkung, dass die Sprache seiner Vorlage unverständlich geworden. [30]

Ich erwähnte bereits, dass diese Erscheinung nicht ganz unerklärlich sei. Maerlants Spiegel hat nur für die Sprachforscher Interesse, für die historische Wissenschaft ist er werthlos. Der heutige Geschichtsforscher wendet sich direkt zu Vincenz von Beauvais, dessen *Speculum* Maerlant theils kürzend theils erweiternd übersetzt hat. Ebenso handelten bereits die tüchtigen Historiker der niederländischen Renaissance, wenn sie, wie Gerhard Vossius und seine Söhne, mittelalterliche Geschichte erforschten. [31] Fremden bot Maerlant zu wenig Neues, als dass es sich für sie der Mühe verlohnt hätte, seine Sprache zu erlernen. Die Landsleute verloren ihn aus den Augen, weil das Ausland besser für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse sorgte. Der ganze Vincenz von Beauvais wurde bereits 1473 in Strassburg und nochmals 1494 in verschiedenen Foliobänden abgedruckt.

Maerlant überrascht uns angenehm durch die Vielseitigkeit seiner Interessen und Kenntnisse. Bekannt mit dem Latein, Französischen und Deutschen, drückt er sich in der Muttersprache gefällig aus und baut gewandt seine Verse. Allerdings war seine allgemeine Geschichte nur eine Uebersetzung und ist er in der-

selben halbwegs stecken geblieben. Sein Werk missfällt uns ähnlich wie uns holländische Uebersetzungen der Weltgeschichten von Schlosser oder Becker oder Ranke missfallen. Allein die Absicht, die er dabei hegte, gereicht ihm zur Ehre und die Wahl seiner Vorlage nicht zur Schande.

Vincenz von Beauvais war einer jener mittelalterlichen Vielwisser, welche uns ebenso durch die Schwäche ihrer Kritik wie durch den Umfang ihrer Kenntnisse in Erstaunen setzen. Bei Dante finden wir das allgemeine Wissen der Zeit in einem poetischen, bei Vincenz, der ein Jahr vor Dante's Geburt verschied, in einem prosaisch-nüchternen Spiegel aufgefangen. Der dreifaltige Spiegel*) von Vincenz ist gleichsam eine schulmässige Einleitung zu der Trilogie der göttlichen Komödie. Man findet darin alles beisammen, was das 13. Jahrhundert von Geschichte, Philosophie und Naturwissenschaft kannte, und insofern pochte Maerlant an eine gute Thüre. Nur war es unvermeidlich, dass er mit den Tugenden des Vorgängers auch dessen Gebrechen übernahm. [32]

Das Mittelalter schwor bei der Bibel und dem christlichen Dogma, schenkte aber unwillkürlich auch dem heidnischen Alterthum einige Aufmerksamkeit und verband in ergötzlicher Unbefangenheit die heiligen Ueberlieferungen der Hebräer mit den profanen der Römer. Vincenz von Beauvais lässt alle europäischen Völker von den Trojanern abstammen, den Ahnherren der Römer, und Maerlant schreibt ihm dieses ehrlich nach, nur hinsichtlich der Form macht er einen Vorbehalt. Die Franken sind ihm Abkömmlinge eines Sohnes von Hektor, Namens Francio, während die Britten von einem Enkel des Aeneas, Brutus geheissen, ihren Namen haben und dessen Genosse Corineus die Provinz Cornwales in Besitz nahm. [33]

Auch bei Dante findet sich ähnliches. Alle seine christlichen Persönlichkeiten, Böse und Gerechte, haben einen Griechen oder Römer zum Doppelgänger. Kein Grieche aber, der einem Trojaner etwas zu Leide gethan, findet Gnade vor seinen Augen. Während der fast unbekannte Trojaner Rifeus trotz seines Heidenthums die volle Seligkeit des Paradieses geniesst, erduldet der treffliche Odysseus unerträgliche Höllenqualen und wird der pa-

---

*) Speculum naturale, doctrinale, historiale.

triotische Simon gar auf eine Stufe mit einem hingerichteten Falschmünzer aus Florenz gestellt.[34]

Den Grundgedanken der mittelalterlichen Weltgeschichten darf man indessen nicht nach solchen Ausschweifungen beurtheilen. Die Geschichtsspiegel boten in der That etwas Neues, insofern man bei den Geschichtsschreibern von Griechenland und Rom vergeblich eine so weite Auffassung der Geschichte sucht. Herodot und Thukydides, Livius und Tacitus besitzen für die Weltgeschichte fast gar kein Interesse oder zeichnen doch nur dasjenige mit Vorliebe auf, was auf die Geschicke, Kriege, Umwälzungen, Aufkommen, Blüthe und Verfall des eigenen Vaterlandes Bezug hat. In den Geschichtsspiegeln dagegen finden alle Völker der Erde einen Platz und zum ersten Male tritt in ihnen das Bestreben hervor, eine Geschichte der Menschengeschlechter nach einem leitenden Grundgedanken zu schreiben.[35] Diesen Grundgedanken bildet die von Augustin näher ausgeführte Lehre der hebräischen Propheten, dass es nur einen wahren Gott gebe, den Gott von Moses und Christus, und das Aufkommen und Vergehen der Weltreiche nur dazu dienen müsse, um aus allen Geschlechtern der Erde, den Nachkommen von Adam und Eva, ein grosses auserwähltes Volk zu bilden, sowie dass jeder einzelne Mensch dazu berufen sei, diesem Gott zu leben.

Es erhellt hieraus aufs neue, bis zu welchem Grade die Denkweise der Europäer im Mittelalter von der Bibel beherrscht wurde. Wir haben hier nicht zu beurtheilen, ob die klassischen Historiker, denen gegenüber die mittelalterlichen hinsichtlich des Stils wie Stotterer oder Stammler sich ausnehmen, doch nicht eine bessere Forschungsmethode befolgt haben. Wir stellen nur die Thatsache fest, dass die allgemeinen Weltgeschichten des Mittelalters ausnahmelos die Bibel zum Ausgangspunkte nehmen, jenes Buch, welches mit einer Weltgeschichte beginnt, sich dann auf die Geschichte eines Volkes beschränkt und schliesslich, nachdem dieses Volk seine Bestimmung erfüllt haben soll, wiederum mit einer Weltgeschichte endet.

9.

Parallel mit dem rauschenden Strome der Theologie, der aus Bibel und Kirchengeschichte entsprungen war, murmelte das Bächlein des Klassischen.

Das Mittelalter verstand kein Griechisch oder kannte es ebensoweit wie das Hebräische und Arabische. Die grösste und beste Hälfte der antiken Literatur war ihm ein leerer Schall.[36] Das Latein dagegen beherrschte es ziemlich gut, besser jedenfalls als wir. Die Verehrung des Dante für Vergil befremdet uns zum Theil durch ihre Willkür und ihr Vergreifen an der Geschichte, weckt aber zugleich unsere Bewunderung durch ihren Tiefsinn und ihre Feinheit.[37] Das Latein der mittelalterlichen Chroniken ist so unrein, dass man zu seinem Verständniss besonderer Wörterbücher bedarf[38], aber es zeugt von lebendigeren Beziehungen zur alten Welt, als sie ausserhalb des Kreises der Berufsphilologen in unserer heutigen Gesellschaft angetroffen werden. Das Mittelalter ergötzte sich an den lateinischen Poesien einer ganzen Anzahl christlicher Dichter, deren Namen uns kaum bekannt sind und deren Werke wir nur mühsam verstehen.[39]

Das Mittelalter sah eine niederdeutsche Aeneis entstehen, deren Titel auf Erinnerungen an Vergil hinweist, wiewohl das Werk kein Heldengedicht ist.[40] Oliver von Köln beruft sich auf Quintus Curtius[41], der zugleich die Quelle war für die Alexandreis, welche Maerlant aus dem Französischen übersetzte.[42] In Maerlants Geschichtsspiegel werden Stellen aus einem Epos des Statius angeführt und übersetzt.[43] Grosse Bruchstücke des Ovid wurden von Dirk Potter seinem Lauf der Minne einverleibt.[44] Die römische Geschichte, auf welche Jan Mathijssen in seinem Rechtsbuch von Brielle verweist, bestand aus einer Compilation klassischer Autoren.[45] Wir besitzen mittelniederländische Uebersetzungen verschiedener Fabeln des Esop, eine Blumenlese von Sittensprüchen, welche dem Cato zugeschrieben wurde, nicht minder bekannt waren endlich, zumal bei den Mystikern, die philosophischen und moralischen Schriften von Cicero, Seneka und Boetius.[46] Gewiss haben die späteren Philologen nach Erasmus weit tiefere Studien der Klassiker begründet, aber auch jene mittelalterlichen sind nicht zu übersehen.

Wenn trotzdem nur Dante von der mittelalterlich-klassischen Literatur unter uns fortlebt, so ist daran keineswegs blos unsere Trägheit oder die Schwierigkeit des Verständnisses Schuld. Dante war der einzige, der das Alterthum auch um seiner Schönheit willen verehrte. Gleichzeitig mit dessen Anschauungen und Gefühlen eignete er sich auch dessen Formen an und erschuf sie

zuerst wieder in einer neuen Kunst, die nicht minder ursprünglich war als die antike. Wie es in seinem Hauptwerke keinen Gesang giebt, in dem neben dem Mittelalter und Christenthum nicht auch der römischen Geschichte gedacht würde, so giebt es auch keinen, in dem er den Stoff nicht auf selbständige Weise verarbeitet hätte. Unaufhörlich schweben seiner Phantasie antike Vorbilder vor, aber er ist nicht eher mit sich selbst zufrieden, als bis auch er etwas zu Stande gebracht, was vor der Kritik bestehen kann.

Die Anderen lasen die Alten nur um der Nützlichkeit willen, deren Schönheit liess sie unberührt. Sie lasen Vergil und dessen Mitdichter um zu wissen, „was steht darin“ oder „wie ist die Geschichte verlaufen“. Cicero und Seneka entlehnten sie die Sätze, welche ihnen zur Vertheidigung ihrer Theologie von Nutzen sein konnten; die Fabeln des Phaedrus übersetzten sie um ihrer Moral willen. Die Ausbildung ihres Geschmackes lag ihnen fernab.

Ich brauche nur an die unbeholfene Art und Weise der Zeitbestimmungen in unsern mittelalterlichen Chroniken zu erinnern, um zu erweisen, dass das Studium der Klassiker keinerlei Einfluss auf den Geist der Verfasser gehabt, Vergil für sie vergeblich gelebt hat. Aehnliche Proben, wie die hier unten angeführten Verse Ludwigs van Velthem, finden sich auch bei Maerlant, Stoke und allen anderen in Hülle und Fülle.*) Um dem Grafen Wilhelm V. eine ausgesuchte lateinische Artigkeit zu sagen, bezeichnet ihn der Rathsherr Philipp von Leiden (1355) als „den jungen Löwen aus dem Adlerhorst“.[47] Bei Thomas von Kempen wiederum bewunderten die Zeitgenossen den geschmackvollen Vergleich von „Psalmen“ und „Salmen“ als ebenso geistreiches wie frommes Wortspiel, zumal er sowohl im Latein wie im Deutschen und Holländischen anwendbar sei.[48]

Das Studium des klassischen Alterthums hat seine beseelende

---

*) Velthem äussert sich über seinen Antheil an der Fortsetzung von Maerlants Geschichtsspiegel folgendermassen:

„De vierde pertie heeft gemaect nu
Haer Lodewijc van Veltem segic u;
Van daert Jacob liet ter stont,
So heeft hijt vort gemaect cont
Tot op den coninc Lodewijc
Ende op den keyser Vrederijc,
Ende tot dat men screef ons Heren jaer
MCCLVI vorwaer.“

Kraft auf die niederländische Literatur erst sehr spät ausgeübt, im Mittelalter jedenfalls war davon bei uns nichts zu verspüren. Unsere mittelalterlichen Autoren benennen allerdings die klassischen Dichter und Prosaiker, welche sie zu Rathe zogen, ausführlich mit Namen und Zunamen, so dass wir nicht daran zweifeln können, dass auch sie der antiken Bildung eine gewisse Berechtigung neben der theologischen eingeräumt haben — allein bis zum Wesen der Sache ist Niemand hindurchgedrungen. Ihre Bildung blieb fast unberührt biblisch und kirchlich.

10.

Eine Untersuchung über „die Phantasie in der mittelalterlichen Literatur“ wäre eine dankbare Aufgabe. Sie müsste insbesondere erörtern, in wie weit das allgemeine Auffassungsvermögen in Bezug auf das Unwahrscheinliche sich damals von dem heutigen unterschied.

Wenn wir die Kosmographie von Dante verstehen wollen, müssen wir sie uns durch Abbildungen verdeutlichen lassen. Sein Paradies und sein Fegefeuer erscheinen uns wie unmögliche Vorstellungen. Seine Hölle ist mit Ungeheuern bevölkert, welche heute weder die Einbildungskraft eines europäischen Dichters erzeugen könnte, noch auch das Publikum aufnehmen würde. Wir haben eben schon lange gelernt, den ungestalteten Teufel von Dante, jenen halb indischen halb egyptischen Fleischklumpen mit dreifachem Rachen, durch den klassisch geformten Satan von Milton zu ersetzen und den Bösen als einen vom Himmel ausgestossenen Titanen zu betrachten.[49]

Das Ergebniss der Untersuchung würde meines Erachtens dahin lauten, dass die Stärke des Auffassungsvermögens sich gleich geblieben und im Mittelalter nur anders vertheilt war. Unser Glaube an die Fabeln von Lafontaine unterscheidet sich nicht von dem Glauben des Mittelalters an das Thierepos.[50] Dagegen würde der heutige Geschmack eine so systematische, lang ausgesponnene Allegorie wie die des Reineke Fuchs vielleicht nicht mehr dulden. Wir sind zu der Anschauung des Alterthums zurückgekehrt, welches jeden merkwürdigen Zug im Thierleben zu einer kleinen selbständigen Geschichte mit besonderer Moral ausgestaltete.[51] Und doch zwingt uns der ungewöhnliche Erfolg

des *Roman de Renart* zur Annahme, dass die Einbildungskraft unserer Vorfahren in mancher Hinsicht ebenso beschaffen gewesen ist wie die unsrige. Auch sie beseelten unwillkürlich die Thierwelt mit menschlichen Gefühlen und Gedanken und als Jemand die Gabe besass, das an den Thieren Beobachtete in derartige Beziehungen zur menschlichen Gesellschaft zu setzen, dass Jedermann sofort in Nobel und seinen Vasallen die Feudalherren erkannte und in Reineke den zum Abenteurer herabgesunkenen Edelmann, der jenen trotzt und sie ausbeutet, da jauchzten sie dem Dichter zu.[52]

Warum ist die Legende von Till Eulenspiegel nicht ebenso wie Reineke Fuchs bereits im 12. und 13. Jahrhundert in einem komischen Heldengedicht verherrlicht und anfänglich nur mündlich überliefert worden? Vielleicht nur deshalb, weil die Phantasie ihr Spiel an einem Menschen minder frei ausüben konnte als an der Thierwelt. An Volksthümlichkeit hat es der Sage nicht gefehlt, sie wurde sogar ebenso wie die Thiersage durch die Franzosen von den Deutschen übernommen. Eulenspiegel wurde der Typus des *espiègle*, sein Benehmen nannten sie *espièglerie.*[53] Er verhalf Lukas von Leiden zum Vorwurf eines berühmten Kupferstiches[54] und noch unlängst versuchte man in Belgien, ihn zu einem Volkshelden des 16. Jahrhunderts zu stempeln und ihm eine tragikomische Rolle in dem blutig unterdrückten Aufstande von Südniederland gegen Spanien zuzuweisen.[55]

Dessenungeachtet ist Eulenspiegel im Vergleich zu Reineke ein Nebelbild und wir wissen nicht recht, was wir an ihm besitzen. Wir erkennen nur die Absicht, in seiner phantastischen Persönlichkeit den mittelalterlichen Proletarier zu kennzeichnen, der arm aber fröhlich und sorglos, schwach aber verschmitzt, unwissend und ein halber Narr, genusssüchtig weil ihm der Genuss versagt, gemächlich durch das Leben trollt, weil es einen Gott der Trinker und Tagediebe giebt und Till mit einer Art von Tarnkappe geboren ward.[56]

Das einzige grosse Werk der mittelalterlichen Phantasie, welches zugleich in der menschlichen wie, den Leidenschaften nach, in der thierischen Welt spielt, ist der Roman von Tristan und Isolde. Die mittelniederländische Literatur hat demselben einzelne Episoden in Dirk Potters Lauf der Minne entlehnt und auch sonst daraus manches entnommen.[57] Der Roman spielt in

England, Irland und im Nordwesten von Frankreich, ist französischen Ursprungs, erhielt aber seine vollendetste Form in Deutschland durch Gottfried von Strassburg (1210).[58]

Dieses Gemälde schuldigsten Minnedienstes setzt uns am meisten durch den Umstand in Erstaunen, dass Isolde, welche den Charakter von Reineke mit dessen Schlauheit und Leichtsinn vereinigt, eine Königin gewordene Königstochter ist und nicht etwa eine durch fürstliche Gunst auf den Thron erhobene Geliebte aus den niederen Volksschichten. Scheinbar hat der Roman denselben tragischen Ausgang wie Romeo und Julia, aber die Huldigung des König Marke, der der Ehebrecherin und Tristan nach deren Tode ein sentimentales Grabmal stiftet, gestaltet das Trauerspiel am Schlusse zu einer neuen Satire.[59]

Im 16. Gesange lässt Gottfried von Strassburg Held und Heldin den nicht für sie bestimmten Zaubertrank geniessen und meint durch dieses Mittel des Märchens die verbotene Liebe, der sich die beiden von diesem Augenblick an hingeben, vollkommen genügend entschuldigt zu haben.[60] Allein gerade die Beseitigung des letzten sittlichen Bandes lässt das an das thierische Naturleben Grenzende im Verhalten der Liebenden erst recht hervortreten. Isolde und ihr Mitschuldiger entäussern sich allmählich jeden Gefühls für Ehre, Scham und Treue. Die Unzucht wird ihnen zur zweiten Natur und sie betrügen den braven König Marke auf so ergötzliche Weise, dass schliesslich dieses witzige und erfinderische Treiben ähnlich wie im Reineke Fuchs das Einzige ist, was das Ganze rettet. Wenn man unter Sittlichkeit die Selbstbeherrschung versteht, welche den Menschen über das Thier erhebt, so ist der anziehende Tristan und Isolde das Muster eines sittenlosen Romans.[61]

Gottfried von Strassburg war kein fahrender Minnesänger sondern ein gebildeter, ansehnlicher Bürger und Stadtschreiber.[62] Will man ihm die sittliche Nebenabsicht zuschreiben, den jungen Männern seiner Zeit in Isolde die Schattenseiten des weiblichen Geschlechts vorzuführen, so lässt sich diese Annahme schwerlich mit dem ganzen Tone der Erzählung vereinen. Wahrscheinlich wollte der Dichter lediglich seine Herrschaft über die Sprache kundthun und an einem geeigneten Vorwurf die ganze Kraft seiner Kunst erproben. Und selbst wenn Gottfried Moralist sein wollte, gehört sein Roman zur angegebenen Gattung. Isoldens

geistige Verwandtschaft mit Reineke ist für uns der hervorstechendste Charakterzug im Tristan und Isolde.

11.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts wurde in Antwerpen ein Liederbüchlein zusammengestellt, welches verschiedene volksthümliche Gedichte enthält, die theils verlorenen theils erhaltenen mittelniederländischen Erzählungen entstammen und im Laufe der Zeit Volkslieder geworden waren. [63]

Zu diesen theils tragischen theils komischen Balladen, welche keineswegs die schlechtesten Proben unserer mittelniederländischen Dichtkunst sind, gehört eine, welche später dem amsterdamer Doktor und Schauspieldirektor Samuel Coster den Stoff zu einer Posse geliefert hat. [64] Die neun kleinen Strophen des brabanter Gedichts erweiterte Coster zu einem Theaterstück von mehr als siebzehnhundert langen Versen und verflocht in das mittelalterliche Kleid eine Satire auf die gesellschaftlichen Zustände in Amsterdam zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Der eigentliche Inhalt blieb unverändert.

'Die Ballade persiflirt den verarmten Adel. Es erscheint ein Edelmann, ein Einfaltspinsel, der sich nur auf die Jagd versteht. Er bewohnt ein Schloss, in welchem Schmalhans Küchenmeister, und die Edelfrau der Langeweile zum Opfer fällt, weil die Mittel ihr ein Ausreiten oder Putzen nicht gestatten. Als ihr Gemahl gelegentlich wieder durch die Wälder schweift und sie aus einem Fenster gähnend in die Umgegend hinausschaut, naht sich ein Bauer mit seinem Gefährte dem Schlosse. Sie beneidet ihn um seinen Wohlstand; er, ein unverschämter Flegel, wagt es ihr von Liebe zu reden und sie geht auf seine Anträge ein unter der Bedingung, dass sein Wagen und Pferd ihr Eigenthum werde. Der Bauer schlägt zu, wird befriedigt, bereut aber den Handel und ersinnt eine List, um wieder in den Besitz des Seinen zu gelangen. Als der betrogene Ehemann heimkehrt, macht er ihm weiss, dass die Frau um geringer Ursachen willen in Zorn gerathen und sein Geschirr mit Beschlag belegt habe. Der dumme Junker glaubt es, tadelt die Frau und befiehlt ihr, Wagen und Pferd „dem guten Bauer“ zurückzugeben, der sich ins Fäustchen lachend davonfährt. [65]

Wir finden diesen Zustand verächtlich, weil jede Spur von Sittlichkeit mangelt, und zugleich possenhaft, weil wir fühlen, dass die klügsten unter den Thieren nicht anders handeln sollten, sobald sie zu Menschen befördert würden. Es befriedigt uns, dass in dieser kleinen Welt voll Betrug und Niedertracht die Schlauheit sich auf der Seite der hintangesetzten Gesellschaftsklasse befindet und die Fuchsnatur des Schwachen den Sieg davonträgt über die Schelmerei und Bosheit eines entarteten bevorrechteten Standes.

Auf diese Weise erklärt sich das Wohlgefallen, mit dem das Thierepos durch das nach Selbstregierung strebende Bürgerthum aufgenommen wurde. In seiner Mitte war es entstanden und es rächte seine Unterordnung unter den Adel.

Reinekes Missethaten sind zahllos. Isegrim dem Wolfe hat er das Weib verführt und die Kinder verdorben; die jungfräuliche Tochter Kanteklär des Hahns des Lebens beraubt; Kluwaert den Hasen an der Kehle gepackt, um ihm das Singen zu lehren; Braun den Bär um das Fell seiner Wangen und Vordertatzen sowie um ein Ohr gebracht und durch das Landvolk durchprügeln lassen; Tibert den Kater so toll gemacht dass er einen Dorfpriester verwundete. Den eigenen verstorbenen Vater beschuldigt er, eine Verschwörung gegen König Nobel geschmiedet und darüber ums Leben gekommen zu sein. Zu seiner erheuchelten Pilgerfahrt nach Rom lässt er sich eine Reisetasche aus dem Fell des lebenden Bären und Schuhe aus der Haut des Wolfes und der Wölfin herrichten.[66] Er ist nicht nur ein Schurke sondern zugleich ein so gewissenloser und bösartiger Wütherich, dass sein Charakter aufgehört haben würde, ergötzlich zu sein, wenn man einem Menschen alle Züge seines Bildes zugeschrieben hätte. Die Feudalität sollte und musste geschildert, verhöhnt und angeschwärzt werden, das verlangte der Hass der wachsenden Demokratie; damit aber die Karrikatur wahrscheinlich bleibe und nicht etwa durch Scheusslichkeit abschrecke anstatt anzuziehen, liess man das Verhasste sich in der Thierwelt abspielen.

12.

Wie Dantes Komödie auf dem Gebiet der höchsten Satire so ist Reineke Fuchs *(Reinaert de Vos)* auf dem der Parodie des

Heldengedichts zum Theil ein leidenschaftliches Pamphlet. Die Welt der grossen Leute glich keineswegs im wesentlichen dem Bilde, welches im Reineke von ihr entworfen wird: lauter Treulosigkeit, Eigennutz, Blutdurst, Rachsucht, Dummheit, äusserlich fromm und innerlich verdorben, die Beute unverschämter Glücksritter.[67] Wohl aber wurden in den Landen, da Reineke entstand und unverzüglich Beifall fand, in Flandern und Nordfrankreich, die Gebrechen der Feudalität früher als in anderen Theilen von Europa lebhaft gefühlt und nur mit Ungeduld ertragen. Als im Verlauf der Zeit das Bürgerthum selbst an das Ruder gelangte, sollte die Erfahrung gemacht werden, dass die hauptsächlichsten Mängel unzertrennlich seien von jeder gesellschaftlichen Vorherrschaft und politischen Regierung. Sie wiederholten sich, wenn auch unter anderen Formen. Zu Anfang war man blind dafür. War das Bürgerthum noch nicht mächtig genug, um die bestehende Ordnung der Dinge offen anzugreifen und eine Umwälzung herbeizuführen, die Tadelsucht war bereits erwacht und die freimüthige Kritik fertig, der Witz zur Stelle. Die Satire unterhöhlte das Bollwerk, welches die Hammerschläge noch nicht zu erreichen vermochten.

In Flandern fiel die revolutionäre Saat des *Roman de Renart* auf einen fruchtbaren Boden. Seit jeher waren die flämischen Poorters antimonarchisch, Feinde der adeligen Vorrechte, Verfechter der Lehre der Gleichheit. Die poetischsten Stellen von Maerlant finden sich in seinem Martin, wenn er gegen die Privilegien der Geburt zu Felde zieht.[68] Von seinem Vorgänger Willem, der den französischen Renart in das Flämische übertrug, wissen wir nichts, aber wir gehen nicht fehl, wenn wir seine flämische Poortersnatur, seinen rothen Republikanismus nach mittelalterlicher Weise, für die Triebfeder seiner Begeisterung halten. Hof, Adel, Geistlichkeit, Bauern, alles persiflirt er, nur die Bürger werden nicht angetastet, gleichsam als ob sie geborene Heilige wären und den natürlichen Hintergrund von Rechtschaffenheit bildeten.

Begeisterung ist nicht zu viel gesagt. Der mittelniederländische *Vos Renaert* ist in der That davon erfüllt und nicht sowohl eine Uebersetzung als eine aus vollem Herzen mit Wohlbehagen unternommene selbständige Bearbeitung. Der Dichter hasst die feudale Welt von ganzer Seele. Keine That ist so gemein als dass er seinen Reinaert nicht ihrer für fähig erachtete. Hand-

langer der Fürsten wie den Bär und den Wolf verachtet und verspottet er. Sein König Nobel ist ein habsüchtiger Dummkopf, dessen Gemahlin, die Königin der Thiere, eine patentirte Närrin. An jedem Zuge in der Schilderung dieser Charaktere erkennt man den talentvollen Communisten des 13. Jahrhunderts, dessen Lebenswandel vielleicht ebensowenig erbaulich war wie der von Reineke, dem aber die Natur bei der Beobachtung von Reinekes Gebrechen zu Hilfe kam und ihn vollends in den Stand setzte den allgemeinen Feind an den Pranger zu stellen.[69]

Bemerkenswerth ist ganz besonders seine Gottlosigkeit oder wie man seine Missachtung der katholischen Kirche sonst bezeichnen will. Was für Lümmel sind seine Dorfpfaffen, wie dumm und widerwärtig benehmen sie sich, mit was für Weibern leben sie! Wie scheinheilig geht es am Hofe her bei dem Begräbniss von Coppe, des ermordeten Küchleins! Mit welchem Behagen entehrt der Dichter die Sprache der Frömmigkeit, wenn er sie Reineke in den Mund legt, wie lacht er vor sich hin, wenn er den Fuchs seine Pilgerfahrt antreten lässt?

Ich lege auf diese Einseitigkeit den grössten Nachdruck, weil sie mir am deutlichsten zu beweisen scheint, dass Reinaert ein Zerrbild und zwar ein boshaftes Zerrbild ist.[70] In unseren Betrachtungen über das 13. Jahrhundert, das Jahrhundert des Reineke und Oliver von Köln, mussten wir viele Verkehrtheiten kennen lernen. Wir sahen die Zeit- und Landgenossen des flämischen Satirikers als Werkzeuge in der Hand der Geistlichkeit nach Südfrankreich, Konstantinopel und dem heiligen Lande ziehen und alle Schandthaten der Kreuzzüge verüben, sahen Päpste und Bischöfe, Kaiser und Könige, Barone und Bauern unter dem Deckmantel des Christenthums den sträflichsten und weltlichsten Zielen nachjagen. Aber wir sahen auch, dass die Feudalität Europa bei dem Kampfe gegen den Islam die wesentlichsten Dienste leistete, die Völker das Papstthum verehrten, die Stimme der Kreuzprediger in dem Volksglauben einen natürlichen Widerhall fand. Durch alle Fehler und Missethaten hindurch hörten wir das Pochen des christlichen Herzens von Europa.

Und welch ein Schauspiel bot uns das Zeitalter nach den Kreuzzügen? Wäre die Gesellschaft des 13. Jahrhunderts wirklich so verfault gewesen, wie Reinaert sie schildert, die des 14. Jahrhunderts hätte eine Leichenluft verbreiten müssen, widerwärtiger

und tödtlicher als der Pesthauch des schwarzen Todes. Wiewohl aber Niederland sich in dieser Zeit durch die hoek-kabeljauschen Zwiste entehrte, und der Adel durch seine Verschwendung das Volk verarmen liess, so waren wir doch in der Lage wahrzunehmen, dass die ritterliche Art des Zeitalters sich selbst unter diesen ungünstigen Verhältnissen nicht ganz verleugnete.

Alles was in diesen beiden Jahrhunderten in Niederland, so zu sagen, gefühlt, gedacht und geschaffen wurde — der Bau der Kirchen in Roermond und Utrecht, die Aufzeichnung der Chroniken von S. Mariengarten, Oliver, Emo, Menko, Maerlants Gedicht von dem überseeischen Lande, die Ausführung des Mosesbrunnen von Klaus Sluter — alles widerspricht Reinaert und straft seine Schilderung um so trefflicher Lügen je mehr man das Uebel an der Hand der Quellen bloslegt.

13.

Das Gesagte ergiebt, in welcher Hinsicht Reineke Fuchs weit hinter Dantes Komödie zurücksteht.

Auch Dante schleudert schwere Beschuldigungen gegen die Gesellschaft und die Kirche seiner Tage. Er brandmarkt Könige, verdammt Päpste, lässt Beatrice die Predigten feister Mönche verspotten und entwirft seufzend ein Bild von der guten alten Zeit, da die Männer rechtschaffen, die Frauen keusch, die Kinder gehorsam, die Bürger zufrieden, die Fürsten ehrlich, die Priester fromm waren. Dennoch bleibt ihm die Welt gross, der menschliche Beruf erhaben. Den Staat betrachtet er als eine wohlthätige Einrichtung, die Kirche als göttlichen Ursprungs. Sogar der Name seines Gedichts ist ein Bekenntniss: er glaubt an eine schliessliche Lösung aller Dissonanzen. Jener Glaubenshass des Reinaert, der dessen beschränkten Geist erweist, ist ihm fremd.

Dennoch schreibe ich dem flämischen Satiriker nicht den Ehrgeiz zu, dass er sich selbst als Richter der Welt habe aufspielen wollen. Nimmt man ihn wie er sich giebt und lässt man es dabei bewenden, dass er nur für die niedrigen und verächtlichen Seiten der Dinge und Menschen ein offenes Auge gehabt, so erhalten Person und Werk ein anderes Ansehen. Er wird alsdann ein Sohn des mittelalterlichen dritten Standes, der die Muttersprache beherrschte wie kein anderer mittelniederländischer Dichter nach

ihm oder vor ihm; ein scharfer Beobachter von gewissen politischen Zuständen, der sich nicht gleich der Menge durch den Schein der Grösse blenden liess.

Haben wir nicht selbst unwillkürlich einen historischen Reinaert gezeichnet, als wir das Bild des holländischen Grafen Dietrich III. zu entwerfen versuchten? Sein Oberlehnsherr war der deutsche Kaiser, der ebenso wie Nobel den Mittelpunkt eines Hofes von mächtigen und eifersüchtigen Vasallen bildete. Aber seine Alleinherrschaft war nicht minder illusorisch wie seine Allgewalt. Er konnte einen Herzog von Lothringen mit der Unterherrschaft über Niederland betrauen, wie Nobel den Bären oder Wolf mit Herrscherrechten ausstattete, und war im Stande, als in Niederland Zwiste ausbrachen, den Vasall mit einem Heere dahin abzusenden, um die Ruhe herzustellen. Aber nichts verbürgte dem Herzog seine Freiheit, falls er in den Spalt des Baumes gerieth. Wurde er von den Bauern des Grafen geschlagen, so durfte er nicht darauf rechnen, dass der Kaiser sich aufgelegt oder kräftig genug fühlen würde, nochmals ein Heer auszurüsten. Weit näher lag die Möglichkeit, dass der Kaiser, mit wichtigerem beschäftigt, die niederländische Frage auf sich beruhen lassen und sich mit dem Scheine einer Obergewalt begnügen werde.

Als die Bischöfe von Utrecht, Lüttich, Trier und Köln 1018 in Gemeinschaft mit den Kaufleuten von Tiel Dietrich III. auf dem Reichstage von Nimwegen verklagten, war ihre Lage nicht wesentlich verschieden von der des Hahnes, als dieser begleitet von seinem Geschlecht bei Nobel die Bestrafung des Reinaert für die Ermordung seines Töchterleins nachsuchte. Zwar handelte es sich in Nimwegen um andere Klagen, aber das Geschrei und Gezänke der Rechtsgelehrten ertönte hier gewiss ebenso laut wie am Hofe von Nobel; der Zorn war nicht minder gross und der holländische Graf wurde nicht minder unverhohlen als ein Räuber gekennzeichnet. Wir wissen ferner, dass Dietrich den Klagen des Bischof Adalbold und Genossen ebenso unverschämt trotzte, wie Reinaert dem Jammer des Hahnes. Und unzweifelhaft hatte er in Nimwegen ähnliche Fürsprecher und Verwandte wie Reinaert am Dachse Grimbart, seinem Neffen. Dietrich wusste, weshalb er dem göttlichen Recht und der göttlichen Salbung des Bischofs Adalbold keine unbedingte Ehrerbietung zollte. Sobald die Gelegenheit günstig, schlug er los und schwang sich unerschrocken

und kühn, durch Gewalt und List zu einer Stellung empor, welche er als kleiner Vasall auf anderem Wege nicht zu erreichen im Stande war. Als aber das Ziel erreicht war, unternahm er eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande und setzte sich dadurch mit göttlichen und menschlichen Gesetzen wieder in Einklang. Die Zukunft seines Hauses war gesichert.

Der Dichter des Reinaert hat an Dietrich so gut wie gewiss nicht gedacht, seit dem Auftreten des Grafen waren bereits an zweihundert Jahre verflossen. Aber der Graf stand in seiner Art durchaus nicht vereinzelt da, seine Geschichte hat sich im Mittelalter unzählige Male wiederholt. Auch mancher Zug aus dem Leben des Grafen Wilhelm I., der eben gestorben war als das Gedicht entstand, mag von dem Dichter benutzt worden sein. Denn Wilhelm I. gleicht genau Tibert dem Kater, der die Klage des französisch sprechenden Hündchens Courtois, dass Reinaert ihm eine Wurst gestohlen, mit der Bemerkung abwies, das Hündchen müsse schweigen, denn es habe die Wurst zuvor ihm weggeschnappt, nachdem Tibert dieselbe dem Müller gestohlen.[71] Auch jener Wolfert von Borssele, den die Delfter 1299 ermordeten, besass eine Schlauheit, um die ihn Reinaert beneidet hätte, und strebte mit frecher Ehrlosigkeit nach der Krone. Das geht so fort von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Miniaturfürst zu Miniaturfürst und selbst noch im 16. Jahrhundert verkörperte sich das Thierepos in Niederland in der Person des Karl von Egmond von neuem.

Karl von Egmond entspricht durchaus dem Fuchs der Fabel. Sein Schweif wurde wiederholt gekappt, wuchs aber stets wieder an; seinen Haarwuchs hatte er schliesslich eingebüsst, seine Streiche verlernte er nie.[72] Die Plünderung vom Haag, die Einäscherung von Alkmar, das Blutbad von Weesp bestätigen seine Grausamkeit; ein Seeräuber ist sein Handlanger, ein Bandit sein Marschall, die schwarze Bande sein Werkzeug. Im Jahre 1503 schwor der besiegte Sechsunddreissigjährige bei Gott und allen Heiligen, er werde Philipp von Oesterreich nach Spanien begleiten. Kaum war ihm aber in Antwerpen das Reisegeld ausgezahlt, so steckte er die dreitausend Dukaten zu sich, entfloh verkleidet nach Arnheim und rüstete zu einem neuen Feldzuge gegen den Abwesenden. In der Schlacht bei Bethune, 1487, von den Franzosen gefangen, vermochte er nicht sich auszulösen und beredete durch Eidschwüre und Schmeicheleien einen jungen Edelmann, Bernhard

von Mörs, sich als Bürge für ihn zu stellen. Neun Jahre liess er den edelmüthigen Narren im Verlies sitzen und legte ihm schliesslich, nachdem das Geld bezahlt, eine erniedrigende Quittung vor. Stets aber ist die Treulosigkeit bei Karl mit kirchlicher Orthodoxie gepaart, bis er in seinem Alter Ketzerjäger wurde und gegen die Lutheraner einschritt. Noch heute liegt er in Marmor gehauen mit gefalteten Händen und frommem Gesicht auf seinem Grabmal und betrügt in seinem Sarkophage die niederländischen Geschichtsschreiber ebenso wie er bei Lebzeiten die Grafen von Mörs oder die Habsburger foppte. Will man an ihm eine arglose Handlung entdecken, so muss man bis zu seinem zehnten Lebensjahre zurückgehen, da er und seine Schwester bei der Hochzeit von Maximilian und Maria von Burgund dem Brautpaare die Altarkerzen nachtrugen. Oder lieber noch bis in sein sechstes, da ihn der Befehlshaber des belagerten Nimwegen in eine Rüstung steckte und auf ein Pferd setzte, um den Muth der Besatzung zu heben. Später ist Karl von Egmond niemals wieder ein Kind gewesen. [73]

14.

Ich kehre wieder zu der mittelalterlichen Phantasie zurück.

Ein gesellschaftlicher Zustand muss sich bis zu einem gewissen Grade überlebt haben, bevor man eine Satire darauf schreiben kann. Jedenfalls muss die Zeit, da die Vorstellungen innerhalb dieser Gesellschaft noch einen kindlichen Charakter trugen, weit zurückliegen. Eine so spottsüchtige und lachlustige Phantasie wie die im mittelalterlichen Thierepos ist nicht der Anfangspunkt einer Bildung.

Wenn die Edda, wie früher erwähnt, die Entstehung der drei mittelalterlichen Stände auf einen göttlichen Ursprung zurückführt, so nenne ich diese Vorstellung primitiv. Auch unsere Vorfahren haben sie als der bei ihnen herrschenden Ordnung entsprechend übernommen aber nicht erfunden, und zum Theil lebt das Bild in ihrer wie in den verwandten Sprachen fort.*)

Ein friesisches Gesetz aus der Zeit, da die Normannen die Niederlande brandschatzten, bestimmt unter anderem, dass der Wittwe in bestimmten Fällen das Recht zustehe, das väterliche

---

*) Vgl. S. 49; Karl — nl. Kerel, hd. Kerl; engl. Earl, Thrall.

Erbtheil der Kinder zu verkaufen oder verpfänden. So z. B. wenn der Vater in dem Kampfe gegen die Fremden gefallen und die Verwüstungen und Räubereien der Feinde den Preis der Lebensmittel gesteigert und obendrein die beissende Kälte des Winters herannahe.

Die Bestimmungen dieses Gesetzes sind die Uebersetzung eines Gedichts, dessen hohes Alter sich schon daraus ergiebt, dass in demselben unwillig auf das Begraben der Todten nach neuer christlicher Sitte anstatt der vorväterlichen Leichenverbrennung angespielt wird.

„Wenn die Jahre theuer werden, und scharfe Kälte über das Land fährt, das Kind zum Sterben hungert oder obdachlos und nackend ist, und dann düstere Nebel und der kalte Winter herannahen, da ein Jeder sich in sein Haus und Hof oder in schirmende Höhlen zurückzieht, das wilde Thier im Baume und hinter dem Hügel nach Schutz sucht, wenn dann das unmündige Kind weint und schreit, und auf seine nackten Glieder und seine Obdachlosigkeit hinweist und sein Vater, der es vor Hunger und Winterkälte zu schützen hat, *mit vier Nägeln unter Eiche und Erde* tief eingescharrt und bedeckt ist, so“ . . . . . darf die Mutter sein bewegliches und unbewegliches Gut verkaufen oder verpfänden. [74]

Die düstere Stimmung dieses Fragments ist nicht, wie man irrig meinen könnte, aus der Abneigung der nordeuropäischen Völker gegen das Christenthum entsprungen. Der Widerwille gegen das Verscharren unter Eich' und Erde ist vielmehr nur ein Nebenumstand. Die germanische Phantasie liebte von Hause aus das Grossartige und Schreckenerregende. Die Erscheinungen des Todesschlafes, den der Winter jedes Jahr über die Natur verhängt, das Kummervolle der Kälte und des Mangels, das Ergreifende der von Eis starrenden Landschafts- oder Seebilder, alles dieses rief bleibende Eindrücke hervor und beeinflusste die Bildung der Phantasie.

Die Poesie des angelsächsischen Kuhhirten Kaedmon, der Milton in seinem verlorenen Paradies einige Züge für die Schilderung seines Höllenrathes entlehnen konnte, gleicht selbst einem Pandaemonium. [75] Dieselbe Bildersprache aber würden wir wahrscheinlich in den verschollenen Kampfgesängen des friesischen Bernlef wiederfinden, den Liudger zum Christenthum bekehrte. [76]

Und selbst durch das Latein jener früher angezogenen Schenkungsurkunde von Folker schimmern die Schreckensbilder hindurch, welche die Noth angstvoller Tage erzeugt hatte. [77]

Die Berichte des Tacitus über die gottesdienstlichen Gebräuche der Germanen ergeben, dass diese das Schreckenerregende liebten, und selbst vor dem Wilden nicht zurückbebten. Sie feiern die Feste in undurchdringlichen Wäldern, schlachten die Kriegsgefangenen an dem Fusse roher Altäre. [78] Die Seherin Velleda wohnt an ungangbarem Orte; um sie günstig zu stimmen, werden ihr kriegsgefangene Römer gesandt, welche sie tödtet. [79]

Von gewissen Stämmen erzählt er, „dass sie gemeinsam Hertha, das heisst die Mutter Erde verehren und glauben, sie greife ein in die Angelegenheiten der Menschen und fahre umher bei den Völkern. Auf einer Insel des Oceans befindet sich ein heiliger Hain und in diesem ein geweihtes Gefährte mit einer Decke umhüllt. Es zu berühren ist allein dem Priester gestattet. Dieser ahnt die Anwesenheit der Göttin im Heiligthume und begleitet sie ehrfurchtsvoll, wenn sie mit Kühen dahinfährt. Das sind dann frohe Tage und an jedem Orte Feste, den sie ihres Besuches und Aufenthaltes würdigt. Dann ziehen sie nicht in Kriege und greifen nicht zu den Waffen; verschlossen ist alles Eisen; dann kennt, dann liebt man nur Friede und Ruhe, bis derselbe Priester die Göttin, sobald sie von dem Verkehr mit den Sterblichen befriedigt, der geweihten Stätte wiedergiebt. Sofort werden Wagen und Decken und, wer es glauben will, die Gottheit selbst in einem geheimen See gewaschen. Sklaven verrichten das Geschäft und werden gleich nachher von derselben See verschlungen. Daher entsteht ein geheimes Grauen und heilige Scheu zu erkunden, was das sei, was nur dem Tode Geweihte schauen.“ [80]

Dieses Ertränken der Sklaven stellt für uns das fröhliche Herthafest in ein eigenthümliches Licht.

15.

Einige Jahrhunderte später entstanden die Heldengedichte, grössere und kleinere, welche uns Leidenschaften und Thaten und selbst leblose Gegenstände in kolossalen Verhältnissen vorführen.

Die Niedermetzelung der Burgunder in Etzels Palast, welche das Nibelungenlied schildert, der Untergang der Nachhut Karl

des Grossen, den das Rolandslied darstellt, sind Schauspiele voll furchtbarer Tragik. Die Rache der Kriemhild hat in ihrer Wildheit etwas Uebermenschliches. Als Gunther sich nach der Hochzeit Brunhild nähert, bindet sie den König mit ihrem Gürtel und hängt ihn an einen Nagel im Schlafgemach auf.[81] Roland spaltet einen Felsen mit seinem Schwerte und zerschlägt den Schädel eines Arabers mit seinem Horne aus Elfenbein. Die Geige Volkers wird zur Keule.

Auch edele Gefühle werden übertrieben, das Anmuthige wächst über seine Masse hinaus. Das Lied der Vögel im Walde verstummt, sobald Horand im Gudrun anfängt zu singen, um Hilde zu gewinnen. Kriemhild's Schönheit überstrahlt bei dem zweiten Besuche von Siegfried die aller übrigen Frauen, „wie der Mond die Sterne verdunkelt, wenn er glänzend aus dunkeln Wolken hervortritt". Die Braut von Roland, Prinzess Aude, verliert die Besinnung und stirbt, als ihr Kaiser Karl den Tod des Bräutigams mittheilt. Roland selbst will um keinen Preis in das Horn stossen, so lange die Feinde dieses als Hilferuf auffassen könnten; es würde seine Ehre als Christ und Franke verletzen. Hildegund entsagt im Walthariusliede der Liebe des jungen Helden, weil ihr Stolz es zu Anfang nicht glauben kann, dass man um eine Kriegsgefangene werbe.

Die mittelalterlichen Prediger haben ebenfalls ihr Theil dazu beigetragen, dass der allgemeine Schatz der Phantasie anwuchs. Von dem letzten bedeutenden Kanzelredner in unserm Lande, Johann Brugman († 1473), zieht sich eine Reihe hervorragender Männer in aufsteigender Linie bis zu Bernhard von Clairvaux hin. Erzählungen wie der Sündenfall oder der Besuch der Weisen veranlassen Bernhard zu poetischen Ausführungen über die Geschicke des menschlichen Herzens und nicht minder benutzten seine Nachfolger biblische Stoffe, um Gemüth und Gefühl ihrer Hörer anzuregen.

Auch in den Heldengedichten finden sich Stellen, welche in das Gebiet der christlichen Vorstellungen gehören. Das Portal einer christlichen Kirche beschämt in den Nibelungen den Hochmuth Brunhildens und die Unversöhnlichkeit der Kriemhild. Siegfrieds männliche Schönheit wird mit einer Miniatur im Breviere verglichen. Etzels Heidenthum erregt den Abscheu der Kriemhild. Das Rolandslied ist vollends ein christliches Epos; ein

mitstreitender Priester ertheilt den Gefallenen die Absolution und verheisst ihnen den Himmel. Der Vogel, welcher der Gudrun am Meeresstrande die bevorstehende Befreiung verkündet, ist ebenso ein Engel wie jener, der in der Apostelgeschichte die Fesseln von Petrus und Paulus löst.

16.

Nach den ersten Kreuzzügen verändert sich die Bildersprache der Dichter. An die Stelle des Heldenhaften tritt das Abenteuerliche, an die Stelle des Mythologischen das Phantastische. Die Liebe wird Galanterie und streift an die religiöse Mystik.

Im „Parzival“ erhält eine halb heidnische Sage aus der Bretagne ein christliches Gepräge. Parzival wünscht sich als höchstes die Aufnahme in die Tafelrunde des König Artus. Nachdem er aber, um der Ehre theilhaftig zu werden, bereits eine Anzahl Heldenthaten verrichtet, wird ihm durch einen Klausner seine höhere, weniger weltliche Bestimmung offenbart. Er soll den heiligen Gral aufsuchen, den Kelch der beim Abendmahl Christi als Gefäss gedient, der dann in einem Kreise frommer Auserwählten von Geschlecht zu Geschlecht bewahrt geblieben, jetzt in den Händen eines kranken Königs sich befindet.

Parzival ist der tiefsinnigste unter allen Ritterromanen, welche auf die Heldensage folgten. Nacheinander sehen wir den Helden zuerst sich auszeichnen durch persönliche Tapferkeit, dann auftreten als Beschirmer der gekränkten Unschuld und beleidigten Schönheit in der Gestalt der Königin Condwiramurs, endlich auf der Suche nach dem heiligen Gral eine erhabene Auffassung vom menschlichen Leben erringen. Alle die besiegten Feinde, aus der Noth erretteten Frauen, bezauberten Wälder, gefällten Drachen, von denen die mittelalterlichen Ritterromane erfüllt sind, finden sich auch im Parzival. Daneben aber macht sich zugleich der Einfluss des Orients geltend, dessen Bekanntschaft die Kreuzzüge ebenso vermittelt wie sie eine lebendigere Theilnahme am Christenthum erzeugt hatten.

Der Unterschied zwischen dieser dichtbevölkerten Phantasiewelt der ritterlichen Dichtung und der fast vereinsamten der früheren Jahrhunderte ist gewaltig. Die Epen, welche nach dem Zusammenbruch des römischen Reiches und der Herstellung einer

neuen europäischen Weltordnung sich allmählich gestalteten, zeichneten sich durch das Grossartige und Düstere jeder Volkspoesie aus. Die Raubzüge der Normannen vor und nach Karl dem Grossen kamen hinzu, um die schaffende Phantasie zu nähren und hieraus entstand die Nordseesage von Gudrun, welche Heimath und Eigenbesitz verherrlicht, eine natürliche Folge der Bedrängniss durch die Einfälle räuberischer Fremdlinge.

Als der Streit gegen den Islam begann, waren diese Stoffe bereits erschöpft und es machte sich das Bedürfniss nach einer Renaissance geltend. Die nationalen Heldengedichte geriethen zwar nicht in Vergessenheit, wurden aber als altväterisch von einer neuen romantischen Literatur überflügelt, und diese nährte sich aus der zunächst unerschöpflichen Quelle, welche die Völkerwanderung nach dem heiligen Lande erschlossen hatte.

In fast allen Ritterromanen treten Muhammedaner auf und ziehen die Helden von Nord und West nach Süd und Ost. Neue Ländernamen, neue Königreiche und Herrschaften, deren Existenz die Heldengedichte nicht einmal ahnten, werden uns vorgeführt, eine neue Welt that sich auf. [82]

17.

Unsere Vorfahren haben am Heldengedicht wie am Ritterroman ihr Wohlgefallen gehabt und insbesondere der Ritterroman fand bei ihnen einen solchen Anklang, dass Maerlant, der ihm in seiner Jugend gleichfalls gehuldigt, späterhin mit gewisser Entrüstung dagegen eiferte. [83] Doch haben unsere Väter nur wenig Selbständiges auf diesem Gebiete erzeugt, das meiste entlehnten sie der Fremde.

Die Erzählung *Beatrijs* ist eine der wenigen Dichtungen von mittelniederländischer Herkunft, in der die Einbildungskraft eine vornehme Rolle spielt. Obgleich eine Klosterlegende und kein eigentlicher Roman, trägt die fromme Fabel doch ein romantisches Gewand. [84]

Das Mittelalter hat eine grosse Anzahl ähnlicher Erzählungen zu Ehren der Jungfrau Maria in Umlauf gesetzt, darunter einige von grosser Anmuth. Ich erinnere nur an die Geschichte des jungen Mönches, den ein wohlwollender Tadel der h. Jungfrau, die ihm beim Messesingen erscheint, aus einem trägen mittelmässigen

Sänger zu einem fleissigen Virtuosen macht. Oder an jenen Ritter, der vor dem Gange zu einem Turnier dem Gottesdienste beiwohnte und, als er hierauf zu spät zu kommen fürchtete, wahrnahm, dass die Himmelskönigin inzwischen, um ihn für seine Frömmigkeit zu belohnen, seine Gestalt angenommen und für ihn gesiegt hatte.[85]

Auch in „Beatrijs“ tritt die Gottesmutter als eine solche wohlthätige Fee auf. Jahrelang versieht sie die Pflichten einer Dienstmagd für eine edelherzige Nonne, welche aus Liebe zu einem jungen Ritter aus dem Kloster entflohen war, dann aber vom Geliebten verlassen, mit ihren Kindern der bittersten Armuth anheimfiel. Die Reue der Beatrix, ihre Rückkehr in das Kloster, ihr Erstaunen darüber, dass ihre Entfernung Dank der h. Jungfrau unbemerkt geblieben, ihr Fehltritt nur Maria bekannt ist, alles wird trefflich geschildert. Eine Stelle im Gedicht ist geradezu ergreifend. Der bussfertigen Sünderin erscheint in der Klosterkirche ein Engel mit einem todten Kinde im Arm, welches er, als ob es lebte, durch einen Apfel zu erheitern sucht. Beatrix fragt, was das zu bedeuten habe, und erhält den Bescheid, dass ihre Busse ein todtes Werk sei, so lange sie nicht den Muth besitze, ihrem Abte die Wahrheit zu beichten. Das Bild des überirdischen leuchtenden Jünglings mit dem schönen kleinen Kinde und dem Apfel prägt sich unauslöschlich dem Gedächtniss ein.[86]

Die Ueberbleibsel eines hübschen mittelalterlichen Romans bewahrt das früher erwähnte antwerper Liederbuch in der Ballade von *Tysken van der Schilden*. Tysken ist ein Raubritter aus der letzten Zeit des Mittelalters, der, der Gerechtigkeit anheimgefallen, im Gefängniss sein letztes Stündlein erwartet. Das Gedicht schildert das letzte Gespräch des Verurtheilten mit seiner Geliebten, die ihm in der Noth die Treue bewahrt. Er klagt sie und sich an, aus Liebe zu ihr ein Räuber geworden zu sein, damit sie im Ueberfluss habe leben können. Sie betrauert, dass alles Gold ihn nicht vor dem ehrlosen Tode retten könne, und schwört, dass sie, wenn er aufs Rad geflochten, ihm die letzten Augenblicke versüssen und ihm ein Bett von Rosen streuen werde.[87] In unserer mittelniederländischen Literatur gehören derartige poetische Vorstellungen zu den Seltenheiten, aber sie fehlen doch nicht gänzlich.

Auch das berühmte Lied *Het daghet in den Oosten* gehört hierher. Die Heldin ist, allem Anschein nach, eine Sünderin von

vornehmer Herkunft. Mit ihrem hochgebornen Vater lebt sie in Unfrieden; die Knappen und der Kaplan des alten Ritters haben sie um ihres anstössigen Wandels willen verleugnet. Sie lebt mit einem Geliebten, erweckt jedoch aus Gefallsucht zugleich die Hoffnungen eines anderen jungen Edelmanns. Dieser tödtet den begünstigten Nebenbuhler in einem nächtlichen Zweikampf und eilt bei Tagesanbruch zur Angebeteten, um sie zu gemeinsamer Flucht zu bereden. Der spöttische Bescheid, den sie vom Fenster herab ihm ertheilt, sie liege in den Armen des Anderen, entflammt seinen Zorn, er straft sie Lügen, theilt ihr das Vorgefallene mit. Sie lässt den Mörder stehen, eilt zur Linde, an deren Fusse sie den Todten findet. An der Leiche bricht die Selbsterkenntniss durch; ihr Herz hat stets an dem Erschlagenen gehangen, unter jammervoller Klage sucht sie das Blut zu stillen, die Wunde zu verbinden. Die Verwandten und Hausgenossen, die sie anruft, bleiben ungerührt, mit eigenen Händen gräbt sie dem Todten das Grab und geht in ein Kloster, um ihm als Nonne die Messe zu lesen.[88]

Einige Einzelheiten des Gedichts sind dunkel, andere aus der Lockerung der Sitte unter den Frauen der höheren Stände im Mittelalter zu erklären.[89] Die Wehklage der verzweifelnden Geliebten athmet indessen wahre Leidenschaft, der Rythmus ist dem tragischen Ausgange angepasst, die Handlung schreitet schnell und lebendig fort, die Sprache ist kernig. Unserer Literatur gereicht es zur Ehre, dieses Lied entweder selbst erzeugt oder in einer Weise sich angeeignet zu haben, dass es ein kleines nationales Denkmal hat werden können.

18.

Nachdem wir soviele literarische Erinnerungen aus dem eigentlichen Mittelalter an uns haben vorüberziehen lassen, können wir uns den Männern zuwenden, welche den Uebergang von der mittelniederländischen Literatur zu der des 17. Jahrhunderts vermittelt haben.

Ich meine die *Rederijkers*, die Mitglieder der *Kamers van Rhetorica*. Sie stehen allerdings in bösem Leumund, doch kann ich hier ihre Schattenseiten als bekannt voraussetzen und hauptsächlich ihre relativen Vorzüge ins Auge fassen.

Niederland hat keinen Walther von der Vogelweide erzeugt. Unsere besten Liederdichter aus der alten Zeit verfassten religiöse oder kirchliche Lieder. Nur sehr selten hören wir einen Niederländer vor dem Jahre 1600 eine Frau besingen und sein eigenes Wesen dabei offenbaren; meistens ergeht er sich in umständlichen Höflichkeitsbezeugungen, welche mehr dem Kopfe als dem Herzen entsprangen.[90] Um so höheren Werth beanspruchen natürlich die Ausnahmen und vergleichen wir etwa das Gedicht auf das „Mädchen mit den schönen Flechten“[91] aus der den Rederijkern vorhergehenden Zeit mit dem unlängst bekannt gewordenen Gedichte eines flämischen Sängers aus dem 16. Jahrhundert, welches ein Zwiegespräch zwischen einem Bürgersohn und Bürgermädchen behandelt[92], so finden wir, dass die Sprache allerdings an Naivetät eingebüsst, schulmässiger geworden ist, Empfindung und Ausdrucksweise dagegen sich gleich geblieben sind. Der Ausdruck lässt sogar auf eine zunehmende Vielseitigkeit schliessen. Man schöpft nach wie vor aus der Sprache des Volkes, aber man hat zugleich durch das inzwischen erfolgte Wiederaufleben der Klassiker denken gelernt und bemüht sich, Form und Gedanken in Einklang zu bringen. Die Renaissance löst auch in der Literatur das Gothische ab.

Unzweifelhaft hat jedoch die Renaissance in Niederland zu Anfang weit mehr auf die Kunst als auf die Literatur eingewirkt. Man braucht nur die Kunst eines Lukas von Leiden, Jan Schoorel, Heinrich Goltzius oder Antonis Mor mit der Dichtkunst der Rederijker in Vergleich zu stellen, um den himmelweiten Abstand zu ermessen. Doch darf man aus diesem Zurückleiben der Literatur keineswegs schliessen, dass die Rederijker sich zur Renaissance wenn auch nicht feindlich, so doch gleichgültig verhalten hätten. Im Gegentheil, ihre Schauspiele und Gedichte beweisen, dass sie über eine ausgedehnte Kenntniss des griechischen und römischen Alterthums verfügten. „Es giebt, äussert Ruelens[93], keine Begebenheit in der Mythologie oder Geschichte, welche sie nicht bearbeitet hätten und es ist geradezu erstaunlich, welche Menge von *Klassicismus*, wenn man so sagen darf, durch sie in Stadt und Land verbreitet worden ist. Der literarische Werth ihrer Produkte steht durchgehends unter dem Mittelmass, auch reicht ihre Gelehrsamkeit nicht allezeit weit, aber sie bezeugen einen Wissensdrang, der heute schwerlich mehr in gleicher Kraft vorhanden ist.“

Den Rederijkern stand obendrein, im Gegensatz zu ihren mittelniederländischen Vorgängern, die Druckerpresse zur Verfügung. Für Karl van Mander (1548—1608), den ich für den letzten Rederijker halte, versteht sich dieses von selbst[94], aber auch Anna Bijns (1496—1573), deren *Refereinen* als die höchste Blüthe der Rederijkerpoesie betrachtet werden, erfreute sich des Vorzuges. Alle die Dichter und Prosaiker der mittelniederländischen Nachhut konnten von der neuen Erfindung Gebrauch machen.[95]

Und dennoch tritt auch an diesem Punkte eine Uebereinstimmung zwischen den Früheren und Späteren zu Tage. Da unsere mittelniederländischen Autoren nur handschriftlich fortlebten und ihre Werke meist nur in wenigen Abschriften überliefert sind, liegt die Annahme nahe, dass dem seit jeher so gewesen und die Erfindung der Buchdruckerkunst hierin eine gewaltige Veränderung herbeigeführt habe. Einige Zahlen jedoch beweisen, wie ich glaube, dass die gedruckten Bücher zu Anfang weniger zahlreich, die Handschriften dagegen zahlreicher waren, als man glauben sollte. Von dem ältesten Druck der ersten Gedichtsammlung der Anna Bijns (Antwerpen 1528) besteht zur Zeit nur noch ein Exemplar auf der brüsseler Bibliothek. Noch auffälliger ist es, dass die erste Ausgabe des weit später erschienenen *Schilderboek* des Karl van Mander, dessen Druck 1603 in Alkmar begonnen und 1606 in Haarlem vollendet wurde, spurlos verschwunden zu sein scheint. Dem Druckwerke ist es noch schlimmer ergangen als den Manuscripten, denn von der Reimchronik des Stoke, von dem Geschichtsspiegel des Maerlant, die beide zu Beginn des 14. Jahrhunderts entstanden, besitzen wir eine grössere Anzahl von Handschriften und Fragmenten als vollständige oder unvollständige Exemplare der ebengenannten Bücher.

Schon dieses Verschwinden der Bücher würde es wahrscheinlich machen, dass ebenso eine grosse Anzahl von Handschriften untergegangen ist, auch wenn wir nicht wüssten, welche Verwüstungen eine spätere Zeit unter diesen angerichtet. Es ergiebt sich daraus, dass in Europa vor Erfindung der Buchdruckerkunst nicht minder fleissig gelesen wurde als in der ersten Zeit darnach, nur kostet uns diese Annahme mehr Mühe, weil die Bücher, sobald sie gefielen, neu aufgelegt werden konnten, während die Handschriften theils vernichtet wurden theils Einlinge blieben.

19.

Die Bedeutung von Anna Bijns lässt sich am besten darnach bemessen, dass sie zu einer Zeit, da der Protestantismus trotz aller Plakate und Executionen bei uns volksthümlich wurde, mit ebensoviel Talent wie Leidenschaft für den alten Glauben in die Bresche sprang. Während das Bürgerthum der übrigen Städte sich zu den neuen Ideen neutral verhielt oder ihnen zufiel, erhob sie aus der Mitte der antwerper Bürgerschaft ihre Stimme zu Gunsten des Katholicismus. Obendrein verfügte sie über alle Hilfsmittel der damaligen Volkssprache und war eine Frau. In all diesem war Anna Bijns eine neue Erscheinung und wies ihre Poesie, wenn man ihre Rederijkerreime so bezeichnen will, auf neue Zustände hin.

Maerlant und die bürgerlichen Dichter aus seiner Schule hatten trotz ihrer Rechtgläubigkeit gegen die römische Geistlichkeit geschrieben. Der Dichter des Reineke Fuchs hatte wenn nicht den Katholicismus selbst, so doch die römischen Kirchengebräuche und die römische Priesterschaft als verächtlich und lächerlich geschildert. Marnix von St. Aldegonde hat späterhin in seinem *Bienenkorb* nur wenige Gehässigkeiten gegen den Katholicismus hinzufügen können, deren Keime nicht bereits im Reineke vorhanden wären. Aber selbst Marnix erwies Rom mehr Ehre insofern er es als eine furchtbare Macht hinstellte.

Die *Refereinen* von Anna Bijns lassen sofort erkennen, dass die Dichterin in anderen Zeiten lebte als ihre mittelniederländischen Vorgänger. Auch sie übersah oder beschönigte die Fehler der römischen Geistlichkeit keineswegs. *Mehr sauer als süss* ist der kurze Inbegriff ihres Lebens und der unfreundliche Grundzug ihrer Poesie. Die Priester müssen ihr auch oft herhalten. Aber die Gefahr der hereinbrechenden Reformation lässt ihr den Katholicismus unter demselben Gesichtspunkt erscheinen wie früher den Kreuzfahrern. Rom erscheint ihr wie eine belagerte und schlecht vertheidigte Festung, die Festung wie ein Aufbewahrungsort eines göttlichen Palladiums, das Heiligthum wie eine Schafhürde, welche die Wölfe stündlich bedrohen. Sie besitzt die Seele eines Kreuzfahrers; sie vertheidigt einen Glauben, sieht einen Glaubenskrieg herannahen, spricht von den Lutheranern als ob es Heiden wären.

Ihr Versbau zeigt die meiste Aehnlichkeit mit den strophischen

Gedichten von Maerlant. Sie versificirt ebenso künstlich wie jener, hat nur weit mehr Reime zur Verfügung und geht noch methodischer zu Werke. Sie richtete sich genau nach den Vorschriften der „Kunst der Rhetorik“ des Mathias de Casteleyn, ihres etwas älteren Zeitgenossen und Freundes, der ein angesehener Geistlicher zu Oudenaerde und zugleich Faktor der dortigen Rederijkerkammer *Pax vobiscum* war.[96]

Casteleyn lehrte, dass „Referein“ von „refereren“ herstamme und ein Referein aus höchstens zwanzig zehn- bis zwanzigzeiligen Strophen bestehe, an deren Schluss stets derselbe Vers wiederholt oder „referirt“ werde.

Soweit bekannt hat Anna Bijns nur diese eine Form der Poesie gehandhabt. Alle ihre *Refereinen,* von denen mehr als hundert gedruckt und noch mehr ungedruckt sind, hat sie nach jener Regel zusammengestellt und jedesmal wählt sie einen meist sinnreichen oder spitzen Spruch als Schlusszeile des Gedichts. Jede Strophe baut sich auf diesem Spruch als Grundgedanken auf, während die letzte Strophe den Hauptinhalt der vorhergehenden zusammenfasst. Wiewohl Anna nicht die einzige Dichterin ihrer Zeit gewesen ist, so kann man doch sagen, dass sie sowohl alle ihre Mitbewerberinnen als auch alle ihre Mitbewerber übertroffen hat. Sie ist die erste Frau, die in der niederländischen Literatur eine gewisse Stellung sich errungen hat.

Ihr Verfahren lässt sich leicht schildern. Sie wählt einen wohlklingenden Vers, wie etwa: *Dit komt meest altsamen van Luthers doctrijne,* oder: *Is zonde deugd, de Lutheran zijn santen* und dichtet auf dieses Thema ein halbes oder ganzes Dutzend Variationen, welche zusammen den Werth eines polemischen Zeitungsartikels besitzen, ebenso bissig und parteiisch wie witzig. Eines ihrer ärgsten Refereine gegen die neue Lehre haben wir früher erwähnt.[97] Sieben Mal vergleicht sie Martin Luther und Martin van Rossem und sieben Mal gelangt sie zum Schlusse, dass der geldrische Feldhauptmann nicht der schlimmere Bösewicht sei.

Eine grosse Anzahl der Refereinen von Anna Bijns gehören der erbaulichen Poesie an. Es sind fromme Neujahrswünsche, geistliche Lobgesänge oder auch Klagen über den verkehrten Lauf der Welt, zornige Ausfälle über die Menschen, welche dem Neuen nachjagen und in ihr Verderben rennen. Daneben finden sich

fromme Selbstanklagen, Busslieder, Betrachtungen über die Eitelkeit aller irdischen Dinge.

Ein anderer Theil besteht aus Liebesliedern und stammen dem Anschein nach aus der Jugendzeit der Dichterin, da ihr eigenes Herz sie mehr in Anspruch nahm als die Zeitverhältnisse und die lutherische Ketzerei. Einzelne von ihnen athmen eine Zartheit und Weichheit, die man nicht erwarten sollte, andere zeugen von der Untreue eines Geliebten, wieder andere von Eifersucht.

Diese Lieder können sich auf persönliche Erlebnisse der Dichterin beziehen, doch giebt es auch welche von derselben Art, welche jedenfalls auf Veranlassung Dritter entstanden sind. Ein Gedicht preist den mässigen Lebenswandel im Kloster, ein anderes verherrlicht das lebenslustige Dasein einer alten Jungfer, in einem dritten spricht eine glückliche Gattin zu ihrem abwesenden Manne. Ein launiges Lied verspottet die meisten Ehen und predigt, dass Mann und Frau zumeist einander werth seien; wie die Hähne gern bei den Hühnern stehen, so sähe man auch viele Narren mit Närrinnen sich paaren.

Mit Erstaunen vernahm man in jüngster Zeit, dass Anna Bijns, deren Sittsamkeit bisher nicht minder feststand als ihr Glaubenseifer, Jahre lang die Geliebte von einem oder mehreren Priestern gewesen und obendrein, um sich zu bereichern, die Gemeinschaft verschiedener Weltlicher in Antwerpen geduldet habe.[98] Anna's Biographen mögen diese Frage untereinander entscheiden. Für die allgemeine Geschichte ihres Landes bleibt sie die unvermählte antwerper Schullehrerin des 16. Jahrhunderts, welche sich an dem politisch-theologischen Federkriege ihrer Zeit zu Gunsten des Papstthums betheiligt hat, und zwar mit unverkennbarem Talent, wiewohl sie kein grosser Geist war noch ein grosses Herz besass.

Die römische Kirche schwebte dazumal allerdings in Gefahr und im Vergleich zu vielen ihrer Söhne, welche ihr scheinbar treu blieben und in Wahrheit sie im Stiche liessen, erwies Anna sich als treue und tapfere Tochter. Sie erinnert uns an Frau Baerte van Ysselstein, welche das ihr anvertraute Schloss ein ganzes Jahr hindurch gegen einen übermächtigen Feind vertheidigte. Allein die Katholiken, für welche Anna Bijns, ohne Gut oder Leben zu wagen, eintrat, waren damals weder die Verfolgten noch die Unter-

liegenden. Das waren vielmehr die Anabaptisten und Martinisten, die Anhänger der *vermaledijde luthersche secte*, wie sie auf dem Titelblatt der ersten Ausgabe von Annas Gedichten bezeichnet werden. Diese, nicht die Katholiken, wurden durch die Edikte Karl V. und den Fanatismus seiner Statthalter zu Verbannung, Gefängniss, Rad und Scheiterhaufen verurtheilt. Wäre Anna edelmüthig gewesen, so hätte sie, die antwerper Bürgersfrau und eifrige Katholikin, die hochgestellten Damen in Brüssel um Barmherzigkeit für die armen Ketzer angefleht. Wir erfreuen uns an dem Witz der Dichterin und ergötzen uns eine Zeit lang, wenn wir sehen, wie sie allerlei drastische Ausdrücke von der antwerper Strasse aufliest und den Lutheranern an den Kopf wirft. Aber die Erinnerung an die Galgen, an welchen die Schwärmer aufgehängt wurden, verdirbt uns nur zu rasch den Genuss. Mehr als von Anna Bijns halten wir von der gleichfalls katholischen Anna Roemers, welche an Talent der ersteren weit nachstand, deren gefühlvolles Herz dagegen Angesichts des Jammers des achtzigjährigen Krieges ihr das schöne biblische Citat entlockte: Wie glänzen die Füsse der Friedensboten![99]

Anna Bijns besass kein scharfes Urtheil. Sie soll das achtzigste Lebensjahr erreicht haben, erkannte jedoch nicht, dass der Katholicismus in Niederland weit mehr von Frankreich als von Deutschland her bedroht war und nicht die Lutheraner sondern die Calvinisten einen grossen Theil der Niederlande dem Papstthum abspenstig machen sollten.[100] In ihrer Kurzsichtigkeit schaute sie nur auf Martin Luther und verkannte den eigentlichen Charakter ihrer Landsleute.

Ich weiss nicht, ob Anna Bijns eine Dichterin genannt werden darf. Eine literarische Bedeutung kommt ihr jedenfalls zu und ihre Verdienste nöthigen uns sogar, das landläufige Verdammungsurtheil über die Rederijker in mancher Hinsicht einzuschränken.

Vergleicht man ihre Sprache mit der des Reinaert Vos oder Beatrijs oder Maerlant, so bemerkt man, dass die Niederländer nicht straflos unter die burgundische Herrschaft gerathen waren. Wenn wir bei Dirk Potter viele deutsche Ausdrücke finden zufolge der Regierung des bairischen Hauses[101], so finden sich bei den Rederijkern und Anna Bijns viele französische. Doch hat sie da-

rum keineswegs ihre Muttersprache verlernt, wie so manche brave aber gedankenarme und phrasenreiche Rederijker.[102]

Ich glaube, dass Erasmus bei seinem Ausspruche „in keinem Lande von Europa giebt es eine grössere Zahl mittelmässiger Geister als in Niederland“[103] an die zweihundert oder zweihundert und fünfzig Rederijkerkammern gedacht hat.[104] Ein Genie ist unter ihren Angehörigen nicht erstanden. Trotzdem Anna's Ruhm noch bei ihren Lebzeiten bis in das Ausland drang und einige ihrer Refereinen in das Latein übertragen wurden, hat sie die europäische Literatur um keine unvergängliche Blattseite bereichert. Sie gehört aber zu den Geistern mittleren Ranges und ihre streitbare römischgesinnte Feder sichert ihr einen guten Platz in unserer Literatur.

20.

Wenn auch bei weitem nicht alle Rederijker gute Katholiken gewesen sind so waren doch alle gute Niederländer, und die ganze Institution der Kammern stand, ähnlich wie Innung und Gilde, ursprünglich in Beziehung zur Kirche.

Van Meteren, der in seiner Jugend vielen Festaufführungen der Kammern beigewohnt hat, betrachtete sie als eine nationale Schöpfung. Seine Schilderung ihrer Bestrebungen schliesst mit den Worten: „Dieses haben wir eingehend dargestellt, damit fremde Lande, wo dergleichen Gebrauch nicht besteht, es verstehen können.“[105] In der That hat die Rederijkerliteratur nirgends solch einen Aufschwung genommen wie bei uns und nur die Jeux Floraux in Südfrankreich und die Meistersinger in Süddeutschland können mit unsern Kammern van Rhetorica verglichen werden. Wenn aber Meteren ausführt, dass die Kammern blos Brüderschaften oder Gilden waren, „in welchen Geist und Sinne geübt werden“ ebenso wie die Schützengesellschaften sich „an bestimmten Tagen im Gebrauch der Waffen üben“, so gereicht dieser Vergleich mehr seinem Bürgersinn als seinem historischen Blick zur Ehre.

Die Brüderschaften der Schauspielerdilettanten, aus welchen die Rederijkerkammern hervorgingen, waren Gesellschaften niederer Kleriker, die nach dem Vorbild und auf Anrege der höheren Geistlichkeit in den Kirchen Aufführungen veranstalteten. Später waren denn auch Priester Mitglieder und Vorsteher der Kammern.[106]

Diese rechtgläubige Herkunft erklärt es, weshalb Jakob von Middeldonck 1546 als Dekan einer antwerper Kammer zum Tode verurtheilt wurde. Er hatte die Aufführung eines die katholische Geistlichkeit verletzenden Schauspiels zugelassen und damit den kaiserlichen Plakaten gegen die Ketzer zuwider gehandelt.[107] In Haarlem wurde 1568 der Faktor der Kammer *Pelikan,* der Schuhmacher Heynszon Adrianszen, in aller Form Rechtens gehängt, weil er in seinen Liedern die Pfaffen „Affen" genannt und gemeint hatte, dass die Mönchskappen mit Eselsohren versehen werden müssten.[108] Seine Richter waren keine Mitglieder eines Blutrathes sondern gewöhnliche Schöffen, und selbst der milde Coornhert, damals Sekretair von Haarlem, der sonst stets mit Broschüren gegen die Ketzerjäger bei der Hand war, hat, soviel wir wissen, die Hinrichtung von Heynszon nicht missbilligt.[109]

Die Rechtsprechung ging von der, durch die Geschichte scheinbar bestätigten, Voraussetzung aus, dass die Kammern seit jeher eine rechtgläubige, durch den rechtgläubigen Staat beschützte Institution gewesen. Vorsteher und Mitglieder, welche die Rechtgläubigkeit öffentlich dem Hasse und der Verachtung preisgaben, wurden daher als Landesfeinde betrachtet.[110]

Legen wir diese Hypothese zu Grunde, so lassen sich die Rederijker leicht in verschiedene Klassen eintheilen. Auf der äussersten Rechten standen die für den alten Glauben streitenden Katholiken, geführt von Anna Bijns. Sie war zwar kein Mitglied einer Kammer, aber persönlich befreundet mit orthodoxen Rederijkern und diente diesen als Organ. Diese Rechtgläubigen genossen natürlich den Schutz der Regierung, wiewohl die Censur ihre Ausschreitungen ebenso wenig duldete wie die der anderen Seite.[111]

Den linken Flügel bildeten die Wiedertäufer, deren König von Zion, Johann von Leiden, früher Rederijker gewesen[112], und zu ihnen gehörten auch die heimlichen Gönner, wie jene amsterdamer Rederijker, welche 1535 den Wiedertäufern ihren Versammlungssaal auf dem Dam zur Verfügung stellten.[113] Auch David Jorisz von Delft, zwar kein Anabaptist aber darum nicht minder antipapistisch gesinnt, zählt zur linken Seite. Er wurde wegen Kirchenschändung zu Gefängniss und Geldstrafe, seine mitschuldige Mutter zum Tode verurtheilt und in einem Kloster enthauptet. Sein Vater war ein Krämer und Rederijker, der an verschiedenen

Orten Vorstellungen gab und sich dabei durch seinen kaum vierzehnjährigen Sohn unterstützen liess. Eben dieses frühzeitige Auftreten mag denn den weiteren phantastischen Lebenslauf von David beeinflusst haben.“ [114]

Es gab „freie“ Kammern, welche ein Privileg, und „unfreie“, welche keines besassen. [115] Die unfreien standen in geringem Ansehen und wurden etwa den reisenden Komödianten gleich geachtet. Johann von Leiden und der Vater von David waren, wie ich annehme, Mitglieder unfreier Kammern.

Die Kluft zwischen den Anschauungen des rechten und linken Flügels derselben Genossenschaft konnte kaum breiter und tiefer sein. Die Messe, der Marienkult, für Anna Bijns anbetungswürdige Mysterien, galten den Anderen als Gotteslästerung und Abgötterei. Zwischen ihnen war Raum für mehr als eine Richtung. Da gab es antipäpstliche Rederijker, welche sich damit begnügten, ihre Gesinnungen zu Papier zu bringen. Sie schrieben Schauspiele wie der *Boom der Schrifture* [116] oder Refereine mit satirischen Schlussversen. Doch brachten ihre Gehässigkeiten Niemand um das Leben; Anna Bijns beantwortete sie mit gleicher Münze [117] und damit war die Sache meistens abgethan. Nur selten bestrafte eine rechtgläubige Obrigkeit derartige Pressvergehen so erbarmungslos wie in den obenerwähnten Fällen von Middeldonck und Heynszon. [118]

Andere Rederijker, und zwar die grosse Mehrzahl, verhielt sich völlig gleichgültig zu den kirchlichen Fragen. Sie anerkannten, dass Könige und Priester ihre Macht missbrauchten und meinten zugleich, dass auch die Lutheraner zu weit gingen. Sie hielten die Zeiten für misslich und verdriesslich sowohl für die Priester wie für die Rederijker und wünschten, dass beide streitenden Theile Wasser in ihren Wein schütteten. [119]

21.

Den derart gesinnten Rederijkern aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts geschieht grosse Ehre, wenn man Karl van Mander ihnen zuzählt. Die wenigsten von ihnen besassen neben der Abneigung gegen die trüben Fragen des Tages genügenden Schwung, um gleich Mander und Kiliaen über den Streit der Meinungen

hinweg wenn auch bescheidene so doch nützliche Werke zu schaffen und sich dadurch die Nachkommen zu verpflichten.

Van Mander war ein guter Rederijker, wohldenkend und selbst fromm, wie seine „Goldene Harfe“ darthut, doch eiferte er weder für noch gegen das Papstthum. In kirchlicher Hinsicht gehört er der Mittelpartei an. Bekannt sind die Unbilden, welche er kurz nach seiner Rückkehr aus Italien in Courtrai, unweit von seinem Geburtsort Meulenbeeke in Flandern, erlitt. Ein Regiment Wallonen, welches die spanische Regierung angeworben, meuterte 1577 wegen mangelnden Soldes. Die Wohnung der Eltern von Mander wurde geplündert, er selbst entkleidet, sollte aufgeknüpft werden, als die Dazwischenkunft eines ihm von Italien her bekannten Officiers sein Leben rettete. Fünf Jahre später, 1582, traf ihn dasselbe Missgeschick nochmals. Durch die Pest aus Courtrai vertrieben, flüchtete Mander zu Fuss mit seiner Frau und zwei kleinen Kindern nach Brügge. Unterwegs wurde er wiederum durch meuternde Soldaten überfallen und ausgeplündert; ein Goldstück, welches die Frau in den Saum ihres Unterkleides genäht, blieb sein einziger Zehrpfennig. Seine und der Frau Oberkleider, das Wickelzeug der Kinder, alles wurde genommen, eine alte Decke, die man ihm liess, musste seine Blösse verhüllen.

Offenbar hatte Mander's Biograph den Bericht über diese Unfälle aus dem eigenen Munde des Dichters.[120] Für uns sind indessen die vor der italienischen Reise verfassten Theaterstücke des Fünfundzwanzigjährigen wichtiger. Er hielt sich damals für einen geborenen Dichter und geborenen Maler und die Gemeinde von Meulenbeeke stimmte ihm darin bei.

Manders Theaterstücke besitzen keinerlei polemische Tendenz noch versuchen sie die Leidenschaften anzuregen. Ihm kam es hauptsächlich auf die Schaustellung an, auf scenische Ausstattung, auf glänzende und erläuternde Dekorationen.

Für seine „Königin von Saba“ malte er ein Gefolge von Kameelen und sonstigem Wüstengethier. Als sein „Noah“ in Meulenbeeke aufgeführt wurde, sah man ein gewaltiges Gemälde über die Bühne ziehen, welches Leichen von Menschen und Thieren auf den Wassern schwimmend darstellte. Der biblische Platzregen erfolgte *in natura;* in die Höhe gepumptes Wasser strömte aus den Behältern in solcher Menge auf die Bühne herab, dass die Zuschauer nasse Füsse bekamen und die Arche wirklich *trieb.*

Weichherzige Alte konnten bei dem Anblick der Ertrunkenen und Ertrinkenden ihre Thränen nicht zurückhalten. [121]

Solche Aufführungen erklären nicht nur die ungewöhnliche Volksthümlichkeit der Rederijker trotz aller theologischen Streitfragen, sondern auch das Fortbestehen der Kammern in Nordniederland selbst nach dem Siege des Protestantismus. Die Kammern wurden Theater, ohne ihren Charakter zu verändern; der kirchliche Streit, wie heiss er auch war, war nur ein Intermezzo. [122]

Dreissig Jahre später war Mander von Brügge nach Haarlem übergesiedelt und hatte hier mit Heinrich Goltzius und Cornelis Cornelissen eine Malerschule eröffnet. [123] Nach wie vor war er Dekorationsmaler und Dichter geblieben, auch die Liebhaberei für Schauspiele haftete ihm noch an [124], in der Hauptsache aber hatte er sich anderen Studien zugewandt. Er beschäftigte sich mit der Theorie und Geschichte seiner Kunst und arbeitete bis kurz vor seinem Tode an seinem *Schilderboek*. [125]

Auch in diesem „Buche des Malers“ verleugnet Mander nirgends den Rederijker, sein Stil ist einfach unverzeihlich, wiewohl kein niederländischer Autor aus der Zeit vor der Renaissance so gut wie er im Stande war, ein reich gegliedertes Satzgefüge aufzubauen und glücklich zu Ende zu führen. Die Beherrschung des Ausdrucks hatte offenbar seit 1200 grosse Fortschritte gemacht. Aber die Einbusse der alten Natürlichkeit und Wahrheit wurde dadurch nicht aufgewogen; der Genuss der Früchte vom Baume der Erkenntniss hatte zunächst nur Magenbeschwerden zur Folge.

Die wesentliche Bedeutung des „Buches des Malers“ beruht in dem Absehen von allem theologischen Streit und in seiner Beschränkung auf geschichtliche und künstlerische Studien. Er belehrt uns insbesondere darüber, wie hoch die niederländische Kunst des 16. Jahrhunderts Italien verpflichtet war. Die Reisen über die Alpen lehrten nicht nur Flamänder und Holländer eine höhere Kunstrichtung kennen, sondern entfremdeten sie auch den heimischen Zwistigkeiten. Die besten unter ihnen mussten gefördert werden, wenn sie wahrnahmen, dass die religiösen Fragen alle sonstigen für den menschlichen Geist nicht minder wichtigen keineswegs völlig verdrängten.

Mander ging in dem Todesjahre von Vasari (1574) nach Italien; ob er diesen noch gesehen, muss dahingestellt bleiben. [126] Wenn aber Vasari mit seinem Werke über die grossen Künstler

der italienischen Renaissance trotz aller Ungenauigkeiten der historischen Wissenschaft einen unvergesslichen Dienst geleistet hat, so gebührt dasselbe Lob van Mander mit Bezug auf die Niederlande.[127]

Vasari hat ihn überwältigt. Er versuchte die Schreibweise des Italieners auf das Niederländische zu übertragen, that aber damit seiner Muttersprache Gewalt an und malte auf die Leinwand von Vasari die mythologischen Blumen eines Rederijkers. Das „barmherzige Glück“ *(het goedertieren geluk)* eröffnete jedoch, nach seinem eigenen Ausdruck, ihm ein Feld, welches bisher brach gelegen, so dass er trotz seiner Fehler für die Nachkommen eine Quelle der Belehrung geworden ist, welche ihres Gleichen in der historischen Literatur jener Zeit nicht hat. Van Meteren kann aus Bor, Bor aus Hooft ergänzt werden; van Mander ist einzig in seiner Art.

Blickt man auf die Zeit des Hasses, der Rache und blutigen Glaubensverfolgung, welche Mander durchlebte, so gebührt seinem „Schilderboek“, wiewohl es ein Werk zweiten Ranges, ein Ehrenplatz. Es bezeugt, dass die ernst und liebevoll gepflegte Kunst in Niederland frühe schon ein Gebiet war, auf dem sich die streitenden Richtungen freundlich begegnen konnten. Die neutestamentliche Verheissung, wonach die Sanftmüthigen das Erdreich besitzen werden, trifft auf Mander insofern zu, als sein friedfertiges Schilderboek für die niederländische Gesellschaft mehr Gutes bewirkt hat als alle die streitsüchtigen Refereinen von Anna Bijns und ihrer Gegner.

Dreihundert reformirte Amsterdamer haben im September 1606 den katholischen Flaming mit Kränzen geschmückt und in der alten Kirche begraben; acht trugen den Sarg auf ihren Schultern. Die meisten seiner Verehrer waren unzweifelhaft Rederijker und manchen davon wird er im Leben nicht streitbar genug gewesen sein. Der Tod versöhnt solche Gegensätze und die Heftigen wie die Flauen werden bei dem Begräbniss von Mander gefühlt haben, dass die Zugehörigkeit des Verfassers des Malerbuches zu ihrer Genossenschaft derselben zur Ehre gereiche.

22.

Eine Anzahl von Zeitgenossen von Mander übergehe ich an dieser Stelle. So Coornhert und Marnix, welche noch vor Ablauf des Jahrhunderts starben und um die Mitte desselben ihre schriftstellerische Laufbahn begannen; van Meteren, dessen Werk 1599 erschien, aber bereits geraume Zeit vor 1596 abgeschlossen war; Bor, dessen erster Band 1595 das Licht erblickte; Roemer Visscher, und Spieghel, die den Anbruch der neuen Zeit als gereifte Männer erlebten.

Alle diese Schriftsteller gehörten nicht nur der Zeit nach dem 16. Jahrhundert an, sie unterlagen auch dem Einfluss der Rederijker. Am wenigsten noch Marnix, denn seine Muttersprache war das Französische und er erlernte das Niederländische erst nach seiner Rückkehr aus Genf. Auch kam es ihm für seinen Zweck hauptsächlich auf den Volkston an, so dass die Schule nur geringen Einfluss auf ihn ausübte. Wer von den übrigen den Rederijkern am nächsten stand, wage ich nicht zu entscheiden.

Van Meteren (1535—1612), der Sohn eines antwerper Buchdruckers, tüchtiger Kaufmann und niederländischer Consul in London, widmet den Rederijkern in seiner Chronik eine eingehende Besprechung. Mit Wohlgefallen berichtet er über das genter *Landjuweel* von 1539 und das antwerper von 1562.[128] Der Freund, der sein Leben beschrieb, erzählt mit gewissem Stolze, dass Meteren als Knabe dem Landjuweel von Tournai 1547 beigewohnt und 1549 *den* frohen Einzug in Antwerpen mitgemacht habe.[129] Er scheint hiernach von Jugend auf Geschmack an Schaustellungen gehabt zu haben.

Bor (1559—1635), Sohn eines Apothekers aus Utrecht, später Notar in Haarlem und Rentmeister von Nordholland, Autodidakt wie Meteren, erholte sich von seinen *Nederlandsche oorlogen* durch die Abfassung von zwei Rederijkerdramen.[130] Die Rederijkerspiele und -Gespräche des fruchtbaren Coornhert (1522—1590) werden nach halben Dutzenden gezählt.[131] Spieghel (1549—1612) dichtete zuweilen in so schlechtem Rederijkerstil, dass Roemer Visscher (1547—1620) ihn weidlich necken konnte, wiewohl auch dieser den gleichen Fehler nicht zu überwinden vermochte.[132] Kiliaen (1531—1607) endlich hat Commines und Guicciardini in demselben Stil aber vortrefflich übersetzt, während sein niederländisches

Wörterbuch der Sprachwissenschaft vorzügliche Dienste erweisen sollte. [133]

Dennoch bewegen uns dringende Gründe, dieses literarische Siebengestirn in das 17. Jahrhundert zu verweisen. Coornhert, Visscher und Spieghel haben zuerst die Sprache zu reinigen versucht und sich damit gegen die auch ihnen anhaftenden Gebrechen der Rederijkers erhoben. [134] Van Meteren und Bor, beide eifrige Anhänger der neuen Ordnung, haben durch ihre Aufzeichnungen über den Abfall der Niederlande Arbeiten geliefert, welche in der Hauptsache den Nachkommen zu Gute kamen. Und vollends war dieses mit Marnix (1538—1598) der Fall. Der Abscheu vor dem Katholicismus, der bei der Stiftung der Republik der Sieben Provinzen in so hervorragender Weise mitwirkte, fand in Marnix seinen vielleicht schärfsten Ausdruck, und wir werden ihm erst gerecht werden können, wenn wir von jenem Hasse sprechen, dem die Liebe der Niederländer zur politischen wie religiösen Freiheit zu Grunde lag.

Ueberblicken wir die gesammte mittelniederländische Literatur, so ergiebt sich, dass unsere Vorfahren seit dem 13. Jahrhundert an der allgemeinen europäischen Literatur Antheil zu nehmen begannen. Zu Anfang nährte sich ihre Phantasie, abgesehen von der Bibel und den Legenden, welche stets im Vordergrunde blieben, mit den Sagen von Siegfried und Attila, deren Erzeugnisse, das Nibelungen- und Walthariuslied, zugleich der ihnen angeborenen Wildheit schmeichelten wie durch die Grossartigkeit der Sanftmuth bezauberten. Später kam der Sagenkreis von Karl dem Grossen mit dem Rolandslied und den vier Haimonskindern hinzu, welche ihnen die Ideale des Lehnwesens und der Vasallentreue vorführten. Die Kreuzzüge endlich veranlassten die Entstehung der Ritterromane, welche sich um König Artus und den heiligen Gral gruppirten und die Züge nach Osten, den Kampf mit den Ungläubigen verherrlichten. Die Helden waren durchweg die Schützer bedrängter edler Frauen, wurden selbst von Zauberern beschützt und überwanden allerlei Ungethier auf wie unter der Erde. Diese Ritter hiessen Parzival, Tristan, Lancelot und so weiter, und die meisten der nach ihnen benannten Romane wurden der Reihe nach in das Mittelniederländische übertragen. Dasselbe geschah mit den Legenden von Alexander d. Gr. und dem Streit um Troja, welche in ein ritterliches Gewand gesteckt wurden.

Ermüdet vielleicht durch das Ausschweifende dieser Phantasiegebilde horchten unsere Väter mit Wohlgefallen auf die Stimmen von Melis Stoke, Maerlant und dessen Schüler.[135] Neben der biblischen wurde die vaterländische und allgemeine Geschichte behandelt, aber auch Moral, Dogmatik und Naturgeschichte. Doch fanden sie die Kost trocken und suchten durch „Beatrijs“ und „Reinaert Vos“ mit der Poesie Fühlung zu behalten. Die Rechtgläubigkeit der Beatrijs war über allen Zweifel erhaben, niemals war die h. Jungfrau in kirchlicherem Sinne verherrlicht worden. Niemand konnte aber auch behaupten, dass Reinaert ein Ritterroman, führte doch ein Bürger das Wort und verspottete die Grossen der Erde. Von Maerlant besassen sie obendrein den satirischen „Martin“, der ihren demokratischen Neigungen nicht wenig schmeichelte. Dazu kamen noch die kleinen Liebeslieder, welche den Bürgermädchen huldigten, die Liebesgeschichten des Dirk Potter, die launigen oder ernsten sangbaren Balladen.

Die Rederijker endlich brachten die biblische Geschichte und die griechisch-römische Mythologie auf die Bühne, griffen in den Streit der religiösen Meinungen mit ihren Spottgedichten ein, ersetzten schliesslich diese durch Studien auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst und Sprache.

Fassen wir alles zusammen, so bildet es kein zu verachtendes literarisches Erbtheil. Allerdings war das meiste den alten Klassikern, Italienern, Deutschen und Franzosen entlehnt, aber das Entlehnte hatte im Laufe der Zeit ein immer nationaleres Gepräge erhalten. Und insbesondere die Literatur der Rederijker enthielt mehr specifisch nationale Bestandtheile als alles vorhergehende zusammengenommen.

23.

Die mittelniederländische Literatur besteht zum grössten Theil aus Poesie, doch darf das unser Urtheil über die spärlich vertretene Prosa nicht beeinflussen. Viele bedeutende mittelniederländische Prosatexte sind bis auf den heutigen Tag ganz oder theilweise ungedruckt, andere als Inkunabeln selten geworden und nur wenige haben in den letzten Jahren neue Auflagen erlebt.[136]

Für die Sprache sind Poesie und Prosa gleich wichtig und in sprachgeschichtlicher Hinsicht reichen die Prosaschriften der

mittelniederländischen Mystiker nicht viel weniger weit hinauf als die ältesten Gedichte. Technisch steht die Prosa der Predigten von Johann Brugmann fast auf derselben Stufe wie die Verse von Reinaert Vos.

Ein sehr empfindlicher Unterschied offenbart sich jedoch, sobald wir von der prosaischen theologischen Literatur absehen. Unter den poetischen Erzeugnissen befinden sich immerhin manche von ganz oder theilweise nationalem Ursprung. Nationale Romane und Erzählungen in Prosa suchen wir vergebens. Unsere Prosaschriftsteller waren unermüdlich im Uebersetzen aus dem Latein oder Französischen, aber aus sich selbst heraus haben sie kein einziges nennenswerthes Werk geschaffen.

Vortheilhaft unterscheidet sich dagegen die Prosa von der Poesie durch ihre grössere Freiheit der Bewegung. Nicht gebunden an den Reim, unbehindert durch den Schnürleib fester Versmasse, waren die Prosaiker weniger der Versuchung ausgesetzt, ihren Gedanken durch verdrehten Ausdruck Gewalt anzuthun oder sie durch inhaltloses Füllwerk abzuschwächen. Die meisten Mängel der mittelniederländischen Reime entsprangen daraus, dass die Dichter nur ausnahmsweise dichterische Begabung besassen und um jeden Preis Verse schmieden wollten.

Ebenso wie die besten Dichtwerke zeichnen sich auch die besten mittelniederländischen Prosaschriften durch eine Naivetät aus, welche im Laufe der Jahre verloren gegangen oder doch nur in der Volksliteratur sich erhalten hat. Im übrigen konnte unsere Prosa erst mündig werden, nachdem sie mehr als eine peinliche Operation durchgemacht hatte.

24.

Der Einfluss des Latein auf unsere Literatur war fast unmerklich, trotzdem es im Mittelalter allgemein in Gebrauch war. Es erging ihm wie es den Landessprachen eroberter Provinzen zu ergehen pflegt. Unsere mittelniederländischen Autoren, welche sich des Latein bedienten, vom egmonder Mönch bis zu Thomas von Kempen, verdarben eher die klassische Sprache durch das Einflechten niederländischer Ausdrücke, als dass sie ihre eigene Sprache nach jener verbessert hätten. Erasmus gab das Latein sich selbst zurück, that aber für seine Muttersprache noch weniger

als alle anderen. Ohne sein Andenken zu schädigen, darf man behaupten, dass er das Niederländische für ein verlorenes Idiom hielt.

Weit mehr als das Latein hat das Französische das Mittelniederländische beeinflusst. Es war dies eine Folge sowohl der langen Herrschaft eines französischen Fürstenhauses als auch des grossen Anklanges, den die französische Sprache und Literatur in Europa fanden. Floris V., der für einen Förderer der heimischen Sprache gilt, hatte als Knabe französisch gelernt und schrieb noch in reiferen Jahren französische Briefe an den König von England.[137] In England wiederum war das Französische seit Wilhelm dem Eroberer, 1066, die Sprache aller Vornehmen und der englische Edelmann Mandeville schrieb noch 1357 seine „Reise nach dem Orient“ französisch, weil es allgemeiner verstanden werde als das Latein. Erst später verfertigte er eine lateinische und eine englische Uebersetzung seines eigenen Werkes. Will man ihm Glauben schenken, so sprachen in jenen Tagen sogar an dem Hofe von Kairo Einige französisch.[138]

Im 13. Jahrhundert lebten an den Fürstenhöfen von Deutschland französische Sprachlehrer, nicht blos um der Mode willen sondern weil man in Deutschland Werth darauf legte, die französische Literatur aus erster Hand kennen zu lernen. In Frankreich dagegen betrachtete man diese Verbrüderung der beiden Völker auf sprachlichem Gebiet als ein neues Bollwerk gegen den Islam.[139]

Wie verbreitet die Kenntniss des Französischen zu derselben Zeit unter den höheren Ständen in Italien war, lehrt die Episode von Franceska da Rimini bei Dante. Dante selbst hatte das Französische in Paris gründlich erlernt und die mittelniederländischen Studenten befolgten sein Beispiel. Selbst die Taugenichtse unter ihnen fühlten sich gekränkt, wenn man ihnen Unkenntniss des Französischen vorwarf. Vollends war es an den kleinen Höfen von Geldern, Brabant und Flandern eingebürgert.[140]

Dennoch lehrt die grosse Menge von Uebersetzungen aus dem Französischen, dass die grosse Masse nur das Niederländische verstand. Selbst Jan van Heelu, der begabte flämische Dichter, befand sich in dieser Lage.[141] Dass aber das Mittelniederländische sich allmählich nach dem Muster des Französischen ausbilden musste, lässt sich nach diesen Uebersetzungen und bei dem Französischsprechen der Vornehmen, bei der Nachahmung des fran-

zösischen Kanzleistils in politischen Urkunden leicht ermessen. Das ausgebildete Latein wurde von dem unentwickelten Mittelniederländischen verdrängt, dieses aber erlag dem entwickelteren Französisch.

Hiernach ist die Form unserer mittelniederländischen Literatur zu beurtheilen. Die rein nationalen Züge derselben sind entweder plump, wie bei Maerlant, oder pedantisch bei den Rederijkern. Aber mehr als einmal erlernten die Niederländer von den Franzosen die Kunst, zugleich einfach und erhaben, witzig und anmuthig zu sein. So oft sie hierin Glück hatten, leisteten sie vortreffliches und die kleine Auswahl dieser gelungenen Versuche bildet eigentlich die mittelniederländische Literatur.

Anmerkungen.

Erstes Buch.

Dreizehntes Jahrhundert. — Oliver von Köln.

S. 4: **1)** „Auris Batava“ Op. Erasmi ed. Le Clerc (1703), 2, 1083 [ed. Basil. 1551 f. 961]. — **2)** Martialis 6 n. 82: Ad Rufum.

S. 6: **3)** De Jonge, Nederl. Zeewezen 1, S. 8.

S. 7: **4)** Oliverius Colon. scholasticus Historia Damiatina u. Hist. regum terrae sancte [unvollständig] bei Eccard, Corp. hist. 2, 1355—1450 (1723); vgl. Wagenaar, Vad. Hist. (1749) 2, 342 ff.; Dirks, Noord-Nederland en de Kruistogten, 1840; Junckmann, Mag. Oliverius Scholasticus und der Kreuzzug von Damiette, Münster 1851; Moll, Nederl. Kerkgesch. 2 a, 13 ff.; Wybrands, Studien en Bijdragen, 1872, S. 72 ff. [Ueber die Schriften des Oliver ist vor allem Zarncke in den Berichten d. K. Sächs. Ges. d. Wiss. Phil.-hist. Kl. 1875 zu vergleichen; über den Kreuzzug nach Damiette 1218 handelt am besten Röhricht, Beitr. z. Gesch. d. Kreuzzüge 2, 239 ff.]

S. 8: **5)** Ueber den zweiten Aufenthalt Olivers in den Niederlanden, 1224, vgl. die Chronik des Emo [Monum. Germ. Scriptores 23, 499 ff.], auszüglich bei Dirks, S. 153 ff.

S. 9: **6)** Das Leben des Abtes Gregor von Utrecht von Liudger (744—809); Leben des Bonifaz von einem Priester zu Utrecht [ziemlich werthlose Ueberarbeitung der V. B. von Willibald, vgl. Will, Reg. Mogunt., S. VII]; Ewa Fresonum. — **7)** Van Wijn, Huiszittend leeven 1, 554. — **8)** Montalembert, Conversion de l'Angleterre par les moines. 4. A. 1878; Moll, a. a. O. 1, 350 ff.; Müller, Bonifacius 1, 1 ff. — **9)** A. Maury, Forêts de la Gaule (1867), Kap. 3, 8, 11; Montalembert, Moines d'Occident. 6. A. 1867, 2, 381 ff.

S. 10: **10)** Dozy, Hist. des Musulmans d'Espagne 4, 132 ff. — **11)** Wüstenfeld, Die Akademien der Araber und ihre Lehrer, Gött. 1837.

S. 11: **12)** Die Verbreitung des Christenthums in England in der römischen Zeit kommt hier nicht in Betracht. — **13)** [Baeda, Hist. Angl. l. 2, c. 13, ed. Holder, S. 90]; ags. Uebers. K. Alfreds bei A. Thierry, Conquête de l'Angleterre I, Beil. 4.

S. 12: **14)** Die Chronik des Emo, Abtes von Blumenhof bei Wittewierum (1204—1237), ist zuletzt von Weiland, Mon. Germ. Scriptores 23, S. 454 ff. herausgegeben worden.

S. 13: **15**) Emo z. J. 1219, M. G. Ss. 23, 488 ff.

S. 14: **16**) Moll 2c, 45 ff.; Biograf. Woordenb. v. van der Aa 18, 15 ff.; Van den Bergh, Oorkondenb. v. Holland 1, n. 102.

S. 16: **17**) Vgl. die Formeln bei A. Thierry, Récits Mérovingiens im 5. Abschnitt [6. A. 2, 176 ff.].

S. 17: **18**) Vgl. das Decret des Concils von Limoges 1031 bei Ducange, Glossar. ad v. Interdictum; UB. v. Holland, n. 253. — **19**) Gemälde von J. P. Laurens im Luxemburg-Museum zu Paris. — **20**) Brill, Willem I. van Holland, 1880. — **21**) V. Frederici, c. 58 bei Wybrands, Abdij Mariengaarde, S. 70.

S. 19: **22**) Hist. Damiatina, c. 7. — **23**) Hist. Dam., c. 6.

S. 20: **24**) Emo z. J. 1224, M. G. Ss. 23, 505 ff. — **25**) V. Frederici, c. 20.

S. 21: **26**) V. Frederici, c. 1, 2, 48. — **27**) Emo z. J. 1230, M. G. Ss. 23, 512. — **28**) Auch Emo berichtet dieses z. J. 1224, verkehrt jedoch die Thatsachen zu Ungunsten des Herdricus, M. G. Ss. 23, 500 ff.

S. 22: **29**) V. Ethelgeri bei Wybrands, a. a. O. S. 228 ff. — **30**) Spiegel historiaal 4a, Prolog. — **31**) UB. v. Holland, n. 227, 145.

S. 23: **32**) UB. v. Holland, n. 96; Wersebe, Niederl. Kolonien im nördl. Deutschland im 12. Jahrhundert. Hann. 1815. [UB. v. Bremen 1, n. 27, 56; Borchgrave, Hist. des colonies Belges en Allemagne, Brux. 1865.] — **33**) Agrum agris copulantes vix mari concedunt ut terminum suum faciat, Presb. Ultraject. [V. Bonifacii, A. SS. Bolland. 5 Jun. 1, S. 480, c. 3]. — **34**) Moll a. a. O. 1, 469.

S. 24: **35**) Hist. Damiat. c. 41.

S. 25: **36**) Bei Dozy, Recherches sur l'histoire et la littérature de l'Espagne, 3. A. 1881, 2, 338—348. — **37**) Chanson de la croisade contre les Albigeois ed. P. Meyer, besonders v. 421—539. — **38**) Byzantina historia ed. Bekker (Corp. scr. hist. Byz.), S. 786 ff.

S. 26: **39**) Joinville, Hist. de S. Louis ed. de Wailly, c. 99, § 505 f.; c. 36, § 167 ff. — **40**) Villehardouin, Conquête de Constantinople, ed. de Wailly, S. 151, § 255. — **41**) Hist. Damiat., c. 17. — **42**) A. a. O. c. 31. — **43**) A. a. O. c. 18. — **44**) Makrizi ed. Hamaker, S. 32, 108, Anm. 58.

S. 28: **45**) Vgl. das Schreiben in der Chronik von Emo [M. G. Ss, 23, 478 ff.]. — **46**) De Jonge, Nederl. Zeewezen 1, 11 ff.

S. 29: **47**) UB. v. Holland n. 262, 263.

S. 30: **48**) Abbildungen des Steines geben van Wyn, Huiszittend leeven 1, 442, 534 und Hofdijk, Ons Voorgeslacht 3, 163. — **49**) Vgl. die Siegelabbildungen bei Kluit, Hist. critica, 1784. — **50**) Ein colorirtes Facsimile der einen befindet sich bei van Wyn a. a. O. 2, 377; eine Umrisszeichnung der andern bei Vosmaer, Over Kunst (1882), S. 55. Der niederländische Ursprung beider ist bestritten.

S. 31: **51**) Niketas, Byz. hist. ed. Bekker, S. 786 ff.

S. 32: **52**) A. a. O. S. 824. — **53**) A. a. O. S. 838. — **54**) A. a. O. S. 791. — **55**) A. a. O. S. 786. — **56**) A. a. O. S. 757 ff.

S. 33: **57**) Eelco Verwijs, Maerlant's strophische gedichten (1880), S. 124 bis 131. Vgl. „Maerlant en de kruistochten" in J. Te Winkel, Maerlant's Werken (1877), S. 128 ff. [Jonckbloet, Gesch. d. nederl. Letterkunde, 3. A., 1884, 2, 145]. — **58**) Maerlant, Ene disputacie van onser Vrouwen en van den h. Cruce v. 335 ff., ed. Verwijs, S. 91; Melis Stoke, Rijmkronijk 2, v. 815—824.

S. 34: **59**) Van den Lande van Oversee v. 77—87; 222—224. Vgl. die Lebensbeschreibung des Nicolaus de Hanapis, Hist. litt. de la France 20, 51 ff. — **60**) Hist. de S. Louis c. 144, § 735. — **61**) Voltaire, Essai s. l. moeurs, c. 53 ff. (Ausg. v. 1878) 1, 435 ff.

S. 35: **62**) Burckhardt, Kultur der Renaissance in Italien. 3 A. 1, 3 ff., 60 ff. — **63**) Mas-Latrie, Chypre sous les Lusignans 1, S. 499 ff. — **64**) Hist. de S. Louis c. 77, § 394 ff.

S. 37: **65**) Lecoy de la Marche, La chaire française au moyen age, 1868. Französische Klosterpredigt bei Bartsch, Chrestomathie de l'ancien français, 4. A., S. 207 ff. Franz. und lat. Auszüge bei G. Merlet, Extraits des classiques français, Band I. [Die erste vollständige kritische Ausg. der französischen Uebersetzung der Predigten Bernhards hat W. Foerster, Romanische Forschungen ed. Vollmüller 2, S. 1 ff., geliefert; die hier angezogene Stelle befindet sich S. 93.]

S. 38: **66**) Hist. Dam. c. 41. — **67**) A. a. O. c. 17. — **68**) A. a. O. c. 8.

S. 39: **69**) A. a. O. c. 9. — **70**) A. a. O. c. 11.

S. 40: **71**) Hist. de S. Louis c. 60, 65, § 299 ff., 329. — **72**) A. a. O. c. 52, § 258—260. — **73**) Villehardouin repräsentirt meiner Meinung nach besser selbst als Joinville den idealen Kreuzfahrer. Wenn man vergessen könnte, dass sein Werk die Eroberung von Konstantinopel, eine der fünf oder sechs grössen Anstössigkeiten der Weltgeschichte, behandelt, sowie dass der Verfasser kein Wort des Tadels für alle Unthaten hat, so würde kein anderes Geschichtswerk uns die Majestät und Frömmigkeit der Kreuzzüge besser veranschaulichen.

Zweites Buch.

Vierzehntes Jahrhundert. — Graf Johann von Blois.

S. 41: **1**) Vgl. die Stammtafel der Blois' bei Van Berkum, Beschrijving van Schoonhoven, 1762.

S. 42: **2**) De Lange van Wijngaarden, Geschiedenis der heeren en beschrijving der stad van der Goude, 1813—17, 2 Bde.; der 3. Band, von J. N. Scheltema bearbeitet, erschien 1879. — **3**) [Bolhuis van Zeeburgh, Hollandsche geschiedbronnen voor het beiersche tijdperk (1345—1436) in den Bijdr. voor vaderl. Gesch. en Oudh. 8 (1875), S. 347 ff.]

S. 43: **4**) Backhuizen van den Brink bei Acquoy, Gerardi Magni epistolae 14, S. 44 ff. — **5**) Römer, Kloosters en Abdijen 1, S. 178, 229.

S. 46: **6**) De Rooij, Nederlandsche handel, S. 41; Koenen, Nederl. Boerenstand, S. 17. — **7**) Hooft van Iddekinge, Friesland en de Friezen, 1881, S. 19 ff., 221 ff. — **8**) Fustel de Coulanges, Institutions politiques de l'ancienne France, 1877, 2. A., S. 354 ff. — **9**) UB. v. Holland, n. 17.

S. 48: **10**) Fustel de Coulanges, a. a. O. S. 244. — **11**) UB. von Holland n. 1, 3, 9.

S. 49: **12**) Fustel de Coulanges, a. a. O. S. 331 ff.

S. 50: **13**) Rijmkronijk 1, v. 447—462 [Bolhuis van Zeeburgh, Over de gesch. der eerste graven uit het hollandsche huis in Bijdr. voor vaderl. gesch. N. R. 6, 249 ff.].

S. 52: **14**) Moll, Kerkgesch. 2a, S. 52 ff. [Wattenbach, Deutschlands Geschichtsq. 5. A., 1, S. 359 ff.]. — **15**) Motley, Rise of the Dutch republic (1877), S. 14. — **16**) Van Rees, Staathuishoudkunde in Nederland, 1865, 1, S. 36 ff.

S. 54: **17**) Er liess dem Bruder durch einen egmonder Klosterjüngling die Grabschrift setzen: Der Sprache des Herzens folgend erniedrigte Sikko sich selbst. Van Wyn, Zusätze zu Wagenaar, Vad. hist. 2, Anhang, S. 63.

S. 55: **18**) Fustel de Coulanges, Origines du régime féodal, Revue de Deux-Mondes 1874, Aug. 1, S. 562 ff. — **19**) A. Thierry, Révolution communale du 12. siècle (Considerations sur l'hist. de France, c. 6); Gallée's Abhandlung über Maerlant in den Gids vom August 1881, S. 327 ff.

S. 56: **20**) Koenen, Boerenstand, S. 34 ff.; Ter Gouw, Gesch. v. Amsterdam 1, S. 391 ff. — **21**) Fruin, Een holl. stad in de middeneeuwen, Gids 1873, Aprilh., S. 165 ff. — **22**) Van Rees, Staathuishoudkunde 1, 77 ff.

S. 57: **23**) [Vgl. im Allgemeinen Blok, Eene holl. stad in de middeleeuwen, Haag 1883.] — **24**) Vgl. die Abbildung bei Ising, Het Binnenhof, 1880; Bakhuizen van den Brink in Verslagen der k. Akademie 6, S. 265 ff. — **25**) Vgl. das Gedicht bei Orlers, Beschr. v. Leiden, 1641, 2. A., S. 88 ff. [Blok, a. a. O. S. 105—146].

S. 58: **26**) Fruin, a. a. O. S. 128 [Dass der Verfasser hier auf der einen Seite irriger Weise verallgemeinert, auf der anderen das damalige Rechtsleben einseitig auffasst und keineswegs in allem Fruin's Ansichten wiedergiebt, würde ich nicht betonen, wenn nicht Fruin's treffliche Abhandlung, welche Leidens Entwicklung schildert, in Deutschland so unzugänglich wäre.] — **27**) Rechtsboek van den Briel, ed. Fruin en Pols, S. 22.

S. 59: **28**) Fustel de Coulanges, a. a. O. S. 543; Lex Frisionum ed. Richthofen, M. G. Leges 3, S. 673 ff., tit. XXII. — **29**) Fruin, Een holl. stad, S. 145 ff. — **30**) Ter Gouw, Gesch. v. Amsterdam 1, 95 ff.; UB. v. Holland n. 434; van Rees a. a. O. 1, 95 ff.

S. 61: **31**) „Om in zee natgemaakt te worden". De Lange v. Wijngaarden, a. a. O. 1, 189 ff.

S. 63: **32**) De Lange van Wijngaarden, a. a. O. 1, 104 ff.

S. 64: **33**) Vgl. die Rechnungen bei De Lange van Wijngaarden, a. a. O. 2, S. 82—118; Ansichten vom Schloss, S. 94.

S. 65: **34**) Vgl. die Rechnungen bei De Lange van Wijngaarden 1, 698 bis 720.

S. 66: **35**) „Uitdragende goed" de Lange v. W. a. a. O. 1, 669 ff.

S. 67: **36**) Chaucer (1328—1400) Canterbury tales, Prolog v. 43 ff. — **37**) Wagenaar, Vad. hist. 3, 252 ff.; Lavisse, Études s. l'hist. de Prusse, 1879, S. 156 ff. [Script. rer. Pruss. 2, S. 742 ff. und 3, S. 443 ff. sind ungemein reichhaltige Rechnungen und Nachrichten über Preussenfahrten abgedruckt und zusammengestellt.]

S. 69: **38**) De Lange van Wijngaarden, a. a. O. 1, 541—557.

S. 73: **39**) Matthaeus, Analecta med. aevi 3, 687 ff.

S. 74: **40**) Vgl. den Aufsatz von v. d. Bergh in den Bijdragen voor vad. Gesch. 1871, N. R. 1, 29 ff.

S. 75: **41**) Vgl. das Trauerspiel eines Ungenannten: Wolferd van Borssele, Amsterdam 1865.

S. 77: **42**) Das Siegel von Beilinc ist bei de Lange van Wijngaarden, a. a. O. 1, 735 abgebildet. Vgl. den Aufsatz von Bolhuis van Zeeburgh in den Bijdr. voor vad. Gesch. 1871, S. 94 ff. [Die Sage hat diesem Ereigniss lange Zeit eine unverdiente Berühmtheit in der niederländ. Geschichtsschreibung erworben und erst Fruin sie in ihrer Ausschmückung aufgedeckt, vgl. Wenzelburger, Gesch. d. Niederlande 1, S. 310 ff.]

Drittes Buch.

Fünfzehntes Jahrhundert. — Thomas von Kempen.

S. 79: **1**) Da ich früher die Autorschaft des Thomas von Kempen bezüglich der Imitatio Christi bezweifelt habe, so muss ich hier erklären, dass nähere Untersuchungen mich von dem Irrigen meiner früheren Meinung überzeugt haben. Vgl. unten § 9.

S. 80: **2**) Degérando (1772—1842) bei A. Pierson, De realismo et nominalismo, S. 13. — **3**) Scholten, Gesch. der godsdienst en wijsbegeerte, 3. A., S. 149 ff.

S. 81: **4**) Renan, Averroès et l'averroïsme, 2. A., S. 301 ff. [Hettner, „Die Dominikaner in der Kunstgeschichte“ in Italien. Studien, S. 99 ff.]

S. 82: **5**) Paradies 10 v. 133—138. — **6**) Hist. littéraire de la France 16, 39—56 und 21, 107—111; Renan, Mélanges d'hist. et de voyages, S. 453 ff. (Studie über Victor Leclerc).

S. 83: **7**) Vgl. den Aufsatz von Gaston Paris über Siger in der Revue polit. et littér. v. 5. Nov. 1881 n. 19; Haureau, Hist. de la philosophie scolastique 2b, S. 129 ff.

S. 84: **8**) Raumer, Gesch. d. Hohenstaufen, 3. A., 3. Buch, 7, S. 110 ff.; Burckhardt, a. a. O. 1, S. 4, 69, 336; 2, S. 48, 265, 279; Renan, Averroès, S. 286 ff. — **9**) Vgl. Hist. Damiat. c. 20, 13, und den Brief Olivers an den Sultan Malek al Kamel, Eccard a. a. O. 2, S. 1439 ff.

S. 85: **10**) Hölle 13 v. 31—78.

S. 86: **11**) Ueber den Besuch der ausländischen Universitäten durch Niederländer vgl. Moll a. a. O. 2b, 285 ff. Die eingeklammerten Zahlen geben mehr oder minder genau die Entstehungszeit der betreffenden Hochschulen an. [Vgl. Budinszky, die Univ. Paris und die Fremden an derselben im Mittelalter, Berlin 1876.] — **12**) Moll a. a. O. 2b, 272 ff.

S. 87: **13**) Wybrands a. a. O. S. 82, Anm. — **14**) R. Fruin, Ueber Philipp v. L. in den Verslagen d. k. Akad. 8, 220 ff. — **15**) Delprat, Fraterhuizen, 2. A., S. 4—27. [Eine Liste von Niederländern, welche in Paris studiert, stellt Budinszky a. a. O. S. 164 ff. zusammen.] — **16**) Heine's Werke, Ausg. v. 1861, 2, S. 321.

S. 88: **17**) Aus dem Archithrenius von Jean d'Antville oder De Hanvil bei Demogeot, Littérat. française, 1878, S. 164 ff. — **18**) Text bei E. Verwijs, X goede boerden, S. 37—40.

S. 89: **19**) Verwijs a. a. O. S. 11—18. — **20**) Neunter Tag, sechste Novelle. — **21**) Angeführt bei Raumer a. a. O. 6, 350; vgl. Verwijs, S. 48. [Die betreffende Stelle ist Bulaeus Hist. univ. Paris 2, S. 688 entlehnt.]

S. 91: **22**) Lecoy de la Marche, Chaire française, S. 425 ff. — **23**) [Wattenbach a. a. O., 4. A., 2, S. 364 ff.]

S. 92: **24**) Mooren, Nachrichten über Thomas a Kempis. Crefeld 1855.

S. 93: **25**) Matthaeus, Analecta 1, 514 ff.; 5, 516 ff. — **26**) Arend, Geschiedenis des vaderlands 2c, S. 104 ff. — **27**) Dumbar, Kerk. en wereldlik Deventer 2, S. 153 ff.

S. 94: **28**) Vgl. das Manifest der utrechter Stände von 1426 bei Matthaeus, Anal. 3, S. 631 ff. — **29**) Matthaeus a. a. O. 5, 513 ff.

S. 95: **30**) Hattum, Gesch. v. Zwolle 1, c. 14.

S. 96: **31**) Man vermuthet in ihm den Uebersetzer von „Somme le Roy“; vgl. jedoch Jonckbloet, Letterkunde, 3. A., 2, S. 387. — **32**) Chron. Joh. de Beka bei Mathaeus Anal. 3, S. 402 ff. — **33**) Chron. v. S. Agnetenberg c. 49. — **34**) Mémoires de Messire Olivier de la Marche z. J. 1461 [Coll. Petitot 10, S. 227].

S. 99: **35**) [Der Aufstand von Cade fand 1450 statt; vgl. Pauli, Engl. Gesch. 5, S. 307 ff.]

S. 100: **36**) „Meditationes vitae Christi“. Op. s. Bonaventurae, 1609, 6, 334—401. — **37**) De ministerio Marthae et Mariae, a. a. O. c. 45—57. — **38**) Paradies XII, v. 31 ff. — **39**) Meditationes vitae Christi, c. 51: de contemplatione humanitatis Christi; c. 52: de contemplatione coelestis curiae; c. 53: de contemplatione majestatis Dei. — C. 56: de quatuor impedimentis contemplationis: vel sensus egens, vel cura pungens, vel culpa mordens, vel irruentia imaginum corporearum phantasmata. — **40**) Spitzen, Thomas von Kempen, S. 267 ff. — **41**) Consolatorium theologicum praecl. viri mag. Johannis de Tambaco, sacr. litt. doctoris. Inkunabel von 1493 auf der Nationalbibliothek zu Paris. [Die erste Ausgabe erschien Mainz c. 1470 u. d. T.: „Consolacio theologiae“; vgl. Hain Rep. n. 15235, Graesse Trésor, 6, 2, S. 24.]

S. 101: **42**) Imitatio Christi ed. Hirsche (1874) I, c. 2 v. 1; c. 13 v. 56, 57; c. 20 v. 14, 15; III, c. 24 v. 21. — **43**) Ueber Reim und Rhythmus der Imitatio vgl. Hirsche, Prolegomena z. einer neuen Ausgabe, 1873, I 123 ff., 215 ff. — **44**) Spitzen a. a. O. S. 268 ff. — **45**) Ueber Johann v. Schoonhoven s. Spitzen a. a. O. S. 77 ff.; Acquoy, Windesheim 2, 318, Anm. 3. — **46**) Spitzen a. a. O. S. 71 ff., 133 ff.

S. 102: **47**) Imit. Christi ed. Hirsche I, c. 20 v. 24—29. — **48**) A. a. O. III c. 50 v. 97—99. — **49**) Acquoy im Ned. Spectator v. 17. Sept. 1881, n. 38; Spitzen, Nalezing, 1881, S. 21 ff. — **50**) Ein Facsimile des in Brüssel befindlichen Autographs von 1441 hat Ch. Ruelens, 1879, mit einer gewichtigen Einleitung versehen, herausgegeben. — **51**) Ein lithograph. Facsimile eines Blattes der overijsselschen Uebersetzung giebt Spitzen, Thomas a Kempis gehandhaafd, Pl. V.

S. 103: **52**) Imit. Chr. ed. Hirsche, S. 329, IV, c. 7 v. 32—41. — **53**) „Venae divini susurri“. Imit. III, c. 1 v. 4, ed. Hirsche, S. 131. — **54**) „Cella continuata dulcescit, et mala custodita taedium generat.“ Imit. I, c. 20 v. 65 f., ed. Hirsche, S. 52.

S. 104: **55**) Habet magnum et salubre purgatorium patiens homo, qui suscipiens injurias plus dolet de alterius malitia quam de sua injuria. Imit. I, c. 24 v. 16, ed. Hirsche, S. 70. — **56**) Imit. III, c. 49 v. 54—62, ed. Hirsche,

S. 259. — **57**) Imit. II, c. 1. v. 102, ed. Hirsche, S. 88. — **58**) Imit. III, c. 46 v. 3 ff. ed. Hirsche, S. 247.

S. 105: **59**) Das 4. in den gedruckten Ausgaben, das 3. in der brüsseler Handschrift von 1441. — **60**) Imit. IV, c. 7 v. 13—31, 42—52, ed. Hirsche, S. 328 ff. — **61**) Imit. IV, c. 10 v. 10 ff., ed. Hirsche, S. 337.

S. 106: **62**) Imit. I, c. 25 v. 16 ff., ed. Hirsche, S. 75. — **63**) Imit. III, c. 13 v. 1—8, 20—34, ed. Hirsche, S. 167 f.

S. 107: **64**) Imit. III, c. 50 v. 97—99 ed. Hirsche, S. 266: Nam quantum unusquisque est in oculis tuis, tantum est et non amplius, ait humilis sanctus Franciscus. — **65**) Ut omnes super te ambulare possint et sicut lutum platearum conculcare. Imit. III, c. 13 v. 34, s. oben.

S. 108: **66**) Den Text von Der Minnen Loep hat Lendertz 1845—47 in 2 Bänden herausgegeben [in den Werken der Vereeniging voor de oude Ned. Letterkunde, vgl. Jonckbloet, Gesch. d. Ned. Letterkunde, 3 A., 2, S. 256 ff.]. — **67**) [Nach Jonckbloet a. a. O. S. 257 hat Potter sein Werk 1409 in Rom verfasst.]

S. 109: **68**) Der Minnen Loep 1, v. 65 ff., 947 ff., 1711 ff.; 2, v. 630 ff., 2392 ff., 2424 ff., 2461 ff.; 4, v. 1859 ff.

S. 110: **69**) A. a. O. 1, v. 3041 ff.

S. 111: **70**) A. a. O. 4, v. 1 ff.; 441 ff. — **71**) A. a. O. 3, v. 1209 ff. — **72**) A. a. O. 4, v. 2241 ff. — **73**) A. a. O. 1, v. 733 ff. — **74**) A. a. O. 4, v. 933 ff.

S. 112: **75**) A. a. O. 2, v. 733 ff.; 3, v. 121 ff.

S. 113: **76**) A. a. O. 2, v. 3616 ff. nach Gottfried v. Strassburg's Tristan c. 23 v. 14587 ff., ed. Bechstein 2, S. 146 ff. — **77**) Der Minnen Loep 1, v. 65 ff., 126 ff.

S. 114: **78**) A. a. O. 2, v. 829 ff. — **79**) A. a. O. 4, v. 1907 ff. — **80**) A. a. O. 4, v. 1971 ff. Denselben Gegenstand behandelt Bredero's Posse vom Müller, nur fasst Potter ihn als einen unverzeihlichen Fehler der Frau auf. — **81**) A. a. O. 4, v. 999 ff.; v. 2036 ff. — **82**) A. a. O. 4, v. 1095 ff.

S. 115: **83**) Drei Schriften von Mande theilt Moll, Johannes Brugman, 1854, I S. 259 ff. mit. Vgl. Acquoy, Windesheim 1, 260 ff.; Spitzen, Thomas a Kempis, S. 74 ff.; Moll, Kerkgesch. v. Nederland 2, 2 S. 208, 366 f. — **84**) „Van enen werkenden leven — van enen geestliken of ynnighen leven — van enen scouwenden leven.“ „Wat een scouwende leven is ende wairin dattet ghelegen is, ende van sommighen punten die daerin hynderen.“ Vgl. oben S. 100.

S. 116: **85**) Johann Busch bezeugt in seinem Chron. Windesheimense: Erat bonus et bene expeditus librorum nostrorum illuminator, ac per annos triginta magnarum litterarum missalium, bibliae et librorum cantualium optimus pictor et paginator. Acquoy, Windesheim 1, 220 Anm. 3. — **86**) „Hier beghint een devoet boecskijn van der bereydinghe ende vercieringhe onser inwendigher woeninghen“, bei Moll, Brugman 1, S. 293—309. — **87**) Moll a. a. O., S. 298, 308.

Viertes Buch.

Sechzehntes Jahrhundert. — Erasmus.

S. 118: **1**) Van Hengel en Diest Lorgion, Zedelijke en godsdienstige beschaving, 1862/6, 2, S. 335. **2**) Beste Ausgabe von Erasmus' Werken von Le Clerc, Leiden 1703 ff. Vgl. Durand de Laur, Érasme précurseur et initiateur de l'esprit moderne, 1872; Drummond, Erasmus, his life and character, 1873; Gaston Feugère, Érasme, Étude sur sa vie et ses ouvrages, 1874. [Vgl. Allgem. Deutsche Biographie 6, S. 160 ff.]

S. 119: **3**) Burckhardt a. a. O. 1, S. 248 ff.; Doorenbos, Petrarca, de profeet van het humanisme, 1860.

S. 120: **4**) „Bonas litteras ante propemodum paganas, docui sonare Christum". Brief an Joh. Grachus bei Le Clerc, Appendix n. 345.

S. 121: **5**) 1488 erschien zu Florenz der erste gedruckte Homer; 1490 eröffnete Aldo Manuzio seine Druckerei in Venedig; 1492 Entdeckung von Amerika und Eroberung von Granada; 1493 Behaim's Erdglobus; 1495 erste europäische Coalition gegen Frankreich; 1500—1504 Leonardo da Vinci in Florenz; 1503—1520 Michelangelo und Rafael in Rom; 1506 erste hebräische Grammatik des Reuchlin; 1509 Memoiren von Commines; 1514 Machiavelli's Principe; 1516 Ariost's Rasender Roland; Erasmus giebt zum ersten Male das Neue Testament im Urtext heraus; 1517 Luther's Thesen gegen den Ablass; 1518 Thomas Morus' Utopia; 1518 Magelhaen's Fahrt, Eroberung von Mexiko. — 1500—1520 verfasste Erasmus seine Adagia, Laus Stultitiae und Colloquia.

S. 122: **6**) Vgl. Ranke, Röm. Päpste 1, S. 117 ff. und Macaulay's Besprechung des Rankeschen Werkes in Critical and Historical Essays 4, S. 114 ff. (Tauchnitz Edition).

S. 123: **7**) Vgl. Lavisse, Récits S. 195 ff. (Les princes colonisateurs de la Prusse).

S. 124: **8**) De Hoop Scheffer, Kerkhervorming in Nederland tot 1531 (1873), S. 540 ff. Ein Porträt von D. Joris befindet sich bei Houbraken, Groote Schouwburg, 1718, I 16, Pl. A.

S. 125: **9**) De Hoop Scheffer a. a. O. S. 385 ff. [P. Fredericq, De Nederlanden onder K. Karel, 1885, 1, S. 48 ff.]

S. 126: **10**) Vgl. Quack, de Socialisten 1, S. 154 ff. — **11**) Vgl. Wagenaar, Vad. Hist. 5, S. 68—99; Wagenaar, Amsterdam (8vo Ausg. v. 1760 ff.) 3, S. 15—92 mit neun Stichen von oder nach Jan Luiken (1692), darunter die Exekution von Jakob van Kampen.

S. 127: **12**) Vgl. die Uebersetzung des Guicciardini jun. von Kiliaen bei Jonckbloet, Letterkunde 1, S. 267 ff. — **13**) Van Hengel en Diest Lorgion 3, S. 173.

S. 128: **14**) Reichling, Joh. Murmellius, sein Leben und seine Werke. Freiburg i. B. 1880; Wessels: Een nederlandsch humanist in „Dietsche Warande" 1880, S. 223 ff. — **15**) Beijnen, Staatsregeling I, §. 17—23, II § 1. 2. — **16**) Den Antheil der Düveke und ihrer Mutter Sigbrit an den Geschicken Christian II. schildert Allen, De tre nordiske Rigers historie 1, 490 ff.; 2, 297 ff. und öfters.

S. 129: **17**) De Jonge, Ned. Zeewezen 1, S. 106 ff.; Van der Aa, Biograf. Woordenboek 15, S. 279 ff. — **18**) Wagenaar, Vad. Hist. 4, S. 406.

S. 130: **19**) Vgl. die Abhandlung von J. A. Nijhoff, Bijdragen N. R., 1861, 2, S. 240 ff. „Wat Karel van Egmond in de vaderlandsche geschiedenis beteekent.“ — **20**) Vgl. die zeitgenössischen Aufzeichnungen des Alfert van Till hera. von Tadama in Nijhoff's Bijdragen, 1852, 8, S. 66 ff. — **21**) Vgl. den ehrenrührigen Scheltbrief des Bernhard von Mörs hers. von Tadama in Nijhoff's Bijdr. 1844 4, S. 57 ff. m. Facsimile. Ueber Martin van Rossem vgl. S. 213 ff.

S. 131: **22**) Bosscha, Heldendaden te lande, 2. A. 1870, 1, S. 81 ff.

S. 132: **23**) Boomkamp, Alkmaar, 1747, S. 56 ff. — **24**) Arend, Geschiedenis 2 c., S. 409 ff.; 556 ff.

S. 133: **25**) [Thausing, A. Dürer, 2. A. 2, S. 193.] — **26**) Römer, Klosters en abdijen 1, S. 460 ff.

S. 134: **27**) Römer a. a. O. 1, S. 282. — **28**) Schotel, De abdij van Rijnsburg, S. 9. — **29**) Römer 1, S. 52; Buddingh, Opvoeding en Onderwijs in de Nederlanden 1, S. 41, 2a S. 1 ff. — **30**) Der von Balduin vom Haag angefertigte Katalog ist bei van Wijn, Huiszittend leeven 1, S. 331 ff. mitgetheilt. — **31**) Ullmann, Reformatoren vor der Reformation, Band 2. — **32**) Van Rijn, Oudheden van Groningen, 1724, S. 113 ff.

S. 135: **33**) Vgl. das Leben Agricolas von Melanchthon bei Bretschneider Corp. reform. 11, S. 438 ff. — **34**) Die ältesten Berichte über Gerhard Groote geben Revius, Daventria illustrata, und Dumbar, Kerkelijk en wereldlijk Deventer. — **35**) Delprat, Fraterhuizen, S. 334 ff. — **36**) Acquoy, Epistolae, S. 59. — **37**) A. a. O. S. 107 ff. — **38**) Vgl. seine Rede gegen die Focaristen; ein Verzeichniss seiner Schriften bei Acquoy, a. a. O. S. 13 ff. — **39**) Statuten bei Dumbar, Kerk. Deventer 1, S. 550 „Niemant en sal wijff in kinderbedde waren“.

S. 136: **40**) Delprat S. 244—270; Acquoy, Windesheim k. 7. — **41**) „Contra turrim Trajectensem“, aufgeführt in der Liste bei Acquoy; Moll 2a, S. 133. — **42**) Brief an Grunnius bei Le Clerc, Appendix; bei Delprat, Fraterhuizen, S. 264 ff. — **43**) Der Papst gestattete ihm, sich im Vatikan die Handschriften auszuwählen; van Rijn, Oudheden van Groningen, S. 109 ff. — **44**) „Onse curieusheydt is ons dickmael hinderlyck in't lesen der heyligher schrifture.“ — „De waerheyt is in de heylighe schrifture te soecken, niet de welsprekentheyt.“ — „Wilt nimmermeer trachten na den naem van gheleertheyt.“ — Stellen aus einer alten holländischen Uebersetzung der Imitatio Christi (I, c. 5) bei Buddingh, Opvoeding en onderwijs 1, S. 51.

S. 137: **45**) „Quiesce a nimio sciendi desiderio.“ — „Nunquam velis habere nomen scientiae.“ — „Non te moveant pulchra et subtilia hominum dicta.“ — Imit. Christi 1 c. 2, 5; 3 c. 43. — **46**) Insbesondere die klassische Darstellung des sacco di Roma von Guicciardini sen. (1480—1540). — **47**) Declamationes Ph. Melanthonis bei Bretschneider, Corp. ref. 11, S. 130 ff.: De capta Roma a. 1527.

S. 139: **48**) Ueber Hegius handelt Erasmus, Adagia: Quid cani et balneo? und in Ratio verae theologiae, bei Le Clerc 5, 79 A. Vergl. Reichling, Murmellius S. 4 ff.

S. 140: **49**) Reichling, Murmellius S. 17 ff. — **50**) Zwei Proben theilt

Peerlkamp mit: De poetis latinis Nederlandiarum, 2. A. 1838, S. 31 ff. Ausgewählte Gedichte bei Reichling, S. 166 ff. — **51)** Joannis Murmellii Ruremundensis Epistolarum moralium liber, Alcmariae — compositus, Deventer 1513. Reichling, S. 152 ff. — **52**) Kgl. Bibl. im Haag, Nachlass van Wijn.

S. 141: **53**) Reichling, S. 95 ff. — **54**) Reichling, S. 120 ff.

S. 142: **55**) Boomkamp, Alkmaar, S. 65 ff., vgl. S. 58. — **56**) Boomkamp, Alkmaar S. 366. — **57**) Abgedruckt in der Ausgabe der Opuscula duo von 1514 Deventer. Der Titel lautet: Scolasticorum officia in literatorio ludo a Murmellio Alcmariae insigni Hollandiae oppido discipulis praescripta.

S. 143: **58**) Auszüge bei Reichling, S. 96 ff. — **59**) Ein Blick auf Alkmaar im 18. Jahrhundert von Pronk, gest. von Punt, findet sich bei Boomkamp, Alkmaar zu S. 1. — **60**) In einem Gedicht an seine Freunde in Münster heisst es: Sic nec *barbaries* nec me *vis* terret *aquarum* — Sic procul ex animo *sollicitudo* fugit — Tutus in *hostili Musarum munere terra* — Versor, et in patria me reor esse mea.

S. 144: **61**) So in Zwolle 1459; Delprat, Fraterhuizen, S. 90—93. — **62**) Erasmus glaubte nicht an die Schuld von Listrius, zählte aber freilich Murmellius, den er persönlich nicht kannte, zu den Dunkelmännern (scelerati isti bonorum studiorum hostes). Vgl. seine Briefe an Listrius bei Le Clerc, S. 1639, 1693 u. s. w.; Reichling, S. 122—127. — **63**) Reichling, Murmellius, S. 34 ff.

S. 145: **64**) Reichling, Murmellius, S. 79—82. — **65**) „Inter optimos potores, quales Graeci archipotas vocant, istic quotidie versans“ heisst es in einem Schreiben, Reichling, S. 64.

S. 146: **66**) Delprat, Fraterhuizen, S. 104. — **67**) Erasmus spielt in einem seiner Dialoge auf diesen Aberglauben an, Exequiae Seraphicae, 2. Th. der Colloquia familiaria, im folgenden citirt nach der Tauchnitzausgabe, S. 193 ff. — **68**) Eine vollständige Bibliographie seiner Schriften giebt Reichling, S. 131 ff. — **69**) In den Elegien von 1508 finden sich ff. Verse zu Ehren der Buchdruckerkunst: Inclyta laudetur merito Germania . . . — Non tam Mavorti quod gentes educet aptas — Quam quod chalcotypam solers invenerit artem — Qua recipit cultos mens studiosa libros.

S. 147: **70**) Holtrop, Monumens typographiques des Pays-Bas, 1857—65; Delprat, Fraterhuizen, S. 79; Campbell, Annales de la typographie néerlandaise au 15e siècle, 1874. [Vgl. auch van Eyk, De Proto-typographie te Deventer tot 1500.] — **71**) Ein Motto aus Plautus, Stichus, erklärt den Titel: „Mundicias volo fieri hic; ferte scopas simulque arundinem“ u. s. w. — **72**) Ueber die geringe Kenntniss des Griechischen in Westeuropa bis zur Zeit der Renaissance vgl. Egger, Hellénisme en France 1, S. 21 ff.

S. 148: **73**) J. Murmellii Ruremundensis cui titulus Pappa, Köln 1513, Deventer 1514, Lübeck 1515 u. s. w. Eingeleitet durch die Verse: Huc adeo, ingenui dulcis tyruncule ludi, — Nos tibi nunc Pappam lactea dona damus, — Ut jam paulatim factus robustior altum — Scandere Parnassum non sine laude queas.

S. 150: **74**) Die Nachrichten über die Geburt des Erasmus sind in dem Wörterbuch von Bayle zusammengestellt. Neue Berichte bringen W. Vischer, Erasmiana, Basel 1876, und R. Fruin in Nijhoff's Bijdragen, N. R. 1878, 10,

S. 85 ff.; D. R. 1881, 1, S. 55 ff. — **75**) Duifhuis (1531—1581), der vortreffliche Pfarrer von Rotterdam und Utrecht, hatte ebenso drei Kinder von seiner Haushälterin; Wiarda, Huibert Duifhuis, 1858, S. 8 ff. — **76**) Vgl. über sie das Leben des Erasmus von Beatus Rhenanus und die Selbstbiographie des Erasmus, beide von Le Clerc der Ausgabe seiner Werke vorangestellt.

S. 151: **77**) Vgl. Fruin, Erasmiana, 1878, S. 99. — **78**) Als Maler wird er von Houbraken, Groote Schouwburg 1, S. 17 aufgeführt, mit Portrait. Die Anekdote von einem die Kreuzigung darstellenden Gemälde des Erasmus, welches Kornelius Musius in Delft besessen haben soll, findet sich auch bei Weyerman, Levensbeschrijvingen 1, S. 197. Alles miteinander ist entlehnt aus van Bleyswijck, Beschrijving van Delft, 1667, S. 321, 360.

S. 152: **79**) Gelegentlich sprach er von der „Barbarei" des Hegius, gedachte indessen sonst seiner stets anerkennend; Reichling, Murmellius S. 7. — **80**) Das Kloster Emmaus behandelt Römer, Kloosters en abdijen 1, S. 384 ff. — **81**) De contemtu mundi, bei Le Clerc 5, S. 1239—1262.

S. 153: **82**) De contemtu mundi c. 11. — **83**) A. a. O. c. 11; bei Fruin, Erasmiana, S. 105 ff.

S. 154: **84**) Oratio in funere Bertae de Heyen Goudanae bei Le Clerc 8, S. 551. Vgl. die Einleitung von Ch. Ruelens zu dem photolithographischen Facsimile der Silva Carminum von 1513, Brüssel 1864, S. XXXIV ff. — **85**) Virgo misogamos, virgo poenitens, Colloquia familiaria 1, S. 158, 167. — **86**) Fruin, Erasmiana, S. 107 ff.

S. 155: **87**) Ruelens, Silva carminum, Einl., S. XLI. — **88**) Militis et Carthusiani, Colloq. famil. 1, S. 184 ff.

S. 156: **89**) Melanchthon im Leben des Rudolf Agricola.

S. 157: **90**) Kervyn de Lettenhove, Étude sur les chroniques de Froissart, 1856. — **91**) J. C. Scaliger verübelte es dem Erasmus, dass er in Venedig bei Aldus Manutius Korrektor gewesen; Erasmus wiederum machte Ulrich von Hutten den Vorwurf, dass er für ein Pamphlet Honorar genommen; vgl. Drummond 2, S. 130 ff.

S. 158: **92**) Ueber Filelfo vgl. Burckhardt 1, S. 128 ff.; 2, S. 172 ff. und die Abhandlung von E. Müntz, Revue des Deux-Mondes 1881, Nov. 1. [Voigt, Wiederbelebung d. kl. Alt. 2. A. 1, S. 351 ff.] — **93**) Entlehnt den Briefen von Erasmus von 1497 ff.

S. 159: **94**) Nisard Renaissance et Réforme, 1, S. 25 ff., 140 ff., 154 ff., 168 ff.; Durand de Laur 1, S. 634; Drummond 2, S. 267 ff.; W. Vischer, Erasmiana S. 8, 33, 34. Ein photographisches Facsimile des Testamentes von E. enthält Kan, Erasmiana, Rotterdam 1881.

S. 162: **95**) Briefe des Erasmus bei Le Clerc, n. 19. — **96**) Adam von Brescia und Sinon, Hölle 30. Gesang.

S. 163: **97**) Eine Zeichnung von J. A. Altorffer nach dem Original besitzt Herr H. D. Tjeenk Willink. Vgl. Lantsheer en Nagtglas, Zeelandia illustrata, 1866—80, 1, S. 577 ff. Eine Abbildung des Rathhauses von Veere findet sich in De Aarde en haar Volken, 1875, S. 272. — **98**) Gargon, Walchersche Arcadia, 3. A. 1746, 1, S. 279, 2, S. 108. Daselbst Verweise auf Reigersbergh, Boxhorn und Smallegange. — Reigersbergh van Cortgene, Verfasser der ältesten Chronik von Zeeland (Antwerpen 1551), war mit dem Geschlecht Burgund-

Borssele persönlich befreundet. — **99**) Briefe des Erasmus, Le Clerc n. 6 ff.; Auszüge bei Drummond 1, S. 31 ff., 91 ff.

S. 164: **100**) Van der Aa, Biografisch Woordenboek 2a, S. 175. — **101**) Ueber Lord Mountjou vgl. Drummond 1, S. 42. — **102**) Le Clerc n. 92.

S. 166: **103**) Le Clerc n. 52.

S. 167: **104**) Le Clerc n. 94.

S. 169: **105**) Erasmus an Mountjou bei Le Clerc 3, n. 6. Die arx Tornehensis oder Tornenhensis, von der aus dieser und andere Briefe datirt sind (n. 6, 7, 9, 95 Eingang) ist wahrscheinlich verdruckt für Cortgenensis oder Cortchenensis. Ueber das Schloss vgl. Gargon, Walchersche Arcadia 2, S. 223; Lantsheer en Nagtglas, Zeelandia ill. 2, S. 135.

S. 170: **106**) Briefe des Erasmus, Buch 22 der älteren Ausgaben; Balen, Dordrecht 2, S. 809 ff. — **107**) Ueber die Sitten des katholischen Klerus in den Niederlanden zu Beginn des 16. Jahrh. vgl. De Hoop-Scheffer, Kerkhervorming S. 11 ff. — **108**) Paradies, 22. Gesang, v. 85—87.

S. 171: **109**) Coll. Famil. 1, S. 194 ff.: Naufragium.

S. 172: **110**) Proci et Puellae, Coll. Fam. 1, S. 148 ff.

S. 173: **111**) Coll. Fam. 1, S. 29 ff.: Militaria.

S. 174: **112**) Coll. Fam. 2, S. 85 ff.: Charon. — **113**) Ein Facsimile von dem Titelblatt des Hans Holbein zu dieser Ausgabe (1519) giebt P. Mantz, Hans Holbein, 1879, S. 58.

S. 175: **114**) Coll. Fam. 2, S. 108 ff.: Cyclops-evangeliophorus. — **115**) Eine Uebersicht giebt Drummond 2, S. 151—179. Eine neue französische Uebersetzung der Colloquia hat V. Develay 1876 geliefert, mit Radirungen von Chauvet.

S. 176: **116**) Coll. Famil. 1, S. 202: Diversoria; 1, S. 296: Hippoplanus 2, S. 106: Impostura; 1, S. 213: Convivium poeticum. — **117**) Vgl. Moll, Leven van Brugmann 1, S. 101 ff.

S. 177: **118**) Coll. Fam. 1, S. 255 ff.: Ptochoplousioi Franciscani. — **119**) *Μωρίας ἐγκώμιον* id est Stultitiae laus, Erasmi Roterodami declamatio, Paris 1511. Ausg. v. Abbing, Leiden 1839.

S. 178: **120**) Stultitiae laus, ed. Abbing, S. 103 ff.

S. 179: **121**) Anspielung auf P. Julius II. (1503—1513). Vgl. den neunten Holzschnitt von Albr. Dürer's Apokalypse. — **122**) Stultitiae laus, ed. Abbing, S. 118 ff.

S. 180: **123**) Stultitiae laus, ed. Abbing, S. 61 ff.; Drummond, Life of Erasmus 1, S. 190 vermuthet mit Recht, dass die Schilderung der Jagdgebräuche auf persönlichen Erinnerungen des Erasmus beruhe, die er gelegentlich seines Aufenthaltes in England gesammelt habe. — **124**) Vgl. das Facsimile des Siegels von Erasmus bei Drummond 2, S. 371; Fruin, Erasmiana S. 100, Anm. 4.

S. 181: **125**) Louvremuseum, Katalog von 1881 n. 343: „Le nain de Charles Quint". Holzschnitt bei Charles Blanc, École hollandaise zu Ant. Mor. — **126**) Stultitiae laus, ed. Abbing, S. 55—57.

S. 182: **127**) Stultitiae laus, Eingang, ed. Abbing, S. 5 ff. — **128**) Stultitiae laus, ed. Abbing, S. 131 ff. Ueber das Christenthum, S. 148: „Videtur omnino christiana religio quandam habere cum aliqua stultitia cognationem, minimeque cum sapientia convenire." — Ueber die Sehnsucht der Frommen

nach dem Himmel, S. 154: „Si paucis demonstraro summum illud praemium nihil aliud esse quam insaniam quandam.“ — **129**) Vgl. die Vorrede von K. Simrock zum modernisirten Text des Narrenschiffs mit Facsimiles der alten Abbildungen, Berlin 1872.

S. 183: **130**) Vgl. den Essai von A. Réville über Rabelais, Revue de Deux-Mondes 1872, Okt. 15. — **131**) Vgl. die Widmung an Thomas Morus, Stult. laus, ed. Abbing, S. 7 ff. — **132**) Den Inhalt von Mandeville's Grumbling Hive schildert Quack, Studien op sociaal gebied, 1877, S. 26 ff.; Stellen aus Holbergs Iter subterraneum führt Abbing an, Einleitung, S. VII ff. [Eine deutsche Uebers. erschien Frankfurt 1750.]

S. 184: **133**) Superioribus diebus quum me ex Italia in Angliam reciperem u. s. w., Widmung der Stult. laus an Thomas Morus. Vgl. den Brief an Dorpius bei Abbing, S. 165. — **134**) Am 4. Sept. 1876 wurde im turiner Universitätsgebäude ein Gedenkstein zur Erinnerung an die Promotion des Erasmus am 4. Sept. 1506 angebracht. Die Inschrift theilt Vischer, Erasmiana, S. 6 mit.

S. 185: **135**) [Treffender bezeichnet Thausing, Dürer, 2. A., 2, S. 243 die Klage als „im erlesensten Predigertone der Zeit“ gehalten.]

S. 186: **136**) Holländ. Uebersetzung von 1780, S. 53 ff. Hier nach Thausing, Dürer's Briefe, Tagebücher und Reime (Quellenschr. f. Kunstgesch. 3), S. 122. — **137**) Briefe des Erasmus bei Le Clerc n. 547, 583; angeführt auch bei Groen van Prinsterer, Handboek, 5. A., S. 71 ff. und bei Wijnne, Gesch. v. h. Vaderland, 1879, 5. A., S. 68. — **138**) „Optarem esse Christi martyr, si vires ipse suppeditet; Lutheri martyr esse nolim.“ Aus der Spongia gegen Hutten bei Le Clerc 10, S. 1631 ff.; Drummond 2, S. 142. Vgl. auch den Brief an P. Hadrian VI. bei Le Clerc n. 649.

S. 187: **139**) Die Geschichte des Standbildes von Erasmus erzählt J. Scheltema, Mengelwerk, 1817, 1a, S. 101 ff., 1c, S. 258 ff. — **140**) Louvremuseum, Salon carré n. 208; Stich nach dem Bilde bei P. Mantz, Hans Holbein, S. 60. — **141**) Vgl. Durand de Laur 2, S. 501 ff. — **142**) Eine Geschichte der Ausgabe bei Drummond 1, S. 307 ff.

Fünftes Buch.

Sechzehntes Jahrhundert. — Lukas von Leiden.

S. 191: **1**) Van Lennep en Hofdijk, Merkwaardige kasteelen in Nederland, 2. A. 1882. — **2**) Eine Zeichnung von 1559 befindet sich in den Sammlungen der zeeländischen Gesellschaft; eine Copie von Altorffer besitzt Herr H. D. Tjeenk Willink. Vgl. Lantsheer en Nagtglas, Zeelandia illustrata 1, S. 730 ff. — **3**) Eine verkleinerte Abbildung eines Theiles des Schlosses enthält Oude Tijd 1870, S. 344; über die Radierung von Van der Ulft s. Kramm, Leven en werken, 1857—64, S. 1658 ff. — **4**) Teylingen von 1596—1616 von van den Bergh, Oude Tijd 1869, S. 248; T. im J. 1870 bei Witkamp, Zeventien provincien, 1882, 1, S. 260. Die Burg zu Wijk bij Duurstede wurde erst nach 1640 eine Ruine, Ekama in Eigen haard, 1882 n. 42 zu einer Zeichnung von Schipperus. — **5**) Der gegenwärtige Zustand der middelburger Abtei ist

geschildert in Aarde en haar volken 1875, S. 132; das Grabmal des Arend van der Sluis in Bern in Oude Tijd 1870, S. 36; über das egmonder Relief s. oben S. 30; Schloss und Abtei von Egmond bei Craandijk en Schipperus 1, S. 185, bei Witkamp 1, S. 165. Ein Bericht über die Zerstörung von Egmond bei van Wijn, Huisz. leeven 1, S. 357 ff. — **6**) Ruinen von Koningsveld bei van Bleyswijck, Delft, S. 348 ff.; eine Abbildung van Oudwijk bei Buddingh, Oude Tijd 1870, S. 337, 369. — **7**) Ein lateinisches Evangelienbuch in der K. Bibl. im Haag; eine altdeutsche Paraphrase des Hohenliedes in der Univ.-Bibl. zu Leiden. Vgl. van Lelyveld in der 2. A. von Huydecoper's Proeve, 1782—88, 2, S. 551 ff. sowie van Wijn, Huisz. leeven 1, S. 465 ff.

S. 192: **8**) Abbildung einer zaanländischen Dame des 17. Jahrh. in Oude Tijd 1870, S. 309.

S. 193: **9**) Van Mander, Nederduitsche schilders. S. 136 A der Ausg. v. 1618 (ed. de Jongh, 1764, 1, S. 79 f.); Orlers, S. 163; van Mieris, S. 370 A.; Taurel, Christel. kunst, 1881—82, 2, S. 9 ff; R. Elsevier in Leidsche Courant v. 4. Jul. 1882.

S. 195: **10**) Hezenmans, Sint Jans-kerk, 1866, S. 61, 186. — **11**) Bakhuizen van den Brink, Verslagen Kon. Akad. 6, S. 268. — **12**) Kugler, Kunstgeschichte und Geschichte der Baukunst; Viollet-le-Duc, Dictionnaire raisonné de l'architecture; E. Gugel, Geschiedenis van de bouwstilen und ähnliche seit 1830 in allen Landen erschienene Werke, vgl. Bibliographie des Beaux-Arts v. Vinet, 1878 ff., Brunet, Manuel du Libraire. Bd. 7.

S. 196: **13**) Gugel, Bouwstilen, 2. A. 1882, S. 442 ff. — **14**) Aufnahme und Beschreibung in A. Oltmans, Château de Nimègue, 1847, S. 21 ff.; Abbildung der karol. Kapelle im J. 1870 bei Witkamp, Zeventien provincien 1, S. 136; Ter Haar, Gids voor de bezoekers van Nijmegen, 1882, S. 81 ff. — **15**) Aufnahme und Beschreibung bei Oltmans a. a. O., S. 53 ff.; Abbildung bei Witkamp 1, S. 465; Photographien der romanischen Kapitäle im Stadtmuseum zu Utrecht bei Van Ysendyck, Documents classés de l'art dans les Pays-Bas, 1880, Lit. C., Pl. 10. — **16**) Die „hagedocht" der mittelniederländischen Dichter. Stellen aus dem Laienspiegel bei Oltmans, S. 63, andere bei Oudemans, Middelen Oudnederlandsch woordenboek, 3, S. 3. — **17**) Vgl. S. 53. Bernulfs Grabschrift lautet bei Dumbar 1, S. 235 A: Venit rex Conrat, ut pacem mox ibi ponat — Datque cohors tota regi de praesule vota — Retro dimissa paritura conjuge Gisla — Oesterbeek villa prope Bernoldum parit illa — tunc ibi curatum, cui rex dat pontificatum — ob nova portata, quod erat proles sibi nata. [Die Fabel stammt aus dem 14. Jahrh., vgl. Steindorff, Heinrich III., 1, S. 2, Anm. 1.] — **18**) Abbildung des Münsters von Roermond im J. 1874 bei Witkamp 2, S. 420; Havard, Frontières menacées, 1876, 2. A., S. 410 ff.; Rijksadviseurs 1878, 2, S. 33 ff.

S. 197: **19**) Bei Craandijk en Schipperus, Wandelingen 2, S. 86; eine nordbrabantische, 1868 abgebrochene, Dorfkirche bei Hermans in Oude Tijd 1869, S. 161. — **20**) Karte von 1614 und Ansicht von der Stadt bei Orlers, S. 50, Abbildung der Burg, S. 81, vgl. S. 84 ff. — **21**) Dieselbe Vermuthung bei Van Mieris, S. 395. — **22**) Ueber die Burg zu Gouda vor ihrer Wiederherstellung durch Johann von Blois vgl. De Lange van Wijngaarden 2, S. 82 ff. — **23**) Den römischen Ursprung läugnet P. Scriverius (1651) in den lateini-

schen Versen über dem Thore in der Korte Nieuwstraat; den Text theilt van Mieris S. 396 mit. — **24**) Craandijk en Schipperus, Wandelingen 5, S. 333. — **25**) A. a. O. 4, S. 50, 67; bei Witkamp, Zeventien provincien 2, S. 305.

S. 198: **26**) Abbildung bei Van Bleyswijck, S. 678. — **27**) Bei Havard, Villes mortes, 2. A. 1875, S. 354. — **28**) De Aaarde en haar Volken 1875, S. 369, 376. — **29**) Das Thor ist 1873 niedergelegt worden; eine Studie über die haarlemer Thore von Gonnet im Kunstbode v. 1881. — **30**) Abbildung bei Wagenaar, Amsterdam, 8, S. 107 (8vo Ausg.); bei Witkamp, Zev. prov. 1, S. 313. — **31**) Zeichnungen von der Gevangenpoort von Klinkenberg bei Ising, Binnenhof, Atlas. — **32**) Aufnahme und Beschreibung von Gosschalck, 1874. — **33**) Abbildung und Beschreibung der Ruine von V. de Stuers, 2. A. 1880. — **34**) Ursprünglicher Zustand bei Witkamp, Zev. prov. 2, S. 613.

S. 199: **35**) Zeichnung von Greive bei S. Muller in Eigen Haard 1882, n. 7. — **36**) Bereits Philipp von Leiden bezeichnet den Binnenhof um 1355 als palatium. — **37**) Vgl. S. 57. — **38**) De Riemer, 's Gravenhage, 1, S. 84, 109. — **39**) Eine Abbildung des alten Vijvergiebels von Klinkenberg nach einer Zeichnung von 1598 enthält der Atlas zu Ising's Binnenhof.

S. 200: **40**) Eine Abbildung des Saales und der Thürme in der burgundischen Zeit von Klinkenberg a. a. O. — **41**) Peter Plumoen und Clais van Lebesteyn, Baumeister, Meeus Janszoon, Steinmetz, Joost Janszoon, Schreiner und Zimmermann, Lyon Marchant, Steinhauer, Jakob Willemszoon, Schmied, Heinrich Janszoon, Glaser, und Jan de Paep, Maler. Ising, Binnenhof 3, S. 11.

S. 201: **42**) Eine Uebersicht über den gothischen Kirchenbau in Niederland giebt Moll, Kerkgesch. 2c, S. 139 ff. auf Grund der Studien von Eyck van Zuilichem; Gugel, Gesch. van de bouwstilen, 2. A. 1882, Abtheilung 3. — **43**) Eine Abbildung des restaurirten Kapitelsales in Farbendruck mit Notizen von V. de Stuers im Kunstbode 1881, n. 1. — **44**) Abbildung des S. Ursulathurms vor dem Brande von 1536 bei Van Bleyswijck, Delft, S. 220, des Thurmes von Rhenen (1492—1531) bei Craandijk en Schipperus, Wandelingen, 5, S. 179.

S. 202: **45**) De Geer van Jutfaas, De dom van Utrecht, 1861, S. 47 ff., 158 ff. — **46**) Moll, Kerkgeschiedenis, 2c, S. 130 ff.; De Geer van Jutfaas, S. 20 ff. — **47**) Photographien nach Zeichnungen auf dem Rathhause zu Utrecht bei De Geer, S. 168, 170; vgl. S. 28 ff. — **48**) De Geer, S. 43 ff., 97 ff. — **49**) „Für den Gebrauch blieb das Uebriggebliebene geräumig genug." De Geer, S. 48; Zeichnungen vom Chore aus dem J. 1823 von Kramm befinden sich in van Wiebeking's Kathedralen, auf der K. Bibl. im Haag.

S. 203: **50**) Gerhard von Leiden, dessen sein Stadtgenosse Philipp in Anlass des Saales von Floris V. im Haag gedenkt, war dem Anschein nach kein Architekt; es ist nur die Rede von Aufsicht (consilio et cura). — **51**) De Geer, S. 23 ff. — **52**) Die Namen der niederländischen Meister, welche den delfter Ursulathurm bauten, verzeichnet Van Bleyswijk, S. 196—215. — **53**) Bericht über den Bau der Abteikirche zu Aduard nach dem Muster der von Clairvaux bei Van Ryn, Oudheden van Groningen, S. 186 ff., 220 ff. — **54**) „Contra turrim Trajectensem", vgl. S. 136. — **55**) Ueber die Herstellung des utrechter Chores und des angrenzenden Klosterganges vgl. Mededeelingen Rijks-adviseurs 1878, 2, S. 34. Photographien in Folio von 1880 von Georges.

— **56**) „De combien est la majorité? — De quatre cinquièmes, sire. — Vous l'aurez.“ Vgl. Hezenmans, De S. Janskerk, S. 315. — **57**) Photographie bei Hezenmans a. a. O. nach eigener Zeichnung; Grundriss S. 48, Durchschnitt S. 65. Eine Reihe von grösseren und gelungenen photographischen Aufnahmen hat A. G. Schull angefertigt. — **58**) Eine Zeichnung davon im Album von C. Springer, 1847. — **59**) Baumeister Louis Veneman und J. C. A. Hezenmans. — **60**) Mededeelingen Rijks-adviseurs 1878, 2, S. 33.

S. 204: **61**) Photographien von Schull n. 1. — **62**) „De Sint Janskerk te 's Hertogenbosch“ hera. von der Provinciaal Genootschap van Kunsten en Wetenschappen in Noordbrabant. Fünfzig Stiche von P. Arendsen nach Zeichnungen von P. van Valkenburg, wovon bis zum Okt. 1881 zehn erschienen waren. — **63**) Hezenmans, S. 60 ff., 183 ff.; Leichenstein der Frau von Duhamel, welche 1484 in Herzogenbusch verschieden ist, bei Hermans in Oude Tijd 1869, S. 145.

S. 205: **64**) Fleischhalle zu Haarlem 1600—1603, zu Nimwegen 1612; Rathhaus in Schoonhoven 1604—1611, in Bolsward 1614—1618, in Delft 1620, in Amsterdam 1648 ff.; Ständehaus in Haarlem 1613; Hauptwache in Zwolle 1614. — **65**) Rath- und Gerichtshaus in Groningen, jetzt Hauptwache, 1338; Rathhaus in Sluis 1396, in Hoorn vor 1464, in Gouda 1449 ff., in Veere 1474—1558, in Zieriksee 1482—1554, in Middelburg 1512—1518; Papsthaus in Utrecht 1518—1523; Stadtwaage in Deventer 1528; Teufelshaus in Arnheim um 1530; Gymnasium in Nimwegen 1544; Rathhaus in Kampen 1545; Waage in Leeuwarden 1546; Rathhaus in Nimwegen 1554; Reichsmünze in Dordrecht 1555; Rathhaus in Woerden 1555; Rathhaus im Haag 1565; Kanzlei in Leeuwarden 1566—1571; Rathhaus in Leiden 1574—1579; Waage in Alkmar 1582; Thurm des Rathhauses in Monnikendam 1591; Rathhaus in Franeker 1591; Halle in Leiden 1567—1596; Rheinlandshaus in Leiden 1598. — **66**) D. Veegens bei Ising, Binnenhof 3, S. 15 A. — **67**) Moulin, Hist. Kamper kronijk, 1, S. 420 ff.

S. 206: **68**) Orlers, S. 158 ff.; van Mieris, S. 363. Abbildung nach einer Zeichnung von Delfos; Studie bei Galland, Die Renaissance in Holland, 1882, S. 62 ff. — **69**) Zeelandia illustrata 2, S. 477; Mededeelingen Rijks-adviseurs 2, S. 8 A., Abbildung bei Nagtglas, Eigen Haard 1876, S. 248. — **70**) Abbildung bei Van Dale in Oude Tijd 1872, S. 212 ff. — **71**) Abbildung und Beschreibung des delfter Stadthauses bei Van Bleyswijck, S. 113 ff. — **72**) Zeelandia ill. 1, S. 386; Abbildung in Aarde en haar volken 1875, S. 373. — **73**) „Enchiridion militis christiani“ zuerst 1503 erschienen, bei Le Clerc 5, S. 1 ff. Hinter einigen Sonderausgaben findet sich ein an Adolf von Burgund gerichtetes Schreiben. — **74**) Zeelandia ill. 1, S. 577, 584 ff. Ueber die mechelnsche Baumeisterdynastie der Kelderman vgl. Navorscher 11, S. 221, 282.

S. 207: **75**) Moulin a. a. O. S. 420. — **76**) Chronik von Smetius bei ter Haar, Wandelgids, S. 87; Photographien des unlängst restaurirten Rathhauses von Nimwegen von Korfmacher; Zeichnung von 1847 im Album von C. Springer; Havard, Frontières menacées, 2. A. 1876, S. 357 ff. — **77**) Beschreibung und Zeichnungen von dem Stadthaus zu Middelburg von Roose, 1858—1859, hera. v. d. Maatschappij tot bevordering der bouwkunst; 25 „steene personagien“ 1514—1518 in Mecheln angefertigt zu 18 flor. das Stück. — **78**) Vgl. S. 163.

— **79**) Ueber den Plan einer Niederlegung der U. L. F. Kirche in Veere vgl. Mededeelingen Rijks-adviseurs 2, S. 6 ff. — **80**) Zeichnung des haager Stadthauses von C. Springer 1859, Photographie von Bingham, Text von Vosmaer, hera. v. J. J. Weveringh; Photographien schöner Details am Hauptgiebel bei Van Ysendyck, Doc. classés, Litt. B., Pl. 12. Vgl. Galland, Die Renaissance in Holland, S. 38 ff.

S. 208: **81**) Vgl. den Abschnitt „Der Einfluss Belgiens" bei Galland, Renaissance in Holland, S. 18 ff. — **82**) Mededeelingen Rijks-adviseurs 2, S. 29 ff. — **83**) Sandenburg wurde völlig verwüstet, vgl. S. 191, das Schloss Westhoven zum Theil, Eigen Haard 1882 n. 1—15, Abbild. des jetzigen Zustandes in Holzschnitt; Lithographie bei Crandijk en Schipperus, Wandelingen 5, S. 137. — **84**) Zeeuwsch Jaarboekje 1861.

S. 209: **85**) Abbild. des Steenrots in Eigen Haard 1882 n. 8 m. Erläuterung von Nagtglas.

S. 210: **86**) Abbild. des Klaverblad in Eigen Haard 1875 n. 34, des Hazenwindje bei Hermans in Oude Tijd 1869, S. 129 ff. Eine Zeichnung des früheren Hauses von Blois zu Tholen befindet sich in den Mappen der zeeländischen Gesellschaft, Zeelandia ill. 1, S. 471, eine Kopie von Altorffer besitzt H. D. Tjeenk Willink. — **87**) Abbild. des Hofes von Holland in Mededeelingen Rijks-adviseurs 1, S. 7 ff., Pl. IV A; Zeichnung von Redtenbacher, Beschreibung von Cuypers, Bemerkungen von Gonnet. — **88**) Abbildung und Beschr. bei van Bleyswijck, S. 552 ff.; Stahlstich von Terwen nach einer Zeichnung von Gugel, Gesch. van de bouwstilen; Photogr. des gegenwärtigen Zustandes von de Louw.

S. 211: **89**) Eine Federzeichnung vom Goldenen Ochsen von Terwen besitzt H. D. Tjeenk Willink; Mittheilungen von C. A. de Vos in Oude Tijd 1870, S. 160 ff.; Zeichnungen von anderen dordrechter Häusern aus dem 16. Jahrh. in Oude Tijd 1869, S. 29; 1870, S. 88, 137, 161. — **90**) Abbild. bei Craandijk en Schipperus, Wandelingen 3, S. 373. — **91**) Ueber P. Hadrian vgl. Ranke, Röm. Päpste (Ausg. v. 1878) 1, S. 59 ff., Höfler, P. Adrian VI., und die niederländischen Schriftsteller, aufgeführt in Van der Aa, Biografisch Woordenboek 1, S. 88. Der untere Theil des Papsthauses an der Gracht ist 1633 in demselben Stile angebaut worden, Kramm, Utrechtsche Volksalmanak 1853, S. 84 ff., Beil. B.

S. 212: **92**) Briefe von P. Hadrian an Erasmus und umgekehrt bei Le Clerc n. 632—649. — **93**) Brief an Wijngaarden, Pensionär von Dordrecht, bei Wagenaar, Vad. Hist. 4, S. 439 ff.

S. 213: **94**) Vgl. S. 73 und 93 ff.; der S. Salvator in der Nische ist erneuert worden. — **95**) Vgl. van Hasselt, Het huis van Maarten van Rossem, 1780. — **96**) Vgl. S. 128 ff. — **97**) „Merten Luther en Merten van Rossom" satirisches Referein von Anna Bijns bei Willems, Belgisch Museum, 1843, 7, S. 73 ff.: „Luther, Rossom, Lucifer, daer by gheseten, — My twijfelt wie van drien es de beste" u. s. w.

S. 214: **98**) Pape, Levensgesch. van Maarten van Rossem, 1847, S. 9. — **99**) Bild bei Witkamp, Zeventien provincien 1, S. 433. — **100**) Portrait von Rossem bei Wagenaar, Vad. hist. 4, S. 484, von Alba 6, S. 456. — **101**) Burckhardt 1, S. 27 ff.: Die kleineren Tyrannien.

S. 215: **102**) Federzeichnung von 1716 im Alterthumsmuseum zu Arnheim, Photographie darnach im Besitz von H. D. Tjeenk Willink; Lithogr. nach einer Zeichnung aus dem Anfang des 19. Jahrh. in Nijhoffs Bijdr. 2, S. 124 m. Abbild. und Beschreibung der Medaillons. — **103**) Zeichnung von 1847 im Album von C. Springer.

S. 216: **104**) Ter Haar, Wandelgids door Nijmegen, S. 97. — **105**) Vgl. S. 140 und 120, Anm. 4. Alexander Hegius, der Rektor von Deventer und Lehrer des Erasmus, legte kurz vor seinem Tode das Priestergelübde ab, Reichling, Murmellius, S. 5, 12; Wilhelm Frederiks, der gelehrte Pfarrer von Groningen (1475?—1525), dessen Werke noch heute einen Theil der dortigen Univ.-Bibl. ausmachen, war ein Verehrer des Erasmus, van Ryn, Oudheden, S. 86 ff.; der groninger Rektor R. Praedinius (1510—1559) gehörte dem groninger Bruderhause an, studierte in Löwen Theologie und kaufte aus dem Nachlass des Erasmus aus Verehrung alle Bücher, deren er habhaft werden konnte, van der Aa, Biogr. Woordenb. 15, S. 456 ff.; der Rektor Lambertus Hortensius (1501—1574), den Hooft wegen seiner Kenntnisse der alten Sprachen preist, hatte in Löwen Theologie studiert, war Priester und lehrte, bevor er nach Naarden kam, an der Hieronymusschule in Utrecht, Hooft, Ned. hist. Buch 7; v. d. Aa, B. W. 8, S. 1284 ff. Namen von protestantisch gesinnten Humanisten führt De Hoop-Scheffer, Kerkhervorming, S. 35, auf. — **106**) Bei Balen, Dordrecht, S. 678. — **107**) Vgl. S. 51 ff.

S. 217: **108**) R. Fruin's Einleitung zu der „Informacye" über die Steuer von 1514, S. 18 ff. — **109**) Eine Uebersicht der Privilegien giebt Balen, Dordrecht, S. 679 ff. — **110**) Zeichnung von Aaart Schouman 1749; Zeichnung von Rutten im Besitz von S. van Gijn in Dordrecht; Federzeichnung von Terwen im Besitz der polytechn. Schule in Delft, eine andere von demselben in dem von Tjeenk Willink.

S. 218: **111**) Sammlungen nationaler Alterthümer befinden sich im erzbischötlichen Museum in Utrecht und auf dem der Familie van de Bogaerde gehörigen Schlosse Heeswijk in Nordbrabant. Kataloge fehlen. — **112**) Von den 97 Bildern in D. van der Kellen, Nederlands Oudheden (1861) geben 66 Kunstwerke aus der Zeit vor 1600 wieder. — **113**) Photographien der Schnitzwerke von Haarlem und Dordrecht bei van Ysendyck, Doc. classés, Lit. J, Pl. 4 u. Lit. S, Pl. 2, die von Wouw sind noch nicht abgebildet, die von Nimwegen von Korfmacher photographirt. Die Chorbänke der Martinikirche in Bolsward haben viel gelitten, Holzschnitt in Eigen Haard 1875, S. 357. — **114**) Holzschnitt bei Witkamp, Zev. Prov. 2, S. 744; Beschreibung bei Havard, Villes mortes, S. 332 ff.

S. 219: **115**) Photogr. des Leuchters bei van Ysendyck, Doc. cl. Lit. L, Pl. 2; andere Leuchter des 15. und 16. Jahrh. abgeb. bei van der Kellen, Ned. Oudh. Pl. 27, 37, 74, 94. — **116**) Photogr. des Taufbeckens von Zütphen bei Ysendyck a. a. O. Litt. F. Pl. 3; Lithogr. des von Herzogenbusch bei Hezenmans, S. Janskerk, S. 163. — **117**) Van der Kellen a. a. O. Pl. 1—7. — **118**) W. Moll in Oude Tijd 1869, S. 209; ähnliche Friese bei van der Kellen Pl. 64. — **119**) Dieses Trinkhorn wie die folgenden Gegenstände sind, wenn nicht anders bemerkt, in van der Kellen, Ned. Oudh. abgebildet. — **120**) Ein irdenes

Schaupferdchen mit der Jahrzahl 1480 in Oude Tijd 1873, S. 33 ff. ist weit jünger, vgl. Havard, Faïences de Delft, 1878, S. 32 ff.

S. 220: **121**) Kunstbode 1881, n. 40; bei v. d. Kellen Pl. 56 u. 57. — **122**) Zeichnung von 1847 im Album von C. Springer; Ter Haar, Wandelgids, S. 89. — **123**) Eine Photographie des ersten Grabmals bei De Geer, Bijdragen, 1860; Holzschnitt bei Witkamp, Zev. Prov. 2, S. 541; Lithogr. des zweiten bei Craandijk en Schipperus, Wandel. 1, S. 111.

S. 221: **124**) Abbild. bei Witkamp a. a. O. 1, S. 213, 216. — **125**) Beschr. bei Havard, Front. men., S. 413 ff.; Abbild. bei Witkamp 2, S. 421. — **126**) Die Zeichnung ist im Besitz der zeeländ. Gesellschaft, eine Copie von Altorffer besitzt H. D. Tjeenk Willink. — **127**) Abbild. u. Beschr. von Oltmans in der Kunstkronijk v. 1846, S. 33 ff.; Holzschnitt bei Witkamp a. a. O. 2, S. 472.

S. 222: **128**) Vgl. van Goor, Beschr. van Breda, 1744, S. 81; Stich von B. F. Immink, 1743. — **129**) Stich von Immink bei Goor a. a. O. S. 81; Holzschnitt bei Witkamp a. a. O. 2, S. 249; Gemälde von Bosboom im Reichsmuseum zu Haarlem. — **130**) Vgl. H. Riegel, Beitr. z. niederländ. Kunstgesch. 1882, 1, S. 57 ff.

S. 223: **131**) Die beste Arbeit über Leben und Werke des Klaus Sluter ist der Bericht von De Saint-Mémin in Mém. de la Commission des Antiquités du departement de la Côte d'Or, 1847, 2, S. 7 ff., Auszüge bei Laborde, Ducs de Bourgogne, 1849, 2, S. 575; Uebersicht bei A. Michiels, Hist. de la peinture flamande, 1866, 2, S. 38 ff. und L'art flamand dans l'Est et le Midi de la France, 1877, S. 1 ff. [Vgl. Schnaase, Gesch. d. bild. Künste 6, S. 573 ff.] — **132**) Bei de Laborde heisst es s. v. Sluter: „Claux Sluter, ymagier, parait dans les archives de Dijon dès 1384, comme sculpteur des tombeaux de la Chartreuse. Succède à Jean de Marville en 1390. Travaille activement cette année et la suivante aux tombeaux, aux chapiteaux de la Chartreuse et à la décoration du château de Germoles. Reçoit le titre de „varlet de chambre“ en 1393; exécute en 1404 un crucifiement pour le grand cloître, reçoit une gratification de 60 écus pour le travail et pour l'indemniser d'une maladie qu'il a eue en 1399. Fait marché de 3612 francs pour le tombeau de Philippe le Hardi en 1404; ce marché est ratifié le 11 juillet de la même année par le duc Jean. Il se retire, en 1404, à l'abbaye de Saint-Etienne de Dijon et le chapitre du monastère réuni lui concède sa vie durant, en raison de ses agréables services, „*la chambre ensemble le cellier dessoubs*“. Dans cet acte il est ainsi désigné: „*Claux Sluter de Orlandes*“. Die Akte datirt vom 6. April 1404; das Kapitel von S. Stephan erklärt darin, dass „Claux Sluter de Orlandes sera doresnavant féaulx à nous et à notre dict monastère“, gedr. bei Saint-Mémin, S. 68 ff. — Der Name des Neffen lautet in den Rechnungen abwechselnd: Claes Vandeverbe, de Werne, de Wrne, de Vuenre; der Name des Oheims: Celoistre, Celustre, Celestre, Scluter, Slouter. Mit Orlandes ist Holland, mit Vuenre Voorne gemeint.

S. 224: **133**) Vgl. de Jonge, Ned. Zeewezen 1, S. 21. — **134**) Vgl. Oudemans, Woordenboek 6, S. 348 s. v. Sluyter. — **135**) Das Grabmal des Herzog Philipp befindet sich im Departement-Museum zu Dijon, ebenso die Statuen des Herzogs und seiner Gemahlin von dem Portal der Karthause. Holzschn. des Grabmals bei Witkamp, Zev. Prov. 1, S. 665, 684; Beschreibung bei

Saint-Mémin, S. 25 ff. [Vgl. über alle diese und andere Kunstwerke von Dijon Passavant im Kunstblatt 1843, S. 256 ff. und Waagen im D. Kunstblatt 1856, S. 236 ff.]

S. 225: **136**) Burgundische Rechnungen von 1396 und 1397. „Amyot-Arnaut, receveur général du baillage de Dijon, rapporte sous l'an 1396 qu'il lui est ordonné de faire faire au milieu de la place du cloistre un puits, et qu'au milieu il y ait une croix fondée sur une pile.“ — 1397 wurden in den Steinbrüchen zu Tonnerre verschiedene grosse Blöcke bestellt: „1. pour la croix qui sera au grant cloistre, 2. pour la flêche de la dicte croix, 3. pour la soubasse d'icelle.“ — Ferner: „Grant yveron de 23 pieds de long pour percer au long la flêche de la croix de pierre, ensemble le croison, que faict Claux Slustre“. Saint Mémin, S. 63. — **137**) Desgleichen von 1401 und 1402: „Mettre en coffret de bois trois grant ymaiges de pierre, faicts par Claux en son hostel, savoir David, Moyse et Jeremias. Les conduire à la chartreuse pour les mettre en place sur la pile de la croix.“ Saint-Mémin, S. 64. — „Tiré de la carrière d'Ys (Is-sur-Tille) 19 grant pièces de pierre pour la maconnerie des margelles du puits au grant cloistre, ensemble les angels qui sont autour de la pile et de la dicte croix.“ S. 63. — **138**) Der Mosesbrunnen steht auf seinem alten Platze, der jetzt dem Irrenhause von Dijon gehört. Er wurde 1840 restauriert. Ein Abguss befindet sich im Trocadero zu Paris. [Genaue Beschr. von Waagen a. a. O. S. 238; Abbildung bei du Somérard, L'art au moyen age, Atlas, cap. 5, pl. 1.] — **139**) Burg. Rechn. von 1397—1399. „Tiré de la carrière d'Asnière 9 grant pièces de pierre, dont 6 sont de 5 pieds et demi de long chascune, 2 pieds et demi de large et d'un pied et demi de gros chascune, pour convertir en plusieurs ymaiges que Claux faict pour la croix qui sera sur le pilier estant au milieu du grant cloistre.“ Saint-Mémin, S. 63. — **140**) Desgl. von 1403/4: „Sept cent feuilles d'or pour la peinture et dorure de plusieurs ymaiges de pierres faictes entour de la pile de la croix du grant cloistre.“ A. a. O. S. 64.

S. 226: **141**) Desgl. von 1401/2: „Un dyademe de cuivre faict par Hennequin d'Alt, orfèvre à Dijon, pour l'ymaige de la Magdelaine qui est sur la terrasse de la croix, et un besicle pour Jeremias le prophète.“ A. a. O. S. 64. — **142**) Desgl. von 1404: „Monin de Prenois, charpentier, faict la charpente tout autour de la croix du grand cloistre, afin de mettre icelle à l'essoute [à l'abri].“ A. a. O. S. 64.

S. 227: **143**) Das Gebetbuch der Anna von Bretagne auf der Nationalbibliothek zu Paris ist flämischen Ursprungs. Der Stammvater der Clouets, der Portraitsmaler der Valois, war ein Miniaturmaler aus Flandern, welcher nach Frankreich übersiedelte.

S. 228: **144**) Acquoy, Windesheim 1, S. 219 ff., 2, S. 232 ff. — **145**) Ueber diese alten Wandmalereien in Kirchen handelt Taurel, Christel. Kunst, 1882, Einl. S. XV ff. — **146**) Vgl. S. 115 f.; die ungünstige Beurtheilung des Charakters von Mande durch Bleyswijck, Delft, S. 364 ff., berührt jedenfalls nicht seine Kunstfertigkeit.

S. 229: **147**) Vgl. S. 30. — **148**) Beschr. der amsterdamer Handschrift des Geschichtsspiegels in der Ausg. von De Vries en Verwijs, 1859—63, Einl. S. XC; Holzschn. n. einer Miniatur bei W. Moll in Taurel, Christel. Kunst, 1, S. 91. — **149**) Beschr. und Altersbestimmung von Moll a. a. O. 1, S. 79 ff.

Ueber B. Rudolf vgl. S. 94. — **150**) Beschreibung und Abbildung bei Moll, a. a. O. S. 103.

S. 230: **151**) Stahlstich von Taurel zu Moll's Aufsatz, Pl. VI. — **152**) Portraits von Dietrich und Walther Crabeth bei Houbraken, Groote Schouwburg 1, S. 26 ff., Pl. b, nach den Originalgemälden in Gouda. — **153**) Die Bürgermeister hiessen Adrian Cornelisz Vereyck und Govert Suys, De Lange van Wijngaarden, De goudsche glazen, 1819, S. 62. — **154**) A. a. O. S. 69 ff. — **155**) A. a. O. S. 80 ff. — **156**) Kramm, Beschrijving der goudsche glazen, 1853; John Wheale, Early masters in christian decoration, London 1846, m. 11 Abbild. von goudaer Fenstern.

S. 231: **157**) Mededeelingen Rijks-adviseurs 1878, 2, S. 30 A ff. — **158**) Eine chromolithograph. Abbild. dieses Fensters bei Crandijk en Schipperus, Wandelingen 1, S. 269. — **159**) Bei Walvis, Gouda, 2, S. 65—94; De Lange, S. 1—62; Kramm, S. 45—141.

S. 232: **160**) „Dirk werd er voor betaald maar was niet koningsgezind." De Lange, S. 11. — **161**) Walvis, S. 73 ff.; De Lange, S. 26 ff.; Kramm, S. 65 ff., 109 ff. — **162**) Vgl. die Abhandlung von W. Moll bei Taurel, Christ. Kunst, 2, S. 151 ff. mit Stichen von Taurel, Pl. XXII, XXIII.

S. 233: **163**) Havard, Peinture hollandaise, 1882, S. 66; Riegel, Beiträge, 1, S. 13 ff. — **164**) Abbild. bei Taurel a. a. O. Einl., Pl. b; das Gemälde befindet sich im Reichsmuseum zu Amsterdam, Kat. v. 1874, n. 519.

S. 234: **165**) J. Houdoy, Études artistiques, 1879. — **166**) James Wheale über Memling bei Taurel 1, S. 121 ff.

S. 235: **167**) Ueber die hier wie im folgenden angeführten Persönlichkeiten sind die einzelnen Abhandlungen bei Taurel, Chr. Kunst, 1 und 2, zu vergleichen, sowie insbesondere und vor allem Karl van Mander, Het Schilderboek .... leven der vermaerde doorluchtighe nederlandtsche en hooghduytsche schilders, zuerst 1604, dann 1618 in Quarto erschienen, versehen mit Bredero's Lebensbeschreibung und Lastmann's Portrait von Van Mander. [1764 erschien veranlasst durch de Jongh eine neue Ausgabe der Künstlerbiographien in 2 Oktavbänden, welcher der Druck von 1618 zu Grunde gelegt ist. Zu den beiden calcarer Malern vgl. Wolff in Lützow, Ztschr. f. bild. Kunst 11, S. 339 ff.] — **168**) Vgl. Riegel, Beiträge 2, S. 161 ff.: Die Utrechter Schule.

S. 236: **169**) Van der Willigen, Haarlemsche schilders, 1866; Uebersicht bei van Vloten, Schilderkunst, 1874, S. 57 ff. — **170**) Gemälde von Bloemaert befinden sich im haager Moritzhaus, Katalog n. 13, 14; von Lastmann in Haarlem, Kat. n. 82, von Dirk Barentsen im Rathhause zu Amsterdam, Kat. v. Scheltema n. 11—13, von Anthonisz a. a. O. n. 1—3. — **171**) Ein Verzeichniss giebt Vosmaer, Rembrandt, sa vie et ses oeuvres, 1877, S. 28 ff.

S. 237: **172**) Künstlerinnen werden zu dieser Zeit kaum erwähnt. Albrecht Dürer berichtet in seinem Tagebuch der niederländischen Reise von der achtzehnjährigen Tochter des Illuministen Gerhard in Antwerpen, Susanna, welche die väterliche Kunst erlernt hatte: „es ist ein grosses Wunder, dass ein Frauenzimmer soviel machen kann" (ed. Thausing, S. 123 f.). — **173**) Van Cappelle, Bijdragen, 1821, S. 225 ff.; Jan ten Brink, G. A. Brederoô, 1871. [Vgl. Jonckbloet, Gesch. d. nederl. Letterkunde 3. A., 3, S. 293 ff.] — **174**)

„Jerolimo de Spaansche Brabander“ hera. v. Eelco Verwijs, 1869 [vgl. Jonckbloet a. a. O., S. 308 ff.]. — **175**) Ausg. Verwijs v. 2050 ff.

S. 238: **176**) A. a. O. v. 2006 ff., 2073 ff. — **177**) A. a. O. v. 2023.

S. 239: **178**) Eine der ältesten nordniederländischen S. Lukasgilden war die von Haarlem, für die Martin van Heemskerk 1532 ein bekanntes Altargemälde lieferte.

S. 240: **179**) Vgl. die einzelnen Biographien bei van Mander. Ueber Mor. Riegel, Beitr. 2, S. 165; Kramm, Levens en werken, S. 1156 ff. — **180**) Sie stammte aus der Familie van Boshuysen, Van Mieris, Leiden, S. 620 A ff.

S. 241: **181**) Riegel, Beitr. 2, S. 150 ff.; Portrait von Heemskerk bei Ch. Blanc, École hollandaise, mit Holzschnitten nach drei seiner Werke; andere Abbild. bei Havard, Peinture holland., 1882, S. 51. — **182**) Vgl. S. 198, Anm. 29.

S. 242: **183**) Im städtischen Museum zu Haarlem, Kat. 1881 n. 63; Stahlstich bei Taurel, Pl. XVI. — **184**) Holzschnitt bei Witkamp, Zev. Prov. 1, S. 372.

S. 243: **185**) Stahlstich nach einem Werke von Schoorel im utrechter Museum bei Taurel 2, S. 61 ff.; Portrait und Holzschnitt nach 3 Gemälden in Brüssel und München bei Ch. Blanc a. a. O., andere Abbild. bei Havard a. a. O. S. 48. Museum Haarlem, Kat. 1881, n. 104—107; Amsterdam, Kat. 1880, n. 327; eine Beschreibung der in Utrecht befindlichen Gemälde von Schoorel lieferte S. Muller 1880.

S. 244: **186**) Ein Stahlstich nach der „Kreuzigung“ im leidener Museum bei Taurel 1, S. 175 ff., Pl. XII. [Neben diesem einzigen beglaubigten Werke von Cornelis befindet sich noch ein ihm zugeschriebenes Bild im berliner Museum, dessen Gegenstand dem Alltagsleben entlehnt ist: eine Schachpartie zwischen einer Dame und einem Herrn, welcher zehn Personen zuschauen. Das älteste Genrebild der holländischen Schule! Vgl. Woltmann in Ztschr. f. bild. Kunst, hera. v. Lützow 9, S. 197.] — **187**) Das Or. des „jüngsten Gerichts“ im leidener Museum, n. 1321; Federzeichnung von Delfos, n. 1308; Photographien von Goedeljee, 1882. — **188**) De Lange van Wijngaarden a. a. O. S. 16, 59, 81, 92; Quittung von W. Crabeth, S. 67; Beil. D.

S. 245: **189**) Belege bietet fast jedes grössere Museum. Vgl. die Radierungen von W. Unger nach älteren niederländischen Meistern in Kassel und Braunschweig; Facsimiles der Stiche von Rembrandt hera. von Ch. Blanc, 1880. [Eine Zusammenstellung der bekannten „Anatomiegemälde“ giebt Vosmaer, Ztschr. f. bild. Kunst, 8, S. 13 ff.] — **190**) Vgl. Anm. 168.

S. 246: **191**) Portrait und 7 Holzschnitte bei Ch. Blanc, Éc. Holl.; Verzeichniss der (297) Kupferstiche des Goltzius bei E. Dutuit, Manuel de l'amateur d'estampes, 1882. — **192**) Die Portraits von Anna und Maria Roemers befinden sich im Museum Fodor zu Amsterdam; Radierungen von Boland bei der Ausg. der Werke von A. Roemers durch N. Beets, 1881. Van Mander, S. 196 B ff., äussert über Goltzius: „Ik acht niet dat iemand [der tijdgenooten] zoo vast en veerdig is, zonder iet te bootsen, een beeld met de pen ten eersten te trekken uit der hand, met zulke volkomenheid en zuiverlijk te voldoen, en met zoo grooten geest.“ — **193**) Die Bilder des Prinzen von und nach Mierevelt befinden sich im haager Museum, Kat. 1881, n. 76, 82, 191, 192. Der

Stich von Goltzius ist von W. Unger copirt worden für das 1872 von Kruseman hera. „In memoriam“.

S. 247: **194**) Vgl. die Altarbilder der flämischen Maler des 15. Jahrh. und die Henker auf dem S. Ursulaschrein von Memling im Johannishospital zu Brügge. — **195**) Stich nach dem Portrait des Philipp von Burgund (Amsterdam) bei Havard, Peint. holl., S. 39; vgl. Riegel, Beitr. 1, S. 11 ff. — **196**) Portraits des Papstes Hadrian in der Universität zu Löwen, von Mitgliedern der Brüderschaft von Jerusalem in Utrecht und Haarlem; Götterfest und Kindermord im Haag, Stiche bei Havard a. a. O. S. 59, 61; Schützenmahlzeiten von Cornelis in Haarlem.

S. 248: **197**) Vgl. Scheltema, Hist. beschr. d. schilderijen van het radhuis te Amsterdam, 1879. — **198**) „Cornelis von Haarlem nimmt mit seiner Schützenmahlzeit vom J. 1583 eine epochemachende Stellung ein.“ Riegel, Beitr. 1, S. 119. — **199**) Van Mander, S. 206 A ff.; Portrait von Cornelis und verschiedene Holzschnitte nach seinen Werken bei Ch. Blanc, Éc. hollandaise.

S. 249: **200**) Die drei Gemälde im Louvre sind im Kat. von 1881 in der Abth. f. holl. und flandr. Kunst unter n. 683/4, 342, 343 verzeichnet. Vgl. S. 181; v. Vloten, Schilderkunst, S. 95. — **201**) Vgl. den beschr. Kat. des haager Museums von V. de Stuers (1874), S. 92 f.; Holzschnitt bei Ch. Blanc a. a. O.

S. 251: **202**) Ch. Blanc a. a. O. Einl., S. 2 ff.; Havard, Peint. holl., Kap. 2. — **203**) Taurel 1, S. 175 ff. — **204**) Holzschn. bei Ch. Blanc a. a. O.; Riegel, Beitr. 2, S. 145 ff. hält dagegen das im braunschweiger Museum (n. 117) befindliche Gemälde für das Selbstbildniss des Lukas. Einen Massstab muss das Portrait des 37j. Lukas von H. Hondius 1598 abgeben.

S. 252: **205**) Vasari (1512—1574) 9, S. 268: „Alberto Duro tornato in Fiandra trovò un emulo, che già aveva cominciato a fare di molti intagli sottilissimi a sua concorrenza: e questi fu Luca d'Olanda, il quale, se bene non aveva tanto disegno quanto Alberto, in molte cose nondimeno lo paragonava col bulino. Avendo acquistato assai, Luca fece in un grandissimo quadro di sottilissimo intaglio Virgilio spenzolato dalla finestra nel cestone.“ — Van Mander, S. 134 B.: „Men siet van Lucas gheoeffent een verstandige aendachticheyt in het snyden zyner dinghen: om dies wille dat alle zyn wercken van handt te handt allenxkens ververren oft verschieten, en zyn soo hart niet aangheroert, omdat se souden verflouwen, ghelyck in't leven de ververrende dinghen meest uyt den ghesicht verliesen. Jae heft die dinghen ghedaen met sulcken opmercken en soo soet ghedommelt, dat ment met de verwe niet anders en soude ghedoen.“ — **206**) Holzschn. in der neuen Ausg. von Commines durch Chantelauze, Firmin Didot, 1881, S. 199. [Lichtdr. in Seidlitz, Allg hist. Portraitwerk, München 1884, 1. Ser. n. 2.] — **207**) „Doe hy een kindt van twaelf jaren oudt was, schilderde hy van waterverwe eenen doeck, wesende d'historie van S. Hubrecht, dat een dinghen seer te verwonderen was, en hem seer geruchtig maeckte. Dit stuck was voor den heer van Lockhorst, welcken hem daervoor gaf sooveel goutguldens als hy jaren oudt was.“ Van Mander, S. 134 A. — **208**) „Doe hy veertien jaren oudt was, sneedt hy een historie, daer Machomet door dronckenschap eenen monick hadde vermoordt, ghelyck het blyckt aan de datum van 1508. Een jaer daer naer, dat is in't

jaer 1509, doe hy vyftien jaer was, sneedt hy verscheyden dinghen, onder ander, ghelyck de glaesschrijvers, negen ronde passistucken. Dit zyn seer uytnemende stucken en seer wel gheordineert.“ Van Mander, S. 134 B.

S. 253: **209)** Van Mander, S. 135 A: „Lucas was wat cleen en teerachtig van persoon.“ — Tagebuch von Albrecht Dürer (ed. Thausing, S. 126): „Mich hat zu Gaste geladen Meister Lukas, der in Kupfer sticht. Ist ein kleines Männchen und gebürtig von Leiden in Holland.“ (S. 129). „Ich gab für Lukas' ganzen Kupferstichdruck von meiner Kunst für 8 Gulden.“ — **210**) Verzeichniss des Werkes von Lukas bei E. Dutuit, Manuel de l'amateur d'estampes, 1882, École flamande et hollandaise, Bd. 2. — **211**) Holzschn. nach dem Milchmädchen, Zahnarzt, Virgil und Eulenspiegel bei Ch. Blanc a. a. O. [16 Lichtdr. n. Werken von Lukas bei Wessely, Holl. Schule, S. 1—73 (Klass. Bibl. d. bild. Künste)]. — **212**) Van Mander, S. 137 A: „Doe hy nu op het leste altydt meer en meer aen lyf en ghesondtheydt afnam, en met gheen medecynen con gheholpen worden, en dat hy syn verscheydinghe uyt deser tydt te naken bevoelde, was hy lustigh om noch eens de hemelsche locht oft den hemel, des Heeren werck te sien; waerom zyn dienstmaegt hem buyten heeft ghebracht voor de leste reys, en is den tweeden dagh daer nae overleden.“

S. 254: **213**) Van Mander, S. 135 A.: „Op zyn drucken was hy soo heel sinlyck en nouw siende, dat hy gheen printen noyt heeft laeten uytgaen, daer eenigh minste gebreck of vlecxken aen was. Ick hebbe oock verstaen dat syn dochter soude getuyght hebben, dat hy groote hoopen printen verbrandt heeft, die misdruckt waeren.“

Sechstes Buch.

Uebersicht der Literatur.

S. 256: **1**) Jonckbloet, Gesch. d. nederl. Letterkunde, 3. A. 1884, 1, S. 116 nimmt bereits, abwehrend, auf diese Stelle Bezug. — **2**) Vgl. S. 103.

S. 258: **3**) Van Vloten, Jacob van Maerlants Merlijn, naar het eenig bekende steinforter handschrift, 1882. — **4**) Wolfram von Eschenbach, der adelige Dichter des Parzival, konnte nicht lesen und musste sich den französischen Text, den er bei seiner Arbeit benutzte, vorlesen lassen. Joinville wiederum konnte nicht schreiben und diktirte seine Histoire de Saint Louis. — **5**) Die Komödie wurde 1472—1481 in Foligno, Verona, Mantua und Florenz, 1502 von Aldus Manutius in Venedig gedruckt.

S. 259: **6**) Vloten, Bekn. gesch. d. nieuwe letteren, 1876, S. 3 ff.

S. 261: **7**) Dietrich von Assenede äussert in Floris en Blancefloer, ed. Hoffmann v. Fallersleben, Horae Belgicae, 1836, v. 23 ff.: Van Assenede Diderike — Dien seldijs danken ghemeenlike, — Dat hijt uten Walsche heeft ghedicht — Ende verstandelike in Dietsche bericht — *Den ghenen diet Walsch niet en connen.* — **8**) L. Ph. C. van den Bergh, Nederl. Volksromans, 1837, S. 168: „Maerlant was de stichter der *burgerlijke dichtkunst,* die in Nederland alleenheerschend werd en zich nooit tot eene aanzienlike hoogte verheffen konde.“ Jonckbloet a. a. O. 2, S. 9 ff. — **9**) Textausg. v. Willems; Proben bei Verwijs, Mnl. bloemlezing, 2. A., 3, S. 115 ff., Arend, Geschiedenis 2a, S. 525.

Geldrische Grafen wurden von französischen Troubadours als Schiedsrichter angerufen, Hist. litt. de la France 23, S. 686. — **10**) Melis Stoke ed. Huydecoper, 1772, 3, S. 424, 451 ff.

S. 262: **11**) Jonckbloet, Van den Vos Reinaerde, 1856, v. 25 ff., Einl. S. CLIII; ed. E. Martin, 1874, Einl. S. XV. — **12**) Der Natueren bloeme ed. Bormans en Verwijs 1857—72, Prolog v. 147 ff.; über Nik. von Kats vgl. De Lange van Wijngaarden, Heeren en stede van der Goude 1, S. 78 ff. — **13**) Prolog von Merlin ed. Vloten v. 14 ff.; Jonckbloet 2, S. 34 f. — **14**) Maerlant's Alexander ed. Snellaert, 1861, 10 v. 1510; der Name des Mädchens scheint Gotile gewesen zu sein. — **15**) Vgl. S. 109. — **16**) Spiegel historiaal ed. de Vries en Verwijs, Prol. v. 93 ff. — **17**) Ed. Huydecoper 1, S. 7 v. 27 ff.; 3, S. 419 v. 1055 ff. — **18**) Van Wyn, Avondstonden, 1800, 1, 333 nach einer Rechnung von 1338. Ein anderer Dichter, Wilhelm van Hildegaersberch (ed. Bisschop en Verwijs), wird in den gräflichen Rechnungen von 1383 bis 1404 wiederholt erwähnt. — **19**) Vgl. S. 71.

S. 264: **20**) Petrus Comestor, Scholastica historia. Ausg. von 1471 und 1473 befinden sich unter den Inkunabeln der pariser Nationalbibliothek. — **21**) Maerlants Rijmbijbel, ed. David, v. 74 ff.; Spiegel hist. ed. Vries en Verwijs I, 1, Prol. v. 83 ff. Jan de Weert, ein Nachfolger von Maerlant, erzählt um 1350, dass die Uebersetzung Maerlant fast das Leben gekostet hätte, Te Winkel, Maerlants werken, S. 52 ff.

S. 265: **22**) Dante äussert in seinem Convito c. 7: „Ein Jeder weiss, dass kein dichterischer Gedanke in eine fremde Sprache übersetzt werden kann, ohne an Reiz und Harmonie zu verlieren. Daher lässt sich Homer nicht aus dem Griechischen in das Latein übertragen, daher entbehren die Verse der Psalmen des musikalischen Tones. Sie wurden aus dem Hebräischen in das Griechische, aus dem Griechischen in das Latein übersetzt und darüber ist aller Liebreiz verloren gegangen."

S. 266: **23**) Vgl. S. 190. Die S. Eusebiuskirche in Arnheim heisst auf einer Zeichnung von 1716 im arnheimer Museum Sebiskerk.

S. 267: **24**) Wind, Bibl. der nederl. geschiedschrijvers, 1831—35, führt aus dem Zeitraum von 970—1566 78 Werke auf und dabei ist die Liste nicht einmal vollständig. Allerdings sind verschiedene mehr oder minder hervorragende Fremdlinge abzuziehen, dafür berücksichtigt Wind aber nur die bis 1830 gedruckten Texte, Vorrede S. IX.

S. 268: **25**) Stoke ed. Huydecoper 1, S. 41 v. 328 ff.; bezüglich der Streitfrage, ob Stoke nicht an diesem Orte Maerlant abschreibt, vgl. Spiegel hist. ed. Vries en Verwijs, Einl. S. XXV ff. und Te Winkel, Maerlants Werken, S. 418 n. 2.

S. 269: **26**) Ed. Huydecoper 3, S. 185 ff. — **27**) A. a. O. 2, S. 263 ff. — **28**) Ausg. von Clignett en Steenwinkel, 1784 ff.; in jüngster Zeit trefflich neu hera. von De Vries en Verwijs, 1858—63. — **29**) Das älteste in Niederland gedruckte Geschichtswerk, die alte goudaer Chronik, erschien 1478. — **30**) Vgl. Vries en Verwijs, Einl. S. L ff. — **31**) G. J. Vossius, De historicis latinis, 1627.

S. 270: **32**) Ueber Vincenz vgl. Hist. litt. de la France, Bd. 18, Monographie von Bourgeat, 1878; Vries en Verwijs, Einl. S. IV ff. Das Speculum

naturale von Vincenz liegt der Natueren Bloeme von Maerlant zu Grunde, er hielt es mit Unrecht für ein Werk des Albertus Magnus. — **33**) Vincenz, Spec. hist. 17, c. 5, 6; Maerlant 3, 1, c. 12. — **34**) Ueber die Parteinahme des Mittelalters für die Trojaner und die letzten Ueberbleibsel dieser Sinnesweise in Shakespeare's Troilus and Cressida (1609) vgl. A. Joly, Métamorphoses d'Homère et de l'epopée greco-latine au moyen-âge, 1870; P. Stapfer, Shakespeare et l'antiquité, 1879, 1, S. 138 ff.

S. 271: **35**) Vgl. Buckle, Hist. of civilisation in England 1, S. 288 ff. (Ausg. v. 1882).

S. 272: **36**) Vergl. S. 147, Anm. 72. — **37**) Comparetti, Virgilio nel medio evo, 1872; vgl. G. Paris, Revue crit. 1874, 1, S. 133 ff. — **38**) Ducange, Glossarium mediae et infimae Latinitatis, 1678 und öfters, zuletzt 1883 ff. — **39**) L. Quicherat, Thesaurus poeticus, 1846. — **40**) Vgl. Jonckbloet, Letterk. 3. A., 1, S. 129 ff. [W. Braune in der Zeitschr. f. D. Philologie, hera. v. Zacher 4, S. 249 ff.]. — **41**) Vgl. S. 18. — **42**) Maerlants Alexander, ed. Snellaert, Einleitung. — **43**) Auch aus Seneka, vgl. die Ausg. von Vries en Verwijs, Einl. S. XI, XLV. — **44**) Vgl. S. 112 ff. — **45**) Vgl. die Ausg. des Rechtsbuches von Fruin en Pols. — **46**) Esopet ed. Clignett, 1819; Dietsche Catoen ed. Jonckbloet, 1846; vgl. S. 101.

S. 273: **47**) „Leunculus de antris aquilinis", Ph. v. Leiden, De cura reipublicae ed. Fruin, S. 250. — **48**) „Ita est; psalmi mihi salmones." Ausspruch von Thomas in Rosweyde's Ausg. seiner Werke.

S. 274: **49**) Macaulay, Hist. and crit. essays, vergleicht in seiner Studie über Milton dessen Phantasie mit der von Dante. — **50**) Saint-Beuve, Causeries du lundi, 8, S. 220 ff. handelt über Reineke Fuchs; Taine, Lafontaine et ses fables, 1865. — **51**) Hugo von Trimberg: Der Renner, Ulrich Boner: Der Edelstein u. a. behandelten auch im Mittelalter einzelne Fabeln. Bossert, Litt. allem., S. 383 ff. [Vgl. Scherer, Gesch. d. D. Litt., S. 220 ff.]

S. 275: **52**) Fauriel, über den Roman de Renart in Hist. litt. de la France, Bd. 22. — **53**) Vgl. Littré's Wörterbuch s. v. — **54**) Vgl. S. 253. — **55**) Ch. de Coster, La légende d'Ulenspiegel et de Lamme Goedzak au pays de Flandres, 1869. — **56**) Die späteren Bearbeitungen von Eulenspiegel behandelt Van den Bergh, Nederl. Volksromans, S. 135 und Nachträge. — **57**) Vgl. S. 113.

S. 276: **58**) Hera. v. Bechstein in Pfeiffer, Deutsche Klassiker des MA., 2. A., 1873. — **59**) A. a. O. 2, S. 300 ff., Fortsetzung Ulrichs von Türnheim, v. 3302 ff. — **60**) A. a. O. v. 11371 ff. — **61**) A. a. O. Einl. S. XXXIX: „Der Herausgeber muss sich versagen, die ethische Seite des Gedichtes zu berühren." [Vgl. Scherer, a. a. O. S. 167 ff.] — **62**) A. a. O. Einl. S. XXVII ff.

S. 277: **63**) Antwerpsch Liedeken-Boeck 1544, neu hera. v. Hoffmann von Fallersleben, zuletzt 1855. — **64**) Klucht van Teeuwis de boer en men juffer van Grevelinckhuysen door Samuel Coster, 1612. Neue Ausg. von Kollewyn, Drie dichters uit de 17. eeuw, 1881. — **65**) Bei Hoffmann v. F. S. 50.

S. 278: **66**) Van den Vos Reinaerde ed. Jonckbloet 1856, und E. Martin, Paderborn 1874. Die letztere Ausgabe enthält „Den Vos" und die „Historie".

S. 279: **67**) Martin a. a. O., Einl. S. XLIX: „Willem lässt in mephistophelischer Laune nichts unverschont, zeigt überall nur Schwäche und Thorheit,

Eitelkeit und Heuchelei; und freilich muss in dieser dummen, schlechten Gesellschaft unsre Sympathie dem zufallen, der als vollendeter Spitzbube alle andern besiegt.“ — **68**) Maerlants Strofische gedichten, ed. Verwijs, S. 21 ff.: Nu waent sulc, dat tfolc eygijn — Comen es van den quaden Caijn, — Die vermorde Abelle, — Ende dien God verdoemt hiet sijn. — *Dit en is niet waer* Martijn .... — Martijn, die Duutsce loy vertelt, — Dat *van onrechter gewelt* — Eygendoem es comen u. s. w. — Mit der „Duutsce loy“ ist der Sachsenspiegel gemeint. — **69**) „Willem die Madoc maakte“ legte seiner Bearbeitung einen französischen Text zu Grunde, an dessen Zusammenstellung Perroz de Saint Cloud (1209) einen wesentlichen Antheil hatte. Ausg. Jonckbloet, Einl. S. XLIII ff., LXXXVIII ff.; Martin, Einl. S. XXVIII ff. — **70**) Martin a. a. O., Einl. S. XLVIII: „Wie boshaft wird, unter dem Scheine der grössten Naivetät, das Familienleben des Clerus aufgedeckt! Wie zeigt sich in Reinaerts Doppelbeichte Heuchelei mit Hohn vermischt. Und wie die Geistlichkeit, so kommt auch der Hof schlecht genug weg. Der König, bei allem Anspruch auf Gerechtigkeit, ein Spielball in den Händen des Betrügers; seine Boten, der würdige Brun ein Tölpel, der schlaue Kater ein Dummkopf. Ja um das letzte Ideal der Ritterwelt zu stürzen, wie scharf tritt die Leichtgläubigkeit und Parteilichkeit der Frauen in der Königin hervor!“

S. 283: **71**) Brill, Willem I. van Holland, S. 62 ff. — **72**) Van Hasselt, Het oorspronkelijk schildery, Haarlem 1804, fol. Stahlstich bei Arend, Gesch. 2c, S. 662. Die Kahlheit von Karl ist auch auf seinem Grabmal sichtbar.

S. 284: **73**) Vgl. van der Aa, Biogr. Woordenb. 10, S. 53 ff. und die daselbst angeführten Schriften von Slichtenhorst, Wagenaar, Arend, Nijhoff.

S. 285: **74**) De Haan Hettema, Oude friesche wetten 2, S. 84 ff.; Moll, Kerkgesch. 1, S. 446 ff. — **75**) Montalembert, Conquête de l'Angleterre par les moines 2, S. 70 ff.; Taine, Litt. anglaise 1, S. 48 ff. — **76**) Moll a. a. O. 1, S. 23, 180.

S. 286: **77**) Vgl. S. 46 ff. — **78**) Tacitus, Germania c. 9, 39. — **79**) A. a. O. c. 8; Historiae 4, c. 61. — **80**) Tacitus, Germ. c. 40.

S. 287: **81**) Ueber das Mythologische dieses Zuges vgl. Bartsch, Nibelungenlied, 5. A. 1879, Einl. S. VI ff.

S. 289: **82**) Eine Uebersicht der Ritterromane giebt Jonckbloet, Letterkunde, 3. A. 1884, 1, S. 67 ff., 147 ff.; Dorenbos, Handleiding, 2. A. 1882, 1, S. 231 ff. [Vgl. Scherer, Gesch. d. D. Litt., Kap. 5 u. 6.] — **83**) Spiegel historiaal ed. Vries en Verwijs, Einl. S. XXI ff. — **84**) Hera. v. Jonckbloet 1859. Den ursprünglichen lateinischen Text giebt Caesarius von Heisterbach in seinem Dialogus Miraculorum. Studie von Wybrands, Bijdragen, 1872, S. 1 ff. [Vgl. Jonckbloet, Letterk. 3. A. 1884, 1, S. 418 ff.]

S. 290: **85**) Vgl. Wybrands, a. a. O. S. 86 ff.; Vloten, Prozastukken, S. 301 ff. — **86**) Ed. Jonckbloet, S. 34 ff., v. 925 ff. — **87**) Antwerpsch Liedt-Boeck v. 1544 ed. Hoffmann von Fallersleben, S. 88. Samuel Coster arbeitete das Gedicht 1613 zu einem Drama um, abgedr. bei Kollewijn, Drie dichters uit de 17. eeuw, S. 489 ff.

S. 291: **88**) Hera. v. Willems in Oude vlaemsche liederen, 1848 [abgedr. Jonckbloet, Letterk. 2, S. 297]. Bredero machte ein Drama daraus, vgl. J. ten Brink, Bredero, 1871, S. 228 ff. — **89**) Die Geliebte des Grafen Jan von Blois

war ein adliges Mädchen, deren Vater an dem Verhältniss so wenig Anstoss nahm, dass er für die Erziehung der Bastarde Sorge trug. Dirk Potter bezeugt, dass die Unehrbarkeit unter den Edelfrauen seiner Tage nur dann Anstoss erregte, wenn sie offenkundig wurde oder Familienzwiste veranlasste.

S. 292: **90**) Mittelniederländische weltliche Gedichte bei Verwijs, Bloemlezing, 3 S. 115—149, geistliche, a. a. O. S. 149—156, sowie bei Moll, Brugman 2, S. 143 ff. — **91**) Bei Eelco Verwijs, X goede boerden, S. 33 ff. — **92**) Bei Ch. Ruelens, Refereinen en andere gedichten der 16. eeuw, verzameld door Jan de Bruyne (1579—1583). Antwerpen, 1879—81 (3 Bde.), 1, S. 73 f. — **93**) A. a. O., Einl. S. VIII.

S. 293: **94**) Zwei Schauspiele von Mander „Noah“ und „Dina“ sind von der Maatschappij van Letterkunde te Leiden herausgegeben worden. — **95**) Van Helten hat 1875 die 3 Bände Gedichte von Anna Bijns wieder abgedruckt unter dem Titel „Refereinen van Anna Bijns, naar de nalatenschap von Mr. A. Bogaers“. Neue Refereinen haben darauf Jonckbloet und van Helten 1880 hera., vgl. Jonckbloet, Letterk., 3. A. 2, S. 479 ff. und insbesondere S. 485 Anm. [Eine eingehende Besprechung der Werke von Anna Bijns bei P. Fredericq, De Nederlanden onder K. Karel, 1885, 1, S. 97 ff.]

S. 295: **96**) Ueber Casteleyn und seine „Konst van Rhetoriken“ vgl. Jonckbloet, Letterk., 3. A., 2, S. 474 ff. — **97**) Vgl. S. 213 Anm. 97.

S. 296: **98**) Jonckbloet, Letterk. 2, S. 486 ff.

S. 297: **99**) Brief von Anna Roemers an den Präsidenten Roose, 28. Febr. 1642 oder 1643, bei Vloten, Tesselschade Roemers, S. 90 ff., bei N. Beets, A. Roemers gedichten, 1881, 2, S. 277 ff. — **100**) „Het is in Holland met duitsche begrippen en duitschen invloed als met Duitschlands nationalen stroom. Fier betreedt de Rijn onzen bodem, maar weldra splitst hij zich in kleine takken en smoort in het zand. De Maas en de Schelde daarentegen, ontsprongen op denzelfden grond van waar de eerste volksbeweging uitging (en die thans, wie moeten het erkennen, Frankrijk heet), stuwen langs onze gewesten in breede golving hunne wateren naar zee.“ Bakhuizen van den Brink bei J. ten Brink, Eerste jaren der Nederl. Revolutie, 1882, S. 7. — **101**) Vgl. Lenderts Ausg. von Der Minnen loep, Einl. S. 36 ff. Jonckbloet, Letterk. 2, S. 258.

S. 298: **102**) Verschiedene Beispiele bei Jonckbloet, Letterk. 2, S. 470; u. a. huldigte ein junger Zeeländer 1539 in Middelburg seiner Geliebten mit den Worten: Lamenterende blyvic in desperacien — Jont mi wat gracien, in corter spacien, — Ter confortacien van mi arme slichte; — Oft doer de turbacien dwingt mi de desolacien — Ter murmuracien en arguacien — Daer ic in desperacien by sou comen lichte. — **103**) „Mediocriter eruditorum nusquam gentium frequentior numerus.“ Vgl. S. 4. — **104**) Eine Liste der Kammern bei Schotel, Gesch. der Rederijkers, 1871, 2. A., 2, S. 227. — **105**) Nederl. historie, ed. 1614 f. 30 A. — **106**) Schotel, a. a. O. 1, S. 21, 68 ff.; Jonckbloet, Letterk. 2, S. 410 ff.

S. 299: **107**) Antwerpsch Archievenblad 8, S. 359—362; Ruelens, a. a. O. Einl. S. XI. — **108**) Ampzing, Lof van Haarlem, 1612, S. 447 aus einem haarlemer Gerichtsbuch: „Den 20. Juni 1568 werde Heynsoon Adriaenszen, schoelapper, factoor van de oude kamer der Pellikanisten, poorter dezer stad, alhier opgehangen, omdat hy liedekens, baladen ende echoos gedicht ende int openbaar

verkocht hadde.“ — **109**) J. ten Brink, Coornherts Wellevenskunst, 1860, S. LVII ff. — **110**) Vgl. den Process des jungen Rederijker Wattepatte zu Laventhie in Artois. Sein Vater war Gerichtsschreiber. Vloten, Opstand tegen Spanje, 1856, 1, S. 125, 187 ff. — **111**) Viele sowohl katholische wie lutherische Rederijkersgedichte blieben ungedruckt, weil die Censur die Druckerlaubniss verweigerte, Ruelens, Refereinen, Einl. S. IX ff. — **112**) Orlers, Leiden, S. 323, berichtet, Johann sei sogar Vorsteher einer Kammer gewesen und habe sehr gern einen König dargestellt.

S. 300: **113**) Vgl. S. 125 ff. — **114**) Vgl. S. 124, Anm. 8; van Bleyswijk, Delft, S. 763 ff. Vgl. Nippold in Ztschr. f. hist. Theol. 1862, S. 364 ff. — **115**) Schotel, Gesch. 1, S. 70; Jonckbloet, Letterk. 1, S. 417. — **116**) Neu hera. von Schotel; vgl. Jonckbloet, a. a. O. 2, S. 452. — **117**) Die lutherischen Spottverse sind zum Theil nur aus den Repliken von Anna Bijns bekannt! — **118**) Die meisten Geschichten der Kammern betrachten diese bis aufs Blut verfolgten Kämpfer mit der Feder als die Vorläufer der Reformatoren, Schotel, Rederijkers 1, S. 231 ff., Jonckbloet, Letterk. 2, S. 452, Ruelens, Einl. S. X, De Hoop-Scheffer, Kerkhervorming, S. 474 ff., 558 n. 2. — **119**) Bezeichnend ist hierfür ein Gedicht, dessen immer wiederkehrende Schlusszeile lautet: „dan ist quaet rethorisyn syn of predicant“, Ruelens, Refereinen, Einl. S. XV f.

S. 301: **120**) Leben van Manders von G. A. Bredero im zweiten Abdruck des Schilderboek, 1618.

S. 302: **121**) Bredero, a. a. O.; Jonckbloet, Letterk. 2, S. 463. Als Jugendarbeiten von Mander werden noch erwähnt ein Nebukadnezar, ein David, ein Hieram, ein Urtheil Salomonis. Bei der Aufführung der Königin von Saba wirkten an die fünfzig Schauspieler mit; bei der von Noah wimmelte es „van ommestanders en aensienders die in grote menichte waren gekomen uyt de ommelegghende steden en dorpen“. Ueber Manders Ruf als Rederijker berichtet Bredero „want hy uyt alle hoeken in Vlaenderen van redenrijck-kameren kaerten bequam en kreech, om prijs te dichten. Hy had seer veel tinnewercx eer-prijsen ghewonnen.“ — **122**) Diejenigen Kammern, welche keine Theater wurden, entarteten im 17. Jahrh. zu Trinkgesellschaften. Eine satirische Darstellung der Kammer: *In liefde vry* von Jan Steen (1626—1679) im brüsseler Museum, Kat. 1877, n. 318. — **123**) Vgl. S. 235, 245. — **124**) Zu Ehren der ersten Nordpolfahrt von Linschoten (1595) malte er ein Dekorationsstück, Museum in Haarlem, Kat. 1881, n. 90; eine ganze Anzahl von Dichtwerken zählt Bredero her, welcher zugleich berichtet, dass Mander noch 1603 vor seinem Weggang nach Amsterdam für seine Freunde in seiner Sommerwohnung bei Alkmar ein Rederijkerschauspiel aufführte. — **125**) Das Schilderboek von 1618 enthält: 1. Grondt der edel vry Schilderconst (eine praktische Aesthetik in Versen); 2. Biographien der antiken, italienischen, niederländischen und deutschen Maler; 3. Auslegung der Metamorphosen des Ovid; 4. Vorschriften über die Abbildung von Figuren. — **126**) Die Schuld tragen Druck- oder Schreibfehler in seinem Leben der italienischen Maler, S. 109 A, 110 B.

S. 303: **127**) Vasari's Werk: Le vite de' più eccellenti pittori u. s. w. *ist* bei seinen Lebzeiten 1550 und 1568 erschienen.

S. 304: **128**) Nederl. historie, ed. 1614 f. 29 f. Mit „Landjuweel“ *wurden* die grossen Rederijker-Wettkämpfe bezeichnet. — **129**) Lebensbeschreibung

von S. Ruytinck am Schluss der Ausgabe von 1614. — **130**) Zwei Tragikomödien in Prosa, Haag 1617. — **131**) Coornherts Werke, hera. 1630, vgl. die chronologische Liste bei J. ten Brink, a. a. O. S. 187. — **132**) Vgl. Vloten, Beknopte Gesch., S. 202.

S. 305: **133**) Etymologeticon Theutonicae linguae, Antwerpen 1583. — **134**) „Kort begrip, leerende recht Duidts spreken“ von Spieghel und Visscher, unter Mitwirkung von Fallet, Amsterdam 1584.

S. 306: **135**) Trotz des Eiferns von Maerlant und Genossen lebten übrigens die Ritterromane fort; van den Bergh zählt 28 Prosabearbeitungen aus dem 16. Jahrh. und noch später auf. — **136**) Van Vloten, Nederl. Prozastukken, 1851.

S. 308: **137**) UB. v. Holland en Zeeland n. 481; Melis Stoke, Rijmkron. 4 v. 65 ff. — **138**) Vgl. Taine, Litt. Anglaise, 1, S. 110 ff. — **139**) Adenes le Roy (1240—1300), Li roumans de Berthe aus grans piés, ed. A. Scheler, 1874, v. 147 ff.: „Avoit une coustume ens el tiois pays — Que tout li grand signor, li conte et li marchis — Avoient entour aus gent françoise tous dis — Pour aprendre françois lor filles et lor fis . . . . . — Adonc tenoient Franc les Tiois por amis — S'aidoient li un l'autre contre les Arabis. -- **140**) Balduin IX. von Flandern, Heinrich III. und Wenceslaus von Brabant dichteten französisch; vgl. S. 261, Anm. 9. — **141**) Vgl. Jonckbloet, Letterk., 1, S. 293, Anm. 1.

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Geschichtliche Werke

aus dem Verlage von

T. O. Weigel in Leipzig.

v. Abendroth, H., Terrainstudien zu dem Rückzuge des Varus und den Feldzügen des Germanicus. Mit einer Karte. 1862. ℳ 2. 40.

Barthold, F. W., Geschichte der deutschen Städte und des deutschen Bürgerthums. 4 Theile. 1850—53. ℳ 9. —

——— **Geschichte der deutschen Hansa.** Nebst einer Karte des Hansa-Gebietes. Neue Ausgabe. 3 Theile oder 4 Lieferungen. 1862. ℳ 6. —

——— **Geschichte der Kriegsverfassung und des Kriegswesens der Deutschen.** Neue Ausgabe. 1864. ℳ 3. —

Cornelius, Prof. **C. A., Geschichte des Münster'schen Aufruhrs.**

Erstes Buch: **Die Reformation.** 1855. ℳ 6. —

Zweites Buch: **Die Wiedertaufe.** 1860. ℳ 6. —

Fischer, Otto, Bonifatius, der Apostel der Deutschen. 1861. ℳ 6. —

Hess, J. C., Gottfried Heinrich, Graf zu Pappenheim. Nach Geschichtsquellen u. Urkunden bearb. Mit einem Plane von d. Schlacht bei Leipzig. 1855. ℳ 4. 50.

v. Hübner, A., Sixtus der Fünfte. 2 Bände. 1871. ℳ 12. —

v. Kalckstein, Carl, Geschichte des französischen Königthums unter den Capetingern. Erster Band. 1877. (Mehr nicht erschienen.) ℳ 10. —

Kemble, J. M., Die Sachsen in England. Eine Geschichte des englischen Staatswesens bis auf die Zeit der Normannischen Eroberung. 2 Bde. 1853—54. ℳ 8. —

Kortüm, Fr., und **K. A. Freih. v. Reichlin-Meldegg, Geschichte Europa's im Uebergange vom Mittelalter zur Neuzeit.** 1868. ℳ 6. —

Krone, Jul., Fra Dolcino und die Patarener. Historische Episode aus den piemontesischen Religionskriegen. 1844. ℳ 5. —

Kurts, Fr., Geschichtstabellen. Uebersicht der politischen und Kultur-Geschichte mit Beigabe der wichtigsten Genealogien in synchronistischer Zusammenstellung für Schulen und den Selbstunterricht bearbeitet. Dritte vermehrte bis auf die Gegenwart ergänzte Auflage.

I. Abtheilung: **Alte und mittlere Geschichte.** 1880. In 4°. Kart. ℳ 1. 30.

II. „ **Neue Geschichte.** 1881. In 4°. Kartonnirt. ℳ 1. 30.

Lau, G. J. Th., Gregor I. d. Grosse, nach seinem Leben und seiner Lehre. 1845. ℳ 8.—

Macaulay, Thomas Babington, Lord, **Die Geschichte von England seit dem Regierungsantritte Jakobs II.** Uebersetzt von Fr. Bülau. Zweite Auflage. Mit dem Porträt des Verfassers. 5 Bände. In 8°. 1860—61. ℳ 16. —

——— ——— Taschen-Ausgabe. 11 Bände. 1852—61. ℳ 12. —

——— **Kleine geschichtliche u. biographische Schriften.** 5 Bde. 1850—58. ℳ 12. —

——— **Reden.** Nach der vom Verfasser durchgesehenen Ausgabe übersetzt von Prof. Fr. Bülau. Mit dem Porträt Macaulay's. 2 Bände. 1854. ℳ 4. —

Müller, Aegidius, Anno II. der Heilige, Erzbischof von Köln und dreimaliger Reichsverweser von Deutschland, 1056—75. Sein Leben, sein Wirken und seine Zeit nach den Quellen bearbeitet. 1858. ℳ 5. —

Rückert, Prof. Dr. **Heinrich, Annalen der deutschen Geschichte.** Abriss der deutschen Entwickelungsgeschichte in chronolog. Darstellg. 3 Thle. 1850. ℳ 4. —

——— **Das Leben des heiligen Ludwig, Landgrafen zu Thüringen, Gemahls der heiligen Elisabeth.** 1851. ℳ 3. —

——— **Culturgeschichte des deutschen Volkes in der Zeit des Uebergangs aus dem Heidenthum in das Christenthum.** 2 Theile. 1853. 1854. ℳ 10. —

——— **Lehrbuch der Weltgeschichte** in organ. Darstellung. 2 Thle. 1857. ℳ 9. —

——— **Deutsche Geschichte.** Zweite umgearbeitete Auflage bis zur Neugründung des Reichs ergänzt. 1873. ℳ 10. 50.

v. Sacher-Masoch, Dr. **Leop.** Ritter, **Ungarns Untergang und Maria von Oesterreich.** 1862. ℳ 2. 40.

Stirling, William, Das Klosterleben Kaiser Karls des Fünften. (Mit einem Titelbilde.) 1853. ℳ 3. —

v. Wietersheim, Eduard, Geschichte der Völkerwanderung. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage besorgt von Felix Dahn. Zwei Bände. ℳ 30. —

Erster Band. Mit einer Karte von H. Kiepert. 1880.

Zweiter Band. Mit Sachregister und Literaturübersicht. 1881.

——— **Zur Vorgeschichte deutscher Nation.** 1852. ℳ 2. 25.

——— **Die Bevölkerung des römischen Reiches.** 1859. ℳ 1. 60.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Busken Huet, Conrad

Rembrandt's Heimath Studien zur Geschichte der nordniederländischen Kultur im siebzehnten Jahrhundert

Bd.: 1

Leipzig (1886)
Art. 489 e-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11553012-3